Liber
B. Libl. in Pelplin

Mg (B) 2

Passau
(154)

II 3 Kodex 3

Versuch

einer

Jugendkunde.

[Kajetan] Von

Prof. Weiller.

München,

bey Joseph Lindauer, 1800.

Vorbericht.

Man kehrt im Erziehungsfache immer mehr von dem Irrthum zurück, in den Zöglingen nur sich selbst im verjüngten Maaße zu sehen. Man fängt an, die Jugend als einen eignen Schlag von Menschheit zu betrachten. Die Vorschriften der Erziehung werden nicht mehr blos auf die Natur des Menschen überhaupt, sondern großentheils auch schon auf die Natur des jungen Menschen gegründet.

Die Verwandlung, welche die Erziehung dadurch litt, ist sehr groß und sehr vortheilhaft. Allein sie ist noch nicht vollständig. Sie umfaßt also noch nicht alle Theile, welche sie umfassen sollte, und gewährt noch nicht den ganzen Segen, welchen sie gewähren könnte. Wie kann sie vollständig gemacht werden?

Man bringt in eine Klasse von Kenntnissen — Vollständigkeit, wenn man wissenschaftliche Ordnung hineinbringt. Es ist daher nothwendig, die verschiednen Eigenheiten der Natur des jungen Menschen nicht blos in zerstreuten, wenig zusammenhängenden Bruchstücken, sondern in einem ganzen, richtig verbundenen Lehrgebäude aufzustellen. Es ist nothwendig, die Kenntniß der Beschaffenheit des jungen Menschen nicht blos als Rapsodie, sondern als Wissenschaft zu behandeln.

Das Gefühl dieses Bedürfnisses allgemeiner, als es vielleicht bisher statt hatte, zu wecken, und ihm da, wo es erwacht, zugleich einige kleine Befriedigungen der ersten — immer mäßigen — Wünsche anzubiethen, — ist die doppelte Absicht des gegenwärtigen Versuches. Ich bin unendlich belohnt, wenn ich beyde Absichten erreiche. Erreiche ich aber auch nur die erste, so erreiche ich doch schon dasjenige, was ich am meisten wünsche.

Ich denke mir, wie man in der nachfolgenden Einleitung sehen wird, in einem System allgemeiner sowohl Körper, als den Geist betreffender Jugendeigenthümlichkeiten — eine allgemeine Jugendkunde, — überdieß aber auch noch in den Systemen der besondern körperlichen oder geistigen Jugendeigenthümlichkei-

ten — zwo besondere Jugendkunden, nämlich eine Jugend-Körperkunde, und eine Jugend-Seelenkunde. Hier liefere ich indeß nur einen Versuch der ersten — also blos der allgemeinen Jugendkunde, als den Grund der beyden übrigen. Für die zwote wünschte ich die Feder eines **Arztes** in Bewegung setzen zu können. Er würde dadurch künftig ganzen Generationen — unzählige Krankheiten ersparen, und so die kleine Sünde vergüten, gegenwärtig vielleicht an einzelnen Menschen — einige Krankheiten weniger geheilt zu haben. — Ueber die dritte werde ich seiner Zeit selbst wieder einen Versuch wagen, wenn bis dahin kein glücklicherer den meinigen überflüßig machen wird.

Der Ausdruck, unter welchem meine Gedanken hier erscheinen, dürfte für eine Untersuchung, wie die vorliegende ist, die sich einer wissenschaftlichen nähern sollte, vermuthlich nicht kalt genug seyn. Ich hätte meiner Empfindung keinen Zutritt in eine Gegend gestatten sollen, in welcher sich nur der Verstand aufhalten solle. Ich nahm es mir auch vor. Allein die Empfindung wußte sich einzuschleichen, ohne daß ich es vermuthete, und machte ich ihr darüber Vorwürfe, so nahm sich ihrer selbst der Verstand an, und entschuldigte ihr Daseyn dadurch, daß die Gegend, worinn er itzt arbeite, für

seine Gespielinn ja nicht zu hoh, und das Geschäfft, das er ihr überlassen, schon von der Art sey, daß es ihre Kräfte und Gränzen nicht übersteige. Sie dürfe nämlich nur die Hüllen zu den Gedanken machen. Sollte vielleicht der Verstand selbst bestochen worden seyn? — Eine andere Rücksicht in Betreff des Ausdrucks, welche mir die Rezension zweyer Werkchen von mir in der oberdeutschen allgemeinen Litteraturzeitung Nro. 23. von heuer zeigt, konnte ich bey dem gegenwärtigen nicht mehr, wie ich wünschte, benützen, weil die darinn enthaltne Rüge, leider! zu spät kam. Ich kann deswegen hier darüber nichts anders mehr thun, als dem Verfasser dieser Rezension für seine Rüge danken, und Benützung derselben für die Zukunft versprechen.

München den 18. März, 1800.

Der Verfasser.

Inhalt.

Einleitung. Seite 1

Erster Theil.

Allgemeine Jugendkunde.

Erste Abtheilung.

Allgemeine Urgesetze für die ganze Jugend.

Erstes Kapitel.

Ableitung der jugendlichen Grundeigenschaften, und der daraus entstehenden allgemeinen Urgesetze für die ganze Jugend überhaupt, aus dem Begriffe der Jugend. 19

Zweytes Kapitel.

Unbestimmtheit. — Die Jugend hat von der Natur der Regel nach keine besondern bestimmten Richtungen, sondern erhält sie alle erst von der Zeit. 24

Drittes Kapitel.

Lebensfülle. — Die Jugend hat einen solchen Vorrath von körperlichem und geistigem Leben, daß sie nicht nur

das, was sie jedesmal ist, bleiben, sondern immer auch noch mehr werden kann. Seite 44

Viertes Kapitel.

Empfänglichkeit. — Die Jugend ist für alle Gestalten, für alle Einflüsse, und zwar in einem solchen Grade empfänglich, daß sich die Folgen der ersten Anbildungen nie ganz verlieren. 66

Fünftes Kapitel.

Reizbarkeit. — Die Jugend wird von den Gegenständen ungemein lebhaft, aber auf eine eigenthümliche Art gereizt, nämlich meist von den kleinern mehr, als von den größern, und überhaupt so naturgemäß, als es ihre eigene, noch mehr oder weniger unentwickelte Natur zuläßt. 99

Sechstes Kapitel.

Vorzügliche Leichtigkeit für die Annehmung der naturgemäßesten Gestalten. — Die Jugend nimmt die naturgemäßesten Gestalten vorzüglich leicht an. 120

Siebentes Kapitel.

Drang nach Freyheit. — Die Jugend strebt mit einer eigenthümlichen Reinheit und Schnellkraft nach Freyheit. 144

Zwote Abtheilung.

Allgemeine abgeleitete Gesetze für jede Periode der Jugend.

Achtes Kapitel.

Ableitung der Verschiedenheiten der jugendlichen Grundeigenschaften in den verschiedenen Perioden der Jugend — aus der Vergleichung dieser Eigenschaften mit diesen Perioden. Seite 165

Erster Abschnitt.

Periode der Sinnlichkeit (Kindheit).

Neuntes Kapitel.

Ableitung der Eigenthümlichkeiten der jugendlichen Grundeigenschaften während der Kindheit aus den Begriffen der Kindheit. 167

Zehntes Kapitel.

Unbestimmtheit und Empfänglichkeit der Kindheit.

Erstes allgemeines Gesetz der Kindheit.

Die Kindheit hat unter allen Zeiträumen der Jugend die wenigsten bestimmten Richtungen, erhält aber die ersten Anfänge der meisten nachfolgenden, und zwar unmittelbar in Rücksicht des Körpers, größtentheils aber mittelbar in Rücksicht des Geistes.

Zweytes allgemeines Gesetz der Kindheit. Die Kindheit ist für alle Gestalten des Körpers, und für alle Einflüsse auf selben unmittelbar; für die Gestalten des Geistes aber, und für die Einflüsse auf selben fast nur mittelbar, und gewöhnlich nur in ihren ersten meist noch unbekannten Anfängen — empfänglich, beydes so sehr, daß sich die Folgen der ersten Anbildungen nie ganz verlieren. Seite 170

Eilftes Kapitel.

Lebensfülle und Reizbarkeit der Kindheit.

Drittes allgemeines Gesetz der Kindheit. Die Kindheit hat einen größern Vorrath vom körperlichen als vom geistigen Leben, von beyden aber unter allen Zeiträumen der Jugend den kleinsten, obwohl immer noch einen verhältnißmäßig größern, als die Zeiträume nach der Jugend.

Viertes allgemeines Gesetz der Kindheit. Die Kindheit ist reizbarer als alle folgenden Zeiträume, aber unmittelbar nur von den körperlichen Gegenständen, von einigen geistigen erst mittelbar, und von beyden auf die der Jugend überhaupt eigenthümliche Art. 199

Zwölftes Kapitel.

Naturgemäßheit und Drang nach Freyheit während der Kindheit.

Fünftes allgemeines Gesetz der Kindheit. Die Kindheit zeigt die reinste, aber auch am leichtesten zu überwindende Naturgemäßheit, indeß doch eine schwerer zu bekämpfende in Rücksicht des Körpers, als in Rücksicht des Geistes.

Sechstes allgemeines Gesetz der Kindheit. Die Kindheit strebt mit der verhältnißmäßig größten, aber auch wieder am leichtesten zu überwindenden Reinheit und Schnellkraft nach Freyheit sowohl des Körpers, als des Geistes.

Seite 209

Zweyter Abschnitt.

Periode des Verstandes (Knabenalter)

Dreyzehntes Kapitel.

Ableitung der Eigenthümlichkeiten der jugendlichen Grundeigenschaften während dem Knabenalter aus dem Begriffe des Knabenalters. 228

Vierzehntes Kapitel.

Unbestimmtheit und Empfänglichkeit des Knabenalters.

Erstes allgemeines Gesetz des Knabenalters. Das Knabenalter zeigt schon mehrere be-

stimmte Richtungen, als die Kindheit, aber doch noch ungleich wenigere, als das Jünglingsalter, auf, indem es zu den schon erhaltnen nicht nur in Rücksicht des Körpers sowohl unmittelbar, als mittelbar immer noch neue, sondern nun auch in Rücksicht des Geistes, und zwar in Rücksicht seines Verstandes unmittelbar, in Rücksicht seiner Vernunft aber freylich nur erst mittelbar die ersten deutlichen Bestimmtheiten erhält.

Zweytes allgemeines Gesetz des Knabenalters. Das Knabenalter ist noch für die meisten körperlichen Gestalten und Einflüssen, nun aber auch mittelbar, und für noch mehrere geistige, und zwar schon unmittelbar von Seite seines Verstandes, und nur von Seite einer Vernunft noch erst mittelbar empfänglich, und alles immer noch in einem solchen Grade, daß sich die Folgen der Anbildungen dieser Zeiten nicht wieder verlieren. Seite 231

Fünfzehntes Kapitel.

Lebensfülle und Reizbarkeit des Knabenalters.

Drittes allgemeines Gesetz des Knabenalters. Das Knabenalter hat den verhältnißmäßig größten Vorrath von körperlichen und geistigem Leben.

Viertes allgemeines Gesetz des Knabenalters. Das Knabenalter ist für die körperlichen Gegenstände nicht mehr in dem Grade reizbar, wie die Kindheit, aber doch noch ungleich mehr, als

das Jünglingsalter, für die geistigen aber, und zwar für die Gegenstände des Verstandes ist es das Knabenalter unmittelbar sehr viel, für jene der Vernunft weniger und nur mittelbar — übrigens überhaupt auf die der Jugend im allgemeinen eigenthümliche Art. Seite 257

Sechszehntes Kapitel.

Naturgemäßheit und Drang nach Freyheit während dem Knabenalter.

Fünftes allgemeines Gesetz des Knabenalters. Das Knabenalter zeigt keine so ganz reine, aber auch keine so ganz leicht zu überwindende Naturgemäßheit mehr, wie die Kindheit, aber doch eine reinere und noch leichter zu überwindende, als das Jünglingsalter, und dabey vorzüglich in Rücksicht des Verstandes eine überhaupt noch so kräftige, daß sie sich, wenn sie etwa schon verwundet wurde, noch am leichtesten, wenigst sehr viel, wenn schon nicht mehr ganz, wieder erholt.

Sechstes allgemeines Gesetz des Knabenalters. Das Knabenalter strebt zwar nicht mehr mit der ganzen Reinheit und Schnellkraft der Kindheit nach Freyheit, aber nur mit einer verhältnißmäßig wenig kleinern, und dabey nun schon mit einem selbst gegen die äußern Angriffe großen Nachdruck, vorzüglich in Rücksicht des Körpers, und von Seite seines Geistes — in Rücksicht des Verstandes und seiner nächsten Kräfte. 280

Dritter Abschnitt.

Periode der Vernunft (Jünglingsalter).

Siebenzehntes Kapitel.

Ableitung oder Eigenthümlichkeiten der jugendlichen Grundeigenschaften während dem Jünglingsalter aus dem Begriff des Jünglingsalters. Seite 301

Achtzehntes Kapitel.

Unbestimmtheit und Empfänglichkeit des Jünglingsalters.

Erstes allgemeines Gesetz des Jünglingsalters. Das Jünglingsalter hat unter allen Zeiträumen der Jugend die meisten bestimmten Richtungen, und zwar vorzüglich in Rücksicht des Körpers, und von Seite des Geistes in Rücksicht des Verstandes, keine aber noch in Rücksicht der Vernunft, wenn man die mittelbaren Anfänge derselben ausnimmt.

Zweytes allgemeines Gesetz des Jünglingsalters. Das Jünglingsalter ist auch noch für viele körperliche Gestalten, und zwar sowohl unmittelbar, als mittelbar, — aber für ungleich mehrere geistige, nun auch von Seite der Vernunft unmittelbar empfänglich, alles auch itzt noch in einem solchen Grade, daß sich die Folgen dieser Anbildungen nicht wieder ganz verlieren. 304

Neunzehntes Kapitel.

Lebensfülle und Reizbarkeit des Jünglingsalters.

Drittes allgemeines Gesetz des Jünglingsalters. Das Jünglingsalter besitzt die vollständigsten Vorräthe von körperlichen und geistigen Leben, welche, wenn sie nun gleich die jedesmaligen kleinern Bedürfnisse der Jugend nicht mehr so überreich befriedigen, wie früher, doch nun schon den größern des menschlichen Lebens überhaupt mehr gewachsen sind.

Viertes allgemeines Gesetz des Jünglingsalters. Das Jünglingsalter ist von den körperlichen Gegenständen überhaupt unter allen Zeiträumen der Jugend am wenigsten reizbar, von den geistigen aber mehr, und zwar nun unmittelbar von allen, am meisten von den Gegenständen der Vernunft, übrigens immer noch auf die der Jugend überhaupt eigenthümliche Art. — Seite 327

Zwanzigstes Kapitel.

Naturgemäßheit und Drang nach Freyheit während dem Jünglingsalter.

Fünftes allgemeines Gesetz des Jünglingsalters. Das Jünglingsalter zeigt die unter allen Zeiträumen der Jugend eingeschränkteste, aber auch am schwersten zu überwindende, und immer noch größtentheils zu rettende Na-

turgemäßheit, besonders in Rücksicht der Vernunft.

Sechstes allgemeines Gesetz des Jünglingsalters. Das Jünglingsalter strebt mit der überhaupt unter allen Jugendzeiträumen verhältnißmäßig kleinsten Reinheit und Schnellkraft, aber doch mit einem nun schon gegen äußere Hindernisse mächtigen Nachdruck nach Freyheit, Seite 353

Ein-

Einleitung.

Die Behandlung einer Kraft setzt die Kenntniß derselben voraus. Ohne dieser Kenntniß ist die beabsichtete Wirkung unsicher, und — der Regel nach — unvollständig. Wir sind die Herrn einer Kraft, wenn wir sie kennen, und ihre Knechte, wenn wir uns unbekannt mit ihr in Verhältnisse setzen. Was wir also unserm Willen unterwerfen wollen, müßen wir zuvor unserm Verstande unterwerfen. Wo wir handeln wollen, müßen wir sehen. Wo wir nicht sehen, werden wir selbst behandelt.

Wer menschliche Kräfte behandelt, muß also auch wissen, was er behandelt. Es ist dieses hier um so nothwendiger, je leichter da sonst zwecklos, oder gar zweckwidrig gehandelt wird. Die menschlichen Kräfte sind zärter, vielseitiger und selbstthätiger, als die übrigen Naturkräfte. Sie sind also leichter zu verwunden, und überhaupt leichter zu berühren, aber schwerer zu lenken. Was andern Kräften ihre Thätigkeit oft erst recht weckt, das zerstört, oder verrückt sie diesen. Was die andern gar nicht erreicht, das wird für diese nicht selten schon entscheidend. Und wo sich

jene entgegen manchmal ganz leidend in die vorgelegte Gestalt schmiegen, gehen diese, wenn ihnen die vorgelegte nicht natürlich genug ist, selbstthätig in eine ganz eigne hinein. Man kann mit dem Menschen Wunder thun, wenn man die Wunder kennt, welche die Natur in ihn hineinlegte, und wenn man sie mit der Hand dieser großen Künstlerinn hervorgreift. Und man kömmt mit ihm, wie mit einer unbeweglichen Masse, nicht von der Stelle, oder man jagt ihn, wie mit einer Zauberruthe, in hundert wiedernatürliche, meist schreckliche Gestalten hinein, wenn man ohne Kenntniß seiner Natur Hand an ihn legt. Nichts ist leichter zu behandeln, als der Mensch, wenn man ihn kennt, und nichts schwerer als der Mensch, wenn man ihn nicht kennt.

Die menschlichen Kräfte werden in folgenden vier Zuständen angetroffen. Sie gehen nämlich entweder gerade von dem ersten Versuch ihrer Thätigkeit auf jenen Grad derselben über, auf welchem sie so wirksam sind, als sie ihren Begriffen nach seyn sollen, — sie entwickeln sich; — oder sie gehen von dieser allgemeinen Wirksamkeit in Rücksicht der Gegenstände ihres Kreises überhaupt auch noch zur besondern Wirksamkeit für besondere Gegenstände über, — sie bilden sich; oder sie haben in beiden Fällen ihr Ziel schon erreicht, und sind dann im ersten entwickelt, im andern — gebildet. — Die Kraft zu gehen, entwickelt sich im Kinde, bildet sich im Schüler der Tanzschule, ist entwickelt im Mann, und gebildet im Tänzer.

Man vermißt hier vielleicht noch ein paar Zustände, nämlich den ganz unentwickelten und ganz unge-

bildeten, worin die Kräfte selbst den ersten Schritt entweder zur allgemeinen, oder zur besondern Thätigkeit noch nicht gethan haben. Allein in diesen Fällen verdienen die Kräfte entweder überhaupt, oder wenigst in Rücksicht der besondern Gegenstände, für welche sie noch ganz unthätig sind, auch noch nicht die Benennung von Kräften. — Die Kraft ist der Grund von dem, was wirklich ist. Der Grund von dem blos Möglichen heißt Vermögen. Und die Vermögen liegen außer unserm Wirkungskreis.

Die menschlichen Kräfte gehorchen in allen vier angeführten Zuständen einigen allgemeinen, sich überall gleichen Gesetzen. Allein sie sind auch überdieß noch einigen besondern, jedem Zustande eigenthümlichen, unterworfen. Die verschiedenen Erscheinungen der Kräfte während ihrer Entwicklungs- und Bildungszeit sind gegen ihre Erscheinungen in ihrem entwickelten und gebildeten Zustande das, was die Blüthen der Pflanzen gegen die Früchte derselben sind. Beyde sind von der nämlichen allgemeinen, aber von ganz besondrer eigenthümlicher Natur. Beyde gehorchen gleichen Gesetzen der Gattung, aber ungleichen der Art. Was die Blüthen in ihrem Wachsthum verzögert, beschleinigt die Früchte in dem ihrigen. Was jene zerstört, bringt diese zur Reife. Eben so erfährt der sich erst entwickelnde, oder bildende Mensch, sehr oft von den nämlichen Gegenständen ganz andere Einflusse, als der entwickelte, oder gebildete. Die Natur des ersten ist entweder in ihrem ganzen Umfange, oder wenigst von einigen Seiten noch ungleich zärter, empfindlicher, nachgiebiger, also auch zerstörbarer. Die werdende Natur des ersten ist noch nicht die gewordene des letzten.

Es ist daher für den, der menschliche Kräfte zu behandeln hat, nicht genug, die allgemeinen Gesetze derselben zu kennen. Er muß auch mit ihren sonderheitlichen in ihrem jedesmaligen Zustande bekannt seyn. Er muß nicht nur den Menschen überhaupt, er muß auch das Kind, oder den Mann, den Schüler, oder den Lehrer kennen, mit dem er es eben zu thun hat. Behandelt er den einen, wie den andern; so kann ihn wohl manchmal ein glücklicher Zufall zu seinem Zweck bringen. Seine Mittel werden es aber nie gewiß, und vollkommen thun. Diese werden ihn gewöhnlich dahin führen, wo er gerade nicht hin wollte.

Die Erziehung beschäftigt sich mit dem Menschen, und zwar während seiner Entwickelung. Sie befördert seinen Uebergang von der ersten Unbrauchbarkeit seiner Kräfte zur nothwendigen, den Begriffen derselben entsprechenden Brauchbarkeit. Sie muß also, nebst ihrer allgemeinen Begründung auf die Kenntniß des Menschen überhaupt, überdieß noch insbesondere auf die Kenntniß des sich entwickelnden Menschen gegründet werden. Ihre Regeln müßen den allgemeinen Gesetzen des Menschen überhaupt — nicht widersprechen, und aus den besondern des werdenden Menschen — hergenommen seyn. Außer diesem sind sie unnütz, unsicher, und gewöhnlich auch noch schädlich.

Derjenige Zeitraum in dem Leben des Menschen, in welchem seine Entwickelung geschehen kann und soll, heißt Jugend. Die Kenntniß des Menschen während seiner Entwickelung kann also füglich — Jugendkunde — heißen.

Man legte zwar auch bisher schon dem Erziehungswesen Etwas von einer Jugendkunde zum Grunde. Allein dieses Etwas war meist zu zufällig, zu willkührlich, zu sehr bloßes Bruchstück, und bloße Zugabe, also zu sehr ohne Gewisheit, ohne Festigkeit, ohne Vollständigkeit, und ohne Ansehen, als daß es einen wahren Grund hätte abgeben können. Die wenigen Gemeinplätze über die Beschaffenheit der Jugend, mit den man sich gewöhnlich begnügte, hatten höchstens das Verdienst, und den Nutzen unbestimmter und unbestimmender Gerüchte vom Daseyn eines fernen unbekannten Landes, und von einem Paar seiner auffallendsten Gebräuche. Selbst die mehr in das Einzelne gehenden Beschreibungen, welche von genauern Forschern geliefert wurden, machten meist nur ein Gemische aus, das der Zufall aufeinander warf, und daher gewöhnlich nur die Willkühr benützte, für den Gebrauch der Regel aber zu ordnungslos, zu unbegründet, und folglich zu unwichtig war. Man begieng deswegen in der Beurtheilung der Jugend meist zween Hauptfehler. Man fand sie den höhern Altern entweder zu gleich, oder zu ungleich. Man glaubte sie unter den nämlichen Gesetzen, unter welchen diese stehen, nur mit einigen Begünstigungen zum Voraus. Oder man glaubte sie unter gar keinen andern Gesetzen, als unter den regellosen einer vormundschaftlichen Willkühr. Man schien nicht zu wissen, daß die Natur für sie nicht die Gesetze der höhern Alter, aber daß sie deswegen doch noch Gesetze, nämlich eigene Jugendgesetze bestimmte. Man betrachtete also die Erziehungsvorschläge gewöhnlich höchstens nur als Rathschläge einer wahrscheinlichen Klugheit, aber nicht als Gesetze einer gewissen

Wahrheit. Man gestand ihnen sehr oft nur den zweydeutigen Vorzug einer scharfsinnigen Spielerey, aber nicht das ernste Ansehen einer gründlichen Wissenschaft zu. Wie viele gehorchten den Gesetzen des pädagogischen Mechanism mit einer ähnlichen Strenge und Zuversicht, wie den Gesetzen des physischen?

Die Erziehung wirkte deswegen auch bisher im Ganzen noch nicht, als eine richtig, und gewiß berechnete Wissenschaft. Sie ward — der Regel nach — unvermeidlich einer der beiden Gefahren zum Raube, entweder daß sie gewaltsam wiedernatürliche Gestalten aufdrückte, oder leichtsinnig die natürlichen verwischen, und ihr Machwerk ganz Gestaltlos stehen ließ. Sie lieferte vielfältig — verschrobne Menschen, oder gar nur Menschenhüllen mit fremdartigem Stoff angefüllt; denn sie glaubte — das einemal, schon wirkliche Menschen in die Hand zu nehmen, und daran nur manches verschieben zu dürfen, — das anderemal, einen gesetz- und wiederstandlosen Teig vor sich zu haben, den sie in der Zwischenzeit nach Herzenslust kneten dürfe, und dann doch immer noch früh genug in die richtige Gestalt hineinbilden könne. Wollt ihr aus ihrer Hand — künftig Menschen, wahre, brauchbare Menschen, empfangen? — Bewahrt sie vor den beiden angeführten Arten ihres Irrglaubens! Zeigt ihr, daß sie keine Menschen, aber auch keine, von Menschheit ganz leere, Massen, sondern, daß sie Kinder, und junge Leute zu bearbeiten habe, die noch nicht sind, was sie erst werden sollen, die aber auch nicht Wesen einer andern Gattung sind! Zeigt ihr, daß sie nicht schon das erhalte, was sie erst liefern müße, daß sie aber auch

nicht etwas liefern müße, wozu sie gar nichts brauchbares erhalte! Gebt der Menschenentwicklerin eine bestimmte, und vollständige Entwickelungskunde zur Führerinn! — Sie werde ganz richtig geleitet, damit sie wieder ganz richtig leite! Sie sehn deutlich, damit sie diejenigen nicht noch tiefer niedertrete, die sie aufzuheben bestimmt ist. Nur alsdann, wenn sie der Natur ganz gehorcht, gehorcht ihr die Natur wieder ganz. Und nur von dieser wechselweisen vollen Eintracht läßt sich dann derjenige volle Seegen auch erwarten, der sich fodern läßt.

Was die Jugendkunde bisher hinderte, so bestimmt und vollständig, und dadurch der Erziehung so nützlich zu werden, als sie sollte, war, daß man sie nicht, als eine eigne Wissenschaft, behandelte. Man sah sie gewöhnlich nur für einen Paragraphen in der Lehre vom Menschen, aber nicht für einen weitschichtigen, für sich selbst schon, als ein Ganzes, bestehenden Bestandtheil derselben an. Man betrachtete sie als eine erläuternde, berichtigende und anwendende Anmerkung zum allgemeinen Text über Menschennatur, aber nicht, als einen eigenen Text über eine ganz eigne Seite derselben. — Die Jugend ist aber doch wirklich ein besonderer, von allen folgenden Zuständen verschiedener, Zustand des Menschen, in welchem sich Erscheinungen begeben, die in der Folge nicht wiederkehren, und die eben den Grund zu andern Erscheinungen legen, die sich nur in der Folge begeben sollen, also itzt noch nicht, oder doch nicht so ganz, wie in der Folge, geschehen können. Die Jugend hat manche Kräfte noch gar nicht, die das spätere Alter hat, oder hat andere noch, die dieses nicht mehr

hat, oder hat diejenigen, welche beyde gemeinschaftlich haben, in ganz andern Verhältnissen. Der jugendliche Körper wächst noch. Der männliche nicht mehr. Setzt diese einzige Wachsthumsfähigkeit keine eigenthümliche, von der nachfolgenden ungemein verschiedne, Beschaffenheit des Körpers voraus? Dergleichen Eigenthümlichkeiten hat der jugendliche Körper noch viele. Die jugendliche Seele hat derselben ohne Vergleichung noch mehrere. So viele, und so große Eigenthümlichkeiten fodern nun ja doch wohl auf, das Wesen, welches sie besitzt, als ein eigenthümliches, nicht nur wenig, sondern sehr verschiednes Wesen angesehen. Ich möchte daher sagen: der junge Mensch ist mit dem Erwachsenen zwar von der nämlichen Gattung, aber nicht von der nämlichen Art. Dieser Ausdruck wird freylich Manchen in ihrer Bedeutung übel bekommen. Allein in derjenigen Bedeutung, in der er sich hier zeigt, ist er wahrlich nicht zu stark. Der junge Mensch ist von dem Erwachsenen, das ist, der unentwickelte von dem entwickelten nicht blos auf dem Maaßstab, er ist von ihm in seiner ganzen eigenthümlichen Natur unterschieden. Er hat nicht, — wie man nur zu geneigt ist, zu glauben, — die Eigenschaften von diesen nur im verjüngten Maaße. Er hat sie — eine nach der andern, — noch gar nicht. Die Anlagen dazu hat er, weil er ein Mensch ist. Die Eigenschaften selbst aber hat er noch nicht; weil er noch kein entwickelter Mensch ist. Der Same mag die microscopische Zeichnung der Pflanze enthalten. Er ist deßwegen doch die Pflanze noch nicht. Auch der Kaim, und die Blühte sind es noch nicht. Selbst die reifende Frucht ist noch nicht die gereifte. Die Unterschiede verlieren sich zwar in den letz-

tern Zuständen immer mehr. Allein die noch immer bleibenden kündigen sich doch durch ihre Wirkungen als noch sehr wesentlich an. Sie kündigen sich nicht nur als Unterschiede in den Größen, sondern als Unterschiede in den Eigenschaften selbst an. — Ist es mit dem Menschen anders? Befindet man sich in Gesellschaft von Seinesgleichen, wenn man sich in einer Kinderstube befindet? Gewis so wenig, als die Tanne sich unter Tannen befindet, wenn sie unter den ersten Keimen ihres neuaufsprossenden Samens steht. Oder hat man einen Kreis von kleinen Männern um sich, wenn man einen von Knaben um sich hat? Wahrlich, wieder eben so wenig, als man einen Kranz von kleinen Eichbäumen trägt, wenn man sich einen von Eichenlaub geflochten hat. Oder endlich! — hat man es alsdann mit Männern zu thun, wenn man es mit Jünglingen zu thun hat? Nun, so behandelt auch der Gärtner die Bäume eines Waldes, wenn er die Sprößlinge seiner Baumschule behandelt. Der Unterschied der Pflanzen und ihrer Samen, Keime und Blühten — betrifft nicht blos ihre jedesmaligen Größen, sondern ihre Naturen selbst. Ihre Pflege muß sich also nicht blos auf ihren Raum, soudern erst auf ihre jedesmalige ganze Beschaffenheit beschränken. Warum übersehen wir dieses bey dem Menschen? Warum glauben wir hier gleich, daß in dem jungen Menschen alle Kräfte des ältern, nur kleiner, da seyen, weil in ihm alle Gliedmassen, nur kleiner, da sind.

Die mannigfaltigen Eigenthümlichkeiten der Jugend machen also für sich allein schon ein eignes wichtiges, und weitschichtiges Ganzes aus, welches nicht blos,

wie zerstreute Plätzchen einer andern Hauptgegend, nur eine gelegenheitliche Messung, und Aufzeichung, sondern selbst als eine Hauptgegend, auch eine eigne Messerey, und Aufnahme verdient und erfodert. Es ist daher nothwendig, die zahlreichen Eigenheiten dieses großen, für sich geschlossenen Gebiethes in ein eigenes Lehrgebäude zusammen zu bringen, und so die Jugendkunde als eine eigne vollständige Wissenschaft aufzustellen.

Steht die Jugendkunde einmal allgemein, als Wissenschaft da, so wird auch die Erziehung allgemein, als Wissenschaft auftreten, und wirken. Eine gründliche und vollständige, das ist, auf sichern Grundsätzen beruhende Beförderung der Entwicklung der menschlichen Kräfte setzt eine gründliche und vollständige, also nach sichern Grundsätzen bestimmte Kenntniß dieser Entwicklung voraus

Um sich in den wissenschaftlichen Besitz von Kenntnissen zu setzen, muß man sich vor Allem einen obersten Hauptbegriff, und eine bestimmte, obgleich indeß nur sehr allgemeine Uebersicht seines Gebiethes, und der Haupteintheilung desselben versichern: Eine solche, von einem festen Punkt aus angefangene und deutlich fortgeführte Gränzbestimmung einer Gegend, und ihrer am meisten verschiedenen Distrikte, erleichtert, berichtigt, und versichert die Bekanntschaft mit ihren Produkten, indem sie der Verwirrung, und dadurch allen den Feinden der Wahrheit entgegen arbeitet, welche unter der Begünstigung der Undeutlichkeit ihr Wesen treiben.

Für die Jugendkunde nun, kann man den Anfangspunkt, die Gränzen, und die Haupttheile sehr natürlich aus dem Begriff, aus den Gränzen, und Haupttheilen der Jugend selbst bestimmen. Betrachtet man nämlich die Natur der Jugend überhaupt; so findet man, daß sie in der Entwicklung der menschlichen Kräfte bestehe. Die Jugendkunde gründet also ihre Wahrheiten auf den Begriff dieser Entwicklung. Betrachtet man ferner die Gränzen der Jugend überhaupt, so zeigt sich, daß sie den Zeitraum von der Geburt des Menschen bis in sein achtzehntes Jahr umschließen. Innerhalb dieser Zeit kann und soll der Mensch der Regel nach — ganz entwickelt seyn. Die Jugendkunde beschäftigt sich also mit allen jenen Erscheinungen des Menschen, welche sich während diesem seinem ersten achtzehnjährigem Zeitraum an ihm begeben. Da sich aber diese Erscheinungen entweder auf beyde Bestandtheile des Menschen auf den Körper und den Geist zugleich, oder nur auf einen davon allein beziehen, so muß die Jugendkunde dieselben unter drey Hauptklassen bringen. Sie muß

I. Die dem Körper und Geiste gemeinschaftlichen Erscheinungen in einer allgemeinen Jugendkunde
II. Die dem Körper allein eigenthümlichen — in einer Jugendkörperkunde, und
III. Die dem Geiste allein eigenthümlichen — in einer Jugendseelenkunde aufstellen.

Betrachtet man endlich die Jugend noch genauer, so bemerkt man an ihr drey sehr merklich verschiedne Perioden. Es zeigen sich nämlich andere Erscheinungen an jungen Menschen zwischen seiner Geburt, und ohngefähr

seinem dritten Jahre; andere zwischen seinem dritten und zwölften, und wieder andere zwischen seinem zwölften und achtzehnten. Die Dauer dieser Perioden ist aus Mangel an hinlänglichen Beobachtungen noch nicht genau bestimmtbar *). Allein die Eigenthümlichkeiten einer jeden sind auffallend. Also kann wenigst das Daseyn dieser Perioden, wenn nicht gleich ihr Umfang, bestimmt angegeben werden. — Während der ersten Periode nämlich beschäftiget sich die Natur größtentheils nur mit dem Körper ihres Zöglings. Sie entwickelt seine Sinne. Er soll da vor Allem — sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen, reden, essen, gehen, u. d. gl. lernen. — Mit der zwoten fängt sie an, sich mehr, als zuvor, auch mit seinem Geist zu beschäftigen. Sie entwickelt itzt seinen Verstand. Er soll da das Sehen, Hören u. d. gl. nicht blos gedankenlos, wie das Thier, sondern denkend, wie der Mensch, treiben, soll also denken lernen. In der dritten endlich, beschäftigt sich die Natur mehr mit dem Geist ihres Untergebenen, als mit seinem Körper. Sie entwickelt itzt auch seine Vernunft. Er soll nun nicht blos über die Gegenwart denken, sondern auch über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft schließen lernen.

*) Noch weniger kann die Dauer der kleinern Zeiträume itzt schon bestimmt angegeben werden, in welche jede dieser größern Perioden wieder zerfällt; Wir unterscheiden z. B. selbst, Kinder wieder von Kindern, Knaben von Knaben, u. s. f. und bedienen uns der Ausdrücke: Wiegenkinder, oder Kinder allein, Knäbchen oder Knaben, u. d. gl. wie lange dauert aber genau die Wiegenkindheit, das Knäbchenalter u. s. f.?

Die Natur vollendet ihr jedesmaliges Geschäft mit jeder Periode so weit, daß sie das nachfolgende, welches sich immer auf das vorgehende stützt, mit Erfolg beginnen kann. Sie setzt aber jenes zugleich auch noch immer fort, um das, was sie allemal so viel vollendete, als sie es jederzeit nöthig hatte, endlich auch soviel zu vollenden, als es der Mensch nöthig hat, um ein ganzer Mensch zu werden. Ihr ganzes Geschäft vollendet sie endlich, wie schon bemerkt worden, im achtzehnten Jahre des Menschen.

Die erste dieser Perioden nun, in welche die Natur ihre Arbeit getheilt hat, kann die Periode der Sinnlichkeit — die zwote — die Periode des Verstandes, — die dritte — die Periode der Vernunft heißen. Die Natur beobachtet während jeder Periode eigne Gesetze. Diese sind aber immer nur Abänderungen einiger Urgesetze für den ganzen Zeitraum der Jugend. Die Natur ist hier, wie überall, ungemein einfach, und zugleich ungemein mannigfaltig. Sie setzt sich einige wenige Grundgesetze fest, nach welchen sie überhaupt wirken will, und wirkt dann auch wirklich in tausend verschiednen Fällen, und unter tausend verschiednen Gestalten — nur mit einigen Veränderungen immer nach diesen Grundgesetzen. Es ergiebt sich also eine sehr natürliche Unterabtheilung eines jeden Haupttheiles der Jugendkunde in die zwofache Untersuchung seines Gegenstandes

1) In Rücksicht der Urgesetze für den ganzen Zeitraum der Jugend, überhaupt, und
2) In Rücksicht der abgeleiteten Gesetze für jede besondere Periode der Jugend.

Da nun ferner der Körper vorzüglich in Rücksicht seiner Größe, seiner Stärke, und seiner Gesundheit, — die Seele aber in Rücksicht ihres Erkenntnißvermögens, ihres Gefühlvermögens, und ihres Begehrungsvermögens betrachtet werden muß, indem sich nach diesen körperlichen und geistigen Eigenschaften alle übrigen richten; so läßt sich folgende vollständige Haupteintheilung der Jugendkunde aufstellen.

Erster Theil. Allgemeine Jugendkunde.

Erste Abtheilung. Allgemeine Urgesetze für die ganze Jugend.

Zwote Abtheilung. Allgemeine abgeleitete Gesetze für jede Periode der Jugend.

Erster Abschnitt. Periode der Sinnlichkeit.
Zweyter Abschnitt. Periode des Verstandes.
Dritter Abschnitt. Periode der Vernunft.

Zweyter Theil. Jugend-Körperkunde.

Erste Abtheilung. Besondere Urgesetze des jugendlichen Körpers für die ganze Jugend.

Zwote Abtheilung. Besondere abgeleitete Gesetze des jugendlichen Körpers für jede Periode der Jugend.

Erster Abschnitt. Periode der Sinnlichkeit.

Erstes Kapitel. Größe.
Zweytes Kapitel. Stärke.
Drittes Kapitel. Gesundheit.

Zweyter Abschnitt. Periode des Verstandes.
Erstes Kapitel. Größe.
Zweytes Kapitel. Stärke.
Drittes Kapitel. Gesundheit.

Dritter Abschnitt. Periode der Vernunft.
Erstes Kapitel. Größe.
Zweytes Kapitel. Stärke.
Drittes Kapitel. Gesundheit.

Dritter Theil. Jugend-Seelenkunde.
Erste Abtheilung. Besondere Urgesetze der jugendlichen Seele für die ganze Jugend.
Zwote Abtheilung. Besondere abgeleitete Gesetze der jugendlichen Seele für jede Periode der Jugend.
Erster Abschnitt. Periode der Sinnlichkeit.
Erstes Kapitel. Erkenntnißvermögen.
Zweytes Kapitel. Gefühlvermögen.
Drittes Kapitel. Begehrungsvermögen.
Zweyter Abschnitt. Periode des Verstandes.
Erstes Kapitel. Erkenntnißvermögen.
Zweytes Kapitel. Gefühlvermögen.
Drittes Kapitel. Begehrungsvermögen.
Dritter Abschnitt. Periode der Vernunft.
Erstes Kapitel. Erkenntnißvermögen.
Zweytes Kapitel. Gefühlvermögen.
Drittes Kapitel. Begehrungsvermögen.

Die hier vorgelegte Eintheilung der Jugendkunde liegt schon in dem ausführlichen Begriff der Jugend. Die Wahrheiten aber, welche in jedem dieser Theile aufgestellt werden sollen, liegen nicht so darinn. Hierüber muß die Erfahrung zu Rathe gezogen werden. Zwar lassen sich manche auch aus bloßen Begriffen herauswickeln. Allein die meisten können doch nur erst aus der Beobachtung der Erscheinungen selbst genommen werden. Und da im ersten Falle selbst die Begriffe wenigst zum Theil aus der Erfahrung aufgefaßt sind, so ist die Jugendkunde auch die Folgerungen aus diesen — wenigst mittelbar — der Erfahrung schuldig. Und so ist dann die Erfahrung die Hauptquelle der Jugendkunde.

Diese Erfahrung nun ist überall, wo Menschen sind, von Seite der Natur leicht zu haben. Die Natur wiederhohlt, wenn man sie nicht mit Gewalt davon abhält, alle hieher gehörigen Erscheinungen zu allen Zeiten, und in allen Familien. Es kömmt nur darauf an, dieselben zu bemerken, und unbefangen zu erklären. Allein gerade darinn wird meist gefehlt. Man sieht entweder gar nicht hin, oder man sieht durch gefärbte Gläser. Man bemerkt also nichts, oder etwas unrichtiges, und so macht man sich das schwer, und oft unmöglich, was an sich — leicht, und allenthalben wirklich seyn könnte, wenn man wollte.

Am meisten erschwert man sich die hieher gehörige Erfahrung durch die vielen Zwangmittel aller Art, mit den man hier so gerne der noch weichen Natur — widernatürliche Gestalten anpreßt. Anderswo kann man der Natur durch Gewalt — Geständnisse abzwingen, die sie unge-

ungezwungen nicht geben würde. Im Gebiethe der Menschheit aber, besonders der sich erst entwickelnden, erhält man durch Zwang nichts, als ein banges Schweigen, oder eine Antwort, welche wenigst Anfangs sehr zweydeutig ist, und von dem, der sie erpreßt, immer gewiß misverstanden wird. Hier will die Natur nur beobachtet seyn. Will man sie ja auch noch experimentiren, so muß man die sanftern Experimente, welche die Wahrheit ablocken, und nicht die strengern wählen, welche sie abwiegen. Die letzten führen immer erst nach vielen Umwegen durch die Wüste des Irrthums in die gesegnete Provinz der Wahrheit.

Die Quelle, Erfahrung, die man in der Jugendkunde benützen muß, theilt sich also in zween Aerme, in die Beobachtungen der sich selbst überlassenen Natur, und in die Experimente der durch Kunst geleiteten.

Die erste dieser Quellen floß bisher aus Mangel an Raum, den man ihr ließ, gewöhnlich sehr sparsam, — die andern wegen Ueberfluß des fremdartigen Stoffes, den man hineinwarf, noch gewöhnlicher sehr trüb. Allein es läßt sich indeß doch schon aus jener durch genaue Aufmerksamkeit, und aus dieser durch sorgfältige Scheidung so viel natürlicher, und reiner Stoff auffammeln, als zur Bezeichnung der Hauptpunkte jener Gegend nothwendig ist, welche erst dann ganz angebaut werden kann, wenn die eine der hieher gehörigen Quellen ganz voll, und die andre ganz klar fließen wird.

Bey dieser Dürftigkeit, und Unlauterkeit der Quellen ist die Jugendkunde, als vollendete, oder der

Vollendung wenigst nahe Wissenschaft — vor der Hand noch nicht möglich. Aber als Grundriß dieser Wissenschaft ist sie es. Die Wissenschaft selbst muß auch die kleinern Theile des zusammengehörigen Ganzen enthalten. Ihr Grundriß aber braucht nur ihre größere in einer systematischen Ordnung aufzustellen.

Und so ist nun, denke ich, die Rechtfertigung für das Daseyn des gegenwärtigen Versuchs — durch die Nothwendigkeit, und die Entschuldigung für die Unvollkommenheit desselben durch die Neuheit seines Gegenstandes eingeleitet. Es ist höchst nothwendig, den vorliegenden Gegenstand endlich einmal in seiner ganzen Ausdehnung, und Eigenthümlichkeit zu betrachten. Es war aber bisher nicht gewöhnlich. — Weckt der Versuch, der hier geliefert wird, das Gefühl der Nothwendigkeit dieser Betrachtung, und vermindert er dann eben deswegen die Seltenheit derselben, so hat er erreicht, was er wagen durfte, und mußte. — Glücklichere Zeiten und Menschen, werden endlich die Zeichnung auch vollenden, wozu hier blos die Umrisse hingelegt sind. — Genug indeß wenn man nur einmal aus diesen sieht, daß die künftige vollendete Zeichnung ein Original, und nicht blos eine Kopie in verjüngtem Maaße werden müße.

Erster Theil.

Allgemeine Jugendkunde.

Erste Abtheilung.

Allgemeine Urgesetze für die ganze Jugend.

Erstes Kapitel.

Ableitung der jugendlichen Grundeigenschaften, und der daraus entstehenden allgemeinen Urgesetze für die ganze Jugend überhaupt, aus dem Begriffe der Jugend.

Der Begriff der Jugend führt uns auf die ursprünglichen Bedürfnisse derselben. Er führt uns also auch auf die ursprünglichen Einrichtungen der Natur. Die Natur thut nie weniger, als sie soll. Sie giebt immer alles das, wessen man von ihr bedarf. Wessen bedarf die Jugend von ihr?

Die Jugend *) ist der Zeitraum der Entwicklung der menschlichen Kräfte. Eine Kraft entwickelt sich, wenn

*) Der Ausdruck: Jugend, hat überhaupt zwo Bedeutungen. Einmal zeigt er die Zeit der Entwicklung des Menschen, das andremal die sich entwickelnden Menschen selbst an. Sein Zusammenhang mit den übrigen Theilen der Rede, in welcher er sich befindet, bestimmt aber schon immer dieses

sie von ihrer ersten allgemeinen Unbrauchbarkeit zur entgegengesetzten Brauchbarkeit übergeht. Sie ist allgemein brauchbar, wenn sie in Rücksicht aller Gegenstände überhaupt — das bewirkt, was sie ihrem Begriff zu folge bewirken soll. Die menschlichen Kräfte sollen also während der Jugend — nach und nach in den Stand versetzt werden, in Rücksicht aller sie umgebenden Dinge endlich das zu leisten, was ihre Begriffe aussagen.

nige Bedeutung, in der er jedesmal genommen werden soll. Allein es giebt noch andre Unterschiede seines Sinns in Rücksicht der Zeit, auf welche er sich jedesmal erstrecken soll. Ich will die wichtigsten davon hier berühren, und überall die Bedeutung beyfügen, in welcher ich die darüber vorkommenden Ausdrücke nehmen. — Ich verstehe unter Jugend — in dieser Rücksicht — den ganzen Zeitraum der menschlichen Entwicklung überhaupt, also den ganzen Zeitraum von der Geburt des Menschen bis in sein achtzehntes Jahr. Ich nehme daher den Ausdruck: Jugend, nie zur Bezeichnung eines bloßen Theils dieses Zeitraums, sondern bediene mich dazu jedesmal eines eignen Wortes, und zwar zur Bezeichnung der ersten Abtheilung dieses Zeitraums, nämlich der Entwicklung der Sinnlichkeit, also ohngefähr der Zeit — von der Geburt bis in das dritte Jahr — — des Wortes: Kindheit; — zur Bezeichnung der zweyten, oder der Entwicklung des Verstandes, vom dritten — bis in das zwölfte Jahr — — des Wortes: Knabenalter — zur Bezeichnung der dritten oder der Entwicklung der Vernunft, vom zwölften bis in das achtzehnte — — des Wortes: Jünglingsalter. Nach diesen Ausdrücken richten sich auch die verwandten: — junger Mensch, Kind, Knabe (Mädchen) — (Jüngling) (Jungfrau)

Wie vielerley Bedingnisse der Möglichkeit und Wirklichkeit dieser Entfaltung werden nun statt haben können? — Zweyerley, nämlich: einige in Rücksicht der Kräfte allein, und einige in Rücksicht dieser Kräfte, in sofern sie auch mit äußern Gegenständen in Verhältnissen stehen. In Rücksicht ihrer allein sollen die Kräfte alles das, was sie nachher sind, erst werden. Sie müßen also vor der Hand noch nichts davon seyn. Sie sollen es aber nach und nach immer mehr werden. Sie müßen also immer mehr seyn können, als sie jedesmal sind. In Rücksicht ihrer Verhältnisse mit den äußern Gegenständen sollen die Kräfte das, was sie nachher sind, so passend für diese Gegenstände, als möglich, aber dabey doch ihren Begriffen so getreu, als es nur immer seyn kann, werden. Sie müßen also weich gegen die Einflüsse dieser Gegenstände, und von denselben leicht berührbar, aber bey aller Ergebenheit für fremde Naturen doch für ihre eignen vorzüglich gestimmt, und bey aller Abhängigkeit ihrer Wirkungen zur Unabhängigkeit ihrer Wirksamkeit geneigt seyn.

Hat die Natur für alle diese Bedürfnisse der Jugend gesorgt? Sie hat es. Sie gab ihr, und zwar in sehr eigenthümlichen Graden —

Unbestimmtheit,
Lebensfülle,
Empfänglichkeit,
Reitzbarkeit,
Vorzügliche Leichtigkeit für die Annehmung ihrer naturgemäßesten Gestalten,
Drang nach Freyheit.

Das junge menschliche Wesen kann also die ihm nöthige Gestalt bekommen; denn es hat vor der Hand noch keine, und ist für alle empfänglich. Es wird irgend eine bekommen; denn es drängen Vorräthe von innen, und Eindrücke von außen dazu. Es wird endlich, wenn man ihm nicht mit Gewalt eine widernatürliche anpreßt, seine natürliche bekommen; denn diese ist ihm die leichteste und angenehmste.

Nach diesen Grundanlagen sind nun alle Eigenheiten des jugendlichen Alters angelegt. Nach ihnen begeben sich alle Erscheinungen während diesem ganzen Zeitraum. Nach ihnen müßen also alle unsre Urtheile über die Angelegenheiten der Jugend, und alle unsre Behandlungen derselben eingerichtet werden, wenn sie richtig seyn sollen.

Man trifft zwar auch noch in andern Zeiträumen des menschlichen Lebens manchmal einige Erscheinungen an, welche aus diesen Grundeigenschaften zu entstehen, und daher anzuzeigen scheinen, daß die angeführten Grundanlagen der Jugend nicht blos diesem ersten Zeitraum allein eigenthümlich angehören. Allein diese spätern Erscheinungen sind nichts weniger, als mit den ähnlichen frühern gleichartig. Manche, und zwar die meisten, sind widernatürliche Auswüchse. Einige andre sind ungewöhnlich seegenvolle Früchte. Beyde also sind schon vollendete, aber zugleich auch verkannte Gewächse, die einen wegen ihrer Ungestaltheit, die andern wegen ihrer Seltenheit verkannt. Das Aehnliche, welches davon in der Jugend angetroffen wird, ist noch nicht — vollendetes Gewächs, sondern Keim, oder Blühte desselben,

ist daher ganz eigner Natur. Was also in spätern Jahren immer mit einer guten, oder schlimmen Bestimmtheit versetzt ist, das ist in den ersten damit noch unvermengt, ist noch bloße Bestimmbarkeit. — Ist z. B. die Unselbstständigkeit der Erwachsenen von der wohlthätigen Art, von welcher jene der Jugend ist? Ist die männliche Leibes- und Geistesstärke von so zarter, und dabey doch so überreicher Natur, als es die Kraftfülle der Jugend ist? Macht die Selbstlosigkeit im männlichen Alter die Männer zu Kinder? — Sie macht sie ja nur — zu keine Männer. Giebt die Vollkraft des männlichen Alters den Gereiften das rege aber zarte Leben der Blüthe? — Sie giebt ihnen ja das ganze sichere Leben der Reife. — Lassen wir uns also durch entfernte Namen- und Gestalten-Aehnlichkeiten über die Verschiedenheiten der Sachen nicht täuschen! — Die angeführten Eigenschaften sind in ihrem vollen Sinne genommen — nur der Jugend eigenthümlich. Schon ein allgemeiner Blick auf sie erräth diese Eigenthümlichkeit. Wir wollen sie aber jetzt auch einzeln also genauer untersuchen. Wir werden in ihnen die Urgesetze entdecken, nach welchen die Entwicklung des Menschen geschehen kann und soll. Als Gesetze ausgedrückt werden sie lauten, wie folgt:

I. „Die Jugend hat von der Natur keine bestimmten be-
„sondern Richtungen, sondern erhält alle erst von
„der Zeit.“

II. „Die Jugend hat einen solchen Vorrath von körper-
„lichem und geistigem Leben, daß sie nicht nur das,
„was sie jedesmal ist, bleiben, sondern immer
„auch noch mehr werden kann.“

III. „Die Jugend ist für alle Gestalten, für alle Ein„flüsse, und zwar in einem solchen Grade empfäng„lich, daß sich die Folgen der ersten Anbildungen „nie ganz verlieren.“

IV. „Die Jugend wird von den Gegenständen ungemein „lebhaft, aber auf eine eigenthümliche Art, näm„lich meist von den kleinern mehr, als von den „größern, und überhaupt so naturgemäß gereizt, „als es ihre eigne, noch mehr oder weniger unent„wickelte Natur zuläßt.“

V. „Die Jugend nimmt die ihr naturgemäßen Gestalten „vorzüglich leicht an.“

VI. „Die Jugend strebt mit einer eigenthümlichen Rein„heit und Schnellkraft nach Freyheit.“

Zweytes Kapitel.

I. Unbestimmtheit *). Die Jugend hat von der Natur — der Regel nach — keine besondern bestimmten Richtungen, sondern erhält sie alle erst von der Zeit.

Man hat den jungen Menschen mit einem unbeschriebenen Blatt Papier verglichen, worauf erst die Zeit nach und nach die vielen Charaktere zeichnet, die man

*) Ich verstehe hier unter einer Bestimmung — eine entschiedne Richtung nach irgend einem Ziel. Wenn ich also sage: „Die Jugend bringt keine Bestimmungen mit zur Welt,“ so heißt dieses: „Die Jugend hat von Natur kei-

auf dem erwachsenem zu sehen bekömmt. Man hatte darinn überhaupt Recht. Es ist an dem jungen Menschen anfangs Nichts, als der Einband sichtbar, in welchem er in der Reihe der übrigen Wesen Platz nehmen soll. Allein man legte doch in das angeführte Sinnbild bald zu viel, bald zu wenig Sinn. Man dachte sich das Blatt manchmal von allen, auch den allgemeinsten Charakteren, die aber freylich vor der Hand noch unsichtbar sind, ganz leer, manchmal aber schon

ne schon entschiednen Richtungen nach irgend einem Ziel. — Damit aber auch der Ausdruck: entschiedne Richtungen, nicht in einem andern Sinn, als in dem meinigen, genommen werde, so merke ich noch an, daß ich damit nicht nur eine schon vollendete Entschiedenheit, sondern auch jede erst anfangende, bezeichnen will. Ich nenne also z. B. schon die erste Lüge des Kindes eine entschiedne Richtung zur Lügenhaftigkeit; denn wenn gleich die Lügenhaftigkeit selbst — durch diese erste Lüge noch nicht entschieden, also die Richtung des ganzen Charakters zur Lügenhaftigkeit noch nicht vollendet ist, so ist die bemerkte Verdorbenheit wenigst schon eingeleitet. Die Richtung dazu hat wenigst schon angefangen. Man kann sie, wenn man Anstalten dagegen trifft, noch ändern. Trifft man aber keine, so giebt sie allein den Ausschlag. Die Verdorbenheit ist dann entschieden. — Von Natur ist nun die Beschaffenheit der Jugend nach meiner Behauptung — ganz unentschieden. Jede, auch noch so frühe nnd kleine Entschiedenheit (oder Bestimmung) wird erst durch die Umstände, worinn sich die Jugend befindet, hervorgebracht. — Nach diesem muß auch der Sinn festgesetzt werden, den ich den Ausdrücken, Bestimmtheit, Unbestimmtheit, Bestimmbarkeit, bestimmen — beylege.

mit einigen eigenthümlichen, die aber in ihrer Feinheit nur noch nicht deutlich bemerkt werden könnten, ziemlich stark überzeichnet.

Der entstehende Mensch ist — der Regel — weder das eine, noch das andere. Er ist, so wie er gewöhnlich in die Welt eintritt, schon mit den allgemeinen, auch innern Grundzügen seiner Gattung, aber noch mit keinen besondern seiner Eigenheit (Individualität) bezeichnet. Er hat schon angefangen, etwas von einem Menschen überhaupt, — aber noch nicht, etwas von dem besondern Menschen zu seyn, der er werden wird. Die ersten Grundzüge trägt die Natur auf seinem Wesen auf, sobald sie ihm seine Anstellung zur Menschheit überhaupt — übergiebt. Die unsichtbare Dinte, mit der sie dieses thut, wird aber erst durch den Dunstkreis von Umständen sichtbar, in welchem er sich befindet. Die übrigen bestimmtern Züge trägt dann alle blos die Zeit, die ihm seine Richtung zum bestimmten Menschen giebt, mit ihren tausend Werkzeugen auf. Das Instrument, mit welchem sie ihr Geschäft anfängt, ist aber so fein, daß die ersten Linien nur dem bewaffneten Auge des Scharfsinns erscheinen. Aus diesen Eigenthümlichkeiten der frühesten Urbezeichnungen des allgemeinen und besondern Menschen entsteht nun die Leichtigkeit der Vermengung beider, und so pflegt man dann gewöhnlich entweder Nichts, oder Alles, oder wenigst das Meiste — als von der Natur schon vorgezeichnet anzunehmen. Man betrügt sich aber. Man glaube nicht, daß man alles, was der Mensch habe, in ihn erst hineinlegen müße! — Man glaube aber auch nicht, daß — der Regel nach — in einem

gewissen Menschen etwas schon — von Natur — liege, was nicht auch in jedem andern gewöhnlich ausgestattetem anzutreffen sey! Nach dem Willen der Natur soll der Mensch das, was er einst ist, nicht schon gleich anfangs seyn, sondern erst werden. Er soll aber einst auch (er mag werden, was es immer sey) jedesmal wenigst etwas von einem Menschen seyn, wenn er es nicht ganz ist. Die Natur giebt ihm also noch nichts von jenen Bestimmungen schon von Geburt mit, welche er erst selbst alle erwerben muß; sie giebt ihm aber von jenen, die er nie alle verfehlen soll, schon etwas, nämlich die ersten Anlagen dazu, mit.

Wirklich bringt also der Mensch nicht mehr, aber auch nicht weniger mit sich zur Welt, als das bischen Leibes- und Seelenorganisation, welches in seinem ersten kleinen und unsichern Daseyn Platz und Schutz genug — hat, und ihn näherer (mehr oder weniger menschlicher) Bestimmungen fähig macht. Daß er nicht weniger zur Welt mitbringe, wird nur selten bezweifelt. Aber sehr allgemein bezweifelt man, daß er nicht mehr mitbringe. Wir müßen daher hier besonders dieser Seite unsers vorliegenden Gegenstandes nahe treten. — Nun, wenn wir den erst entstandenen Menschen genau betrachten, — was ist er? Ist sein ganzes Wesen mehr, als eine bloße Aufgabe? Ist es nicht überhaupt ganz unentschieden, ob er etwas, und — was er werden, — ob und wie die Aufgabe aufgelößt werden wird? Die Anlage zur Auflösung liegt in ihm; die Wirklichkeit, und die Art derselben hangen aber ganz von den Ursachen ab, von welchen er behandelt wird. Bald entwickeln diese die schon vorhandenen allgemei-

nen Bedingnisse in richtigen Verhältnissen, und vermehren sie auch noch mit eben so übereinstimmenden besondern. Bald verwickeln sie aber schon die ersten nothwendigen Grundbestimmungen in widernatürliche Widersprüche, und machen die Verwirrung durch neue willkührliche vollends unauflösbar. Jetzt begünstigen sie das Sichtbarwerden der Urzüge der Gattung, und erfüllen auch die dann noch leeren Stellen durch passende Schattirungen der ganzen Eigenthümlichkeit aus. Ein andersmal aber hindern sie jenes, oder entstellen diese durch zu helle, oder zu dunkle Schatten. Manchmal vergeht gar die ganze erst werdende Person, ehe die Erscheinung der Grundcharaktere, oder die Zeichnung der Eigenthümlichkeiten vollendet ist. Und so ist also das ganze Wesen, das einst ein Mensch, und zwar ein bestimmter Mensch seyn soll, anfangs noch ganz unbestimmt. Es ist von dem, was es einst seyn wird, vor der Hand noch Nichts. Es macht sich in seinen allgemeinen Eigenschaften erst zu dem, zu was es die dasselbe beherrschenden Mächte werden lassen, und es wird in seinen besondern zu dem gemacht, zu was es diese seine Gebietherinnen machen.

Man sehe den jungen Menschen genau durch, um sich von der Wahrheit der vorgelegten Behauptungen zu überzeugen. — Was ist sein Körper? Ein Bündel von Gliedern und Gefäßen, welche nach Menschengestalten zugeschnitten sind, von welchen es aber ganz unausgemacht ist, ob sie die Absicht einst erfüllen, oder hindern werden, von der sie itzt das kleine Gepräge tragen. — Was ist seine Seele? — Ein brennbarer Stoff, von dem es aber noch ungewiß ist, ob ihn ein Funke in Feuer setzen, oder irgend eine feindliche

Gewalt, ehe er noch eine selbstständige Flamme geben kann, erstickt werde. Beyde, der Körper, und der Geist, sind für sich noch ohne aller bestimmten Richtung. Wo sich in ihnen irgend eine Bestimmtheit zu zeigen anfängt, da ist schon irgend eine äußere Hand im Spiel gewesen. Die Klage über die natürliche körperliche, oder geistige Verdorbenheit mancher Zöglinge ist ungerecht. Alle Verdorbenheit kömmt, so wie alle Veredlung, zuerst von Außen. Die Natur setzt uns weder schlecht, noch gut, sondern nur mit der Fähigkeit her, das eine, oder das andere zu werden. Geschicklichkeit und guter Wille derer, die uns da leiten, wo wir noch nicht selbst gehen können, machen uns zum zweyten. Der Mangel des eines allein aber macht uns schon zum ersten. Daher kömmt es, daß bey aller Leichtigkeit, die uns die Natur sogar noch für die Veredlung voraus giebt, doch die Verdorbenheit leider, gewöhnlicher ist. Freylich wird es dann der, welcher mit oder ohne Wissen verdirbt, immer bequemer, oder natürlicher finden, das auf die Rechnung der Natur zu schreiben, was auf der Rechnung seines Herzens, oder wenigst seines Kopfes stehen sollte. Siehe! du sagst ja selbst, daß du auf wenigen Menschen den allgemein nothwendigen Grundtext, auf keinem die nämlichen Anmerkungen, und die nämliche Handschrift findest, die du auf einem andern antriffst. Das kömmt daher, daß nicht die Natur dasjenige den Menschen aufschreibt, was einst auf ihnen zu lesen ist, sondern daß es von einer fremden Hand geschieht, und da wird dann (wenigst itzt noch) nur selten einem eine glückliche, und niemal dem einen die nämliche Hand zu Theil, welche einem andern zu Theil geworden ist.

Ist es die Natur, welche dem Wilden Sinnenschärfe, und Geistesstumpfheit, und dem gebildeterm Menschen Sinnenstumpfheit, und Geistesschärfe, — welche dem ersten Körperfertigkeiten und Unwissenheit, und dem zweyten Kunstwerkzeuge und Kenntnisse, — welche jenem — rohe Tugenden und viehische Laster, und diesem sanftere Tugenden und geschmackvollere Laster giebt? — Ist es die Natur, oder die Erziehung, welche den Indianern platte, eckigte, zurückgedrückte, und den Europäern gewölbte Köpfe, welche den ersten unbegreiflich harte, und doch leichter zu erschöpfende, und den zweyten weichere, und dabey kraftvollere Nerven, welche jenen den Appetit nach Menschenfleisch, und diesen den Abscheu davor giebt? — Ist es die Natur, oder die Erziehung, welche den Eingebohrnen des nämlichen Landes zu verschiedenen Zeiten — einmal Wildheit, und ein andersmal Barbarey, oder Bildung giebt? Betrachte die Kinder der Indianer, und die Unsrigen! Bemerkst du an jenen (es versteht sich, ehe sie von den Händen ihrer Aeltern berührt werden) schon einige Anstalten der Natur, ihre Köpfe dreyeckig, ihre Nerven unempfindlich, und ihre Gaumen nach dem Fleisch ihrer Brüder und Schwestern lüstern zu machen? Oder bemerkst du an den Unsrigen einige bestimmte Vorrichtungen der Natur, ihre Köpfe rund, ihre Nerven weich, und ihre Gaumen bey den Speisen aus dem Pflanzen- und Thierreich zu erhalten? Besteht nicht beynahe der ganze Unterschied zwischen unsern Kindern, und den Kindern der Indianer grösstentheils nur in dem Unterschied der Farbe? Muß nicht erst die Hand, die Uebung, das Beyspiel der Erwachsenenen dazwischen kommen, um das Kind vollends entweder zum Europäer, oder zum India-

uer zu machen? Würde sich die Stirne des letztern auch ohne Druck spitzen, seine Nerven auch ohne Uebung härten, und sich sein Gaume und sein Gefühl auch ohne Beyspiel verwöhnen? Und würden unsre Stirnen, Nerven und Gaumen auch ohne unsrer Hilfe das seyn, was sie itzt sind? „Das nicht, sagst du, die Natur thut nicht alles. Sie vollendet nicht. Sie fängt nur an.“ Ich verstehe dich. Sie fängt an, sagst du, damit du auch wieder sagen kannst, daß du da nur fortgefahren seyst, wo jene angefangen hat, und damit du dann außer Schuld bist, wenn zuletzt schlimm vollendet wird. Womit fängt denn aber die Natur an? — Mit dem Daseyn, und mit den allgemeinen Eigenschaften, sonst mit Nichts. Sie giebt dem Kinde sein Daseyn, und seine Anlagen zu allem Guten, und zu allem Schlimmen. Uebrigens giebt sie ihm nichts mit. Zeigt es schon etwas mehrers vor, so hat es dieses nicht von ihr, sondern (wenigst zunächst) von seinen Aeltern vor oder in der Geburt erhalten. Und diese Mitgabe der Aeltern, aber nicht eine Vorrichtung der Natur ist es, welche allenfalls den Kindern der Indianer noch einige andere Unterschiede, als jene der Farbe, welche überhaupt allen Kindern einige schon früh bemerkbare Eigenschaften mitgiebt. Wenn du darüber noch zweifelst, so betrachte die Kinder der alten, und der neuen Griechen, Römer, Deutschen! u. s. w. Sieh! hier liegen sie untereinander gemischt vor dir! Sage an, welches wird, wenn es erwachsen ist, den Lorber in den olimpischen Spielen, und welches die seidne Schnur des Großsultans küssen; welches wird die Fasces, und welches den Rosenkranz ehren, welches wird die Keule, und welches die Musquete führen? Hat sich die Natur

in diesen Ländern geändert? Ist die Natur im neuen Griechenland, Rom und Deutschland furchtsamer, andächtiger, künstlicher geworden? — Doch! du wärest wirklich manchmal im Stande, den Sohn des neuern Griechen, Römers, Deutschen, aus einer großen Menge der Kinder älterer Zeiten auf den ersten Blick aufzugreifen? — Ich glaube es dir. Es ist nicht schwer den neugebohrnen Schwächling eines parfümirten Vaters, und einer hysterischen Mutter des achtzehnten Jahrhunderts von dem Säugling einer Spartanerinn, und einer Mitbürgerinn der Brutusse, und Hermane zu unterscheiden? Ist es denn aber auch hier wieder die Natur, welche schon dem Kinde, und zwar schon vor seinem eigentlichen Eintritt in die Welt die ersten Anfänge von Kränklichkeit, und Sklavensinn, oder von Vollkraft und Heldentugenden ertheilt? — Du thust dir besonders viel auf deine alten Landsleute zu gute. Für die Kinder der alten Deutschen sagst du, sorgte die Natur ungleich freygebiger, — wenigst für ihren Körper. Dieser war schon gleich anfangs ziemlich groß. Dieser ertrug schon gleich anfangs das kalte Bad. Sein Aermchen zeigte schon gleich anfangs, daß sein Arm einst die Keule führen werde. Glaube nicht mehr, als die Geschichte sagt, und dann gehe hin, und besehe die Kinder unsrer gesunden Landleute und Handwerker, und frage dich, ob ihre Kinder kleiner sind, und ob diese einst den noch schweren Hamer nicht doch führen werden, und ob diese das kalte Bad — —

Doch! H. Gutsmuths erzählt ja in seiner Gymnastick von einer im Jahre 1791. in Schnepfenthal gebohrnen — neuen Thusnelde — welche am 6ten oder 7ten Tag nach ihrer Geburt in einem kalten Quell unterge-

tergetaucht wurde, ohne Schaden zu nehmen, sondern vielmehr selbst bey der Fortsetzung dieses Bades auch im Winter noch — ungemein gedeihte. — Ist es also die Natur, welche unsern Kindern itzt andere Vorrichtungen giebt, als sie ihnen einst gab? Ist es die Natur, welche sie früh in erschlaffende und ansteckende Dunstkreise, Gewohnheiten, Irrthümer und Laster verwickelt? „Allein es ist doch unläugbar, fährst du fort, daß es schon früh mächtige Unterschiede in den Talenten des Verstandes und des Herzens der jungen Leute giebt. Es ist unläugbar, daß sich das Genie, oder der Dümmling, der Edelmüthige, oder der Bösewicht, der Außerordentliche, oder der Werkeltagsmensch oft schon früh ankünden. Sind denn diese Ereignisse anders erklärbar, als durch die Annahme ursprünglicher, von der Natur selbst veranstalteter Vorrichtungen?“ — Warum nicht? Muß denn alles, was im Menschen schon früh geschieht, deswegen auch durch die Natur geschehen? Erreicht denn nicht auch die Kunst *) den Menschen schon früh? — früher, als ihn unser Auge

*) 1. Anmerkung. Die Kunst (ich verstehe darunter hier alle guten, oder schlimmen, sinnreichen, oder sinnlosen Einflüsse der Menschen) diese Kunst erreicht den Menschen überhaupt, vorzüglich aber seinen Körper schon ungemein früh. Sie wirkt schon auf die noch zerstreuten Urbestandtheile desselben in den Aeltern, ehe sie Aeltern werden, — wirkt dann, wenn die Aeltern anfangen, Aeltern zu werden, schon äußerst wichtig auf die Vereinigung dieser Bestandtheile, und ihre allmählige erste Entfaltung, so, daß die Summe der Wirkungen alsdann nothwendig schon sehr bedeutend seyn muß, wann sich die Aeltern auch

erreicht? — Ließen sich also die frühen Verschiedenheiten der jungen Menschen nicht ungleich natürlicher auf folgende Art erklären? — Die Unterschiede, die man an den Zöglingen antrifft, können nur — entweder von dem Stoff, aus welchem diese ursprünglich genommen sind, oder von den äußern Umständen herrühren

Aeltern nennen. Freylich sieht man diese Wirkungen und selbst den Gegenstand derselben anfangs nicht. Allein wirken wir denn nur so weit, als wir sehen? — O! wären doch nur alle Aeltern — von gleicher Gesundheit, von gleichem Verstande, von gleicher Herzensgüte, und folglich von gleicher Aufmerksamkeit auf die Erhaltung, und auf die Mittheilung ihres Daseyns, so würde man bald sehen, daß auch die Natur von gleicher Standhaftigkeit ist, und immer nur Anlagen für mehrere Richtungen, niemal aber schon Bestimmungen für eine gewiße austheilt — dein Kind ist schwächlich? — Bist du stark? Doch! du bist es. Warst du aber auch damals, als du Vater werden wolltest, gesund, nüchtern, kraftvoll, heiter? wußtest du, was du unternehmen wolltest? Nennt dir deine Geschichte keinen Umstand, der die Hand der Natur nachäffen, und insgeheim deinem Kinde etwas auf ihre Rechnung mitgeben wollte? — Nicht? Nun so frage die Geschichte deiner Gattinn! Frage diese — besonders nach deiner Vereinigung mit ihr — sehr genau! — Antwortet dir auch diese nicht? Wahrlich, dann mußt du dich auf das Fragen nicht verstehen. Oder wirst du vielleicht des Fragens, oder vielmehr des Verhütens vorher, wodurch günstige Antworten vorbereitet werden, überdrüßig? Dann mußt du aber auf das ganze Geschäfft, welches dir diese Fragen, und noch mehr diese vorangehende Behutsamkeit zur Pflicht macht, Verzicht thun. Gieb kein Daseyn!

ren, unter welchen sie auch nach ihrer ersten Zusammensetzung zu Menschen — noch stehen. Was die Umstände thun, von dem kann man nicht sagen, daß es die Natur gethan hat. Die Umstände stehen, wenn wir wollen der Regel nach immer wenigst so viel in unsrer Gewalt, als es überhaupt nothwendig ist. Ihre

oder gieb es recht! Und warfst du eines frevelnd auf das Geradewohl hin, so vermehre deinen Frevel nicht noch durch einen neuen, und rechne der Natur nicht auf, was du verbrachst!

2. Anmerkung. Man wird mir, wie ich hoffe, erlauben, den Ausdruck: Kunst, öfter in der vorhin angeführten weitesten Bedeutung zu nehmen, um einer unangenehmen Weitläufigkeit auszuweichen, welcher sonst kaum ausgewichen werden könnte. Ich werde daher, leider! von der Kunst oft übel sprechen.

3. Anmerkung. „Die vorhingewunschne Gleichheit der Aeltern ist unmöglich, sagt ihr?“ — Ihr meynt also eine mathematische Gleichheit? Warum seyd ihr denn aber immer gerade dann so genau, wenn es darauf ankömmt, einen Irrthum gegen eine Wahrheit in Schutz zu nehmen? Wer sagte euch denn, daß ich hier von einer allgebraischen Aufgabe rede? Wollte ich dann behaupten: die Anzahl der gesunden Augenblicke, der Begriffe, der Tugenden im A sollen gleich seyn der Anzahl derselben im B? Giebt es bey aller zufälligen Verschiedenheit der Eigenthümlichkeiten einzelner Wesen nicht eine wesentliche Gleichheit der Gattung? Und kann diese Gattungseinheit nicht ungeachtet aller persönlichen Unterschiede — in jedem Menschen hergestellt werden? Der A kann freylich nicht

Wirkungen kommen also auf unsere Rechnung. — Der Stoff scheint zwar mehr auf die Rechnung der Natur kommen zu müßen. Allein warum richtet denn auch dieser sich so sehr nach unserer Gesundheit, oder Kränklichkeit nach unserer Nüchternheit, oder Völlerey, nach unserm Feuer und unsrer Trägheit? Warum bekommen denn gesunde, kraftvolle und mäßige Aeltern — der Regel nach — geistvolle und wohlgeartete Kinder? Und warum werden kränklichte, markloſe und unmäßige Aeltern so gewöhnlich mit Schwächlingen, Dümmlingen und Auswürflingen gestraft? Warum zeichnen sich vorzüglich die

der B — aber beyde können Menschen, ganze richtig entwickelte Menschen seyn. Mehr brauchen wir nicht. — Nun bedenkt aber doch einmal, wie ihr verfährt! Kaum hat man eine bessere, euch unangenehme Möglichkeit dem Publikum zur Prüfung vorgelegt, so schnitzelt ihr geschwinde eine Unmöglichkeit vom nämlichen Namen nach, und ruft, indem ihr die unächte Kopie dem ächten Original unterschiebt: — welche schon dem ersten Anblick sich verrathende Misgestalt! —

4. Anmerkung. Es entsteht freylich manchmal im Zöglinge eine Krankheit, eine Thorheit, ein Laster, ohne daß in den Aeltern, oder im Erzieher eines dieser Uebel vorhanden ist. Allein solche Fälle sind nur Ausnahme. Die Erklärung dieser Erscheinungen liegt alsdann sehr natürlich darinn, daß zur Hervorbringung einer Frucht nicht die Frucht unmittelbar selbst, sondern blos ihr Saame erfordert werde, welcher in den bemerkten Fällen in irgend einem kleinen Irrthum, oder in irgend einer unschuldig scheinenden Lanne stecken kann.

Kinder der Liebe so oft so vortheilhaft vor den Kindern der Konvenienz aus? — „Ihr seyd die einzigen Weiber, welche über Männer herrschen," sagte eine Ausländerinn zur Gattinn des Leonidas: „Allerdings, antwortete diese, und das daher, weil wir die einzigen sind, welche Männer zur Welt bringen." — Was berechtigte die Spartanerinn zu dieser großen Antwort? Warum ward gerade Sparta, wo allein — die Regierung ihre Aufmerksamkeit schon auf die Erzeugung ihrer Bürger richtete, so reichlich mit hoffnungsvollen Kindern gesegnet? — Gab also die Natur nicht auch den Stoff des Menschen großentheils in unsere Gewalt? Behielt sie sich hierinn mehr bevor, als die entfernten allgemeinen Bestandtheile, und die allgemeinen Zusammensetzungen des Menschen, und überließ sie nicht die nähern eigenthümlichen unserer Aufmerksamkeit und unsrer Willkühr? Gab sie uns nicht sogar von jeher darüber sehr wichtige Winke, wie wir unser Benehmen segenvoll einrichten, und vor ihrem Fluch bewahren können und sollen? Werden wir also nicht künftig, wenn wir ihre Winke benützen, und unsre Aufmerksamkeit vervielfachen, und unsre Neigungen veredeln werden, das wichtige Geschäfft der Erzeugung immer mehr in unsere Gewalt bekommen? Werden wir nicht einst — der Regel nach — nur gut organisirte, und selbst, wenn es nöthig seyn wird, oft auch vorzüglich begünstigte Menschen in die Welt hersetzen können? Waren doch Lykurgs weise Gesetze bey der damals noch größern und allgemeinen Unkunde der Naturkräfte schon im Stande, so zahlreiche wohlthätige Wirkungen hervorzurufen! Was läßt sich nicht von der seither ungemein gewachsnen, und immer noch mehr wachsenden Kenntniß der Natur,

und von der nun wiederkehrenden, und fester begründeten Aufmerksamkeit und Achtung für die Angelegenheiten der Menschheit erwarten? — Ist es also die Natur allein, die den Stoff ertheilt? — Sie giebt ja nicht mehr dazu her, als die **Wesenheit**, und die erste nöthige **Haltbarkeit** derselben im neuen Daseyn. Sind folglich die Talente bloße Geschenke der Natur? Sie sind ja größtentheils nur die Wirkungen der von uns herbeygeführten, oder wenigst von uns zu beherrschenden Umstände — oder des von uns mitgetheilten, und durch uns zunächst und vorzüglich bestimmten Stoffes. Jeder Mensch kann daher — der Regel nach — wenn wir nur überhaupt aufmerksam und gewissenhaft sind, die allgemein nothwendigen Talente — jeder kann sogar — der Regel nach, wenn wir außerordentlich aufmerksam sind, und mehr thun wollen, als blos die Pflicht gebiethet, vorzügliche Talente — von uns erhalten. In jedem Menschen liegen Wunder. Es kömmt, um sie sichtbar werden zu lassen, nur darauf an, sie nicht durch Nachläßigkeit, oder durch feindselige Absichten zu unterdrücken. Klagen wir daher nicht länger mehr die Natur über das an, was wir thun, oder vernachläßigen. Sie ertheilt nur **Bestimmbarkeiten**. Die **Bestimmtheiten** selbst ertheilen wir.

Die **Unbestimmtheit** ist daher die erste natürliche Eigenthümlichkeit der Jugend. Der Mensch geht aus der Hand der Natur, wie das Saamenkorn aus der Hand des Pflanzers, unbestimmt, ob er reifen, oder verderben, vollaufwachsen, oder verkrüppeln werde. Der Boden und die Witterung, die beyden zu Theil werden, bestimmen dem einem, wie dem andern das künf-

tige Schicksal. Willst du also wissen, von welcher Art dein Zögling sey, so forsche nach, von welcher Art der Mensch überhaupt sey! — Der Mensch hat Anlage zur körperlichen Größe oder Kleinheit, zur Stärke oder Schwäche, zur Gesundheit oder Krankheit. — Dein Zögling auch. — Der Mensch hat Anlage zum Verstand oder zur Thorheit, zum Gefühl oder zur Härte, zur Tugend oder zum Laster — Dein Zögling auch. — Der Mensch hat an sich mehr Leichtigkeit für alles das erwähnte Gute, als für das Böse. — Dein Zögling auch. — Das ist aber auch alles. Der Mensch ist nur seiner Gattung, aber nicht irgend einer Art nach bestimmt. — Dein Zögling ist es auch nicht. — Verlangst du aber durchaus auch noch nähere Bestimmungen zu wissen, die dieser haben soll, so lerne nur diejenigen kennen, die du ihm selbst giebst, oder durch andere Menschen und Dinge geben läßt. — Laß dich dadurch nicht irre führen, daß du das Werk der Kunst nicht immer gleich erkennst. — Forsche nur genau und unverdrossen nach! du kömmst endlich der Wahrheit doch noch auf die Spur — du findest endlich immer — entweder deine oder eine fremde Kunst als die Quelle dessen, was auf den ersten Anblick — von der Natur hergesetzt zu seyn scheint. Nur mußt du dabey die Vorsicht beobachten, vor allem die Erscheinung in deinem Zögling, zu welcher du eine Erklärung suchst, richtig zu sehen, ehe du sie richtig erklären willst. — Du und deines gleichen. — Ihr pflegt hier gar oft Schein für Erscheinung zu nehmen. Ihr verrechnet euch also, indem ihr bloße Nullen auch für Sümmchen ansetzt, und zur ganzen Summe schlägt. Ihr seyd gewohnt, in euern Zöglingen nur euch selbst, also in ihren jugendlichen

Erscheinungen nur eure männlichen zu sehen, und ihr erblickt daher oft da schon einen Engel, einen Menschen, oder ein Gespenst, wo nur ein fremder Lichtstrahl, oder eure Einbildungskraft, oder ein vorüberziehender Schatten sein Spiel treibt. Tretet aus dem trügenden Standpunkt eures Vorurtheils heraus, und näher an die Erscheinung hin, und der Schein wird in seine Leerheit zerfließen. Ihr werdet nichts, als euern Zögling, und werdet in ihm kein von der Natur schon vorherbestimmtes, sondern bloß bestimmbares Wesen finden. Die bestimmte Richtung, die er euch zu haben schien, wird nur euer Auge gehabt haben. — Gewiß! Der Mensch ist von Natur — Nichts. Alles, was er nachher ist, das wird er erst. Ich weiß wohl, diese Lehre behagt der Bequemlichkeit, und der Eigenliebe der meisten Aeltern und Erzieher nicht. Allein sie ist doch wahr, ob sie gleich nicht angenehm ist.

Wenn es aber auch die Natur nicht ist, welche den jungen Menschen vorherbestimmt, fährst du fort, so ist es wenigst der Zufall, also doch nicht der erwachsne Mensch.“ — O! Ich kenne dich freylich schon lange als einen eifrigen Verehrer dieser launenvollen Gottheit. Soll denn aber auch ich sie anbethen, weil du sie anbethest? Soll alle Welt davor hinknieen? Laß doch einmal deinem Götzen ein wenig auf seine Natur greifen? — Was ist der Zufall? — Die unvermuthete Wirkung einer bekannten, oder unbekannten Kraft der Natur, oder der Kunst. Was ist denn nun daran so allmächtig, daß du das Ding so sehr vergötterst? Ist es das Unbekannte, was so allgewaltig

herrscht? — Lerne vieles kennen! — Oder ist es das Unvermuthete? — Lerne vieles vermuthen! — Wer vieles sieht und erwartet, den täuscht und überrascht nicht vieles. Er weicht dem Wurf aus, den er nicht auffangen kann. Siehst du nun! Außer dem, daß du dir selbst oft dein Zufall bist, kannst du auch der Herr des übrigen seyn. Du kannst diesem zwar sein Spiel für sich überhaupt nicht verbiethen. Aber du kannst es in Rücksicht deiner und der Deinigen größtentheils, wenn du dir durch Kenntnisse und Klugheit das nöthige Ansehen dazu erwirbst. Bewahre und benütze also den wirklichen Götterfunke in dir, die Vernunft! Mit diesem beleuchtest und beherrschest du, wenn du willst, fast die ganze zweydeutige Allmacht deines bisher so gefürchteten Götzen. — Vor der Hand, bis du nämlich dieses recht kannst, verschließe dich indeß vor derjenigen Macht, vor welcher du dich offen nicht halten kannst! Verschließe dich vor dem Zufall durch Einfachheit deiner Lebensart! Verschließe dich vor den tausend und abermal tausend Würfen künstlicher Thorheiten und Laster durch die jedem gesunden Menschenverstande und Menschenherzen leicht mögliche Reinheit von Lächerlichkeit und Schuld! — Unsre Thorheiten und Laster machen den rechten Arm des Zufalls aus. Ist man nur einmal vor diesem geschützt, so hat man schon viel gewonnen; den andern gebraucht er äußerst selten.

Warum leiden denn die Thiere nicht so viel vom Zufalle, als die Menschen, die Thiere, die ihm mehr preis gegeben sind? — Warum giebt es nicht so viele von Geburt krumme, bucklichte, hinkende, kränkelnde u. s. f.

Thiere, als es dergleichen Menschen giebt? Warum sind sogar unter den sich selbst überlassenen Thieren dergleichen Ausnahmen noch seltner, als unter den unserm Eigensinn unterworfnen? — Weil sie überhaupt nur, oder im letzten Falle wenigst mehr der Natur gehorchen, als die Menschen, — — und weil der Zufall der Natur die Geschöpfe dieser sorgfältigen Mutter nur selten berühren darf. Die Menschen gehorchen meist nur sich und ihren Launen, und da hat dann ihr Zufall alle Augenblicke seine Hand dazwischen. — Die Thiere haben keine Tafeln von hundert Gedecken und keine Bettelkost, — keine Betten von Eiderdunen, und kein Lager von Sorgen und Verzweiflung, — keine Anstrengungen und Plagen der Meynung und des Lasters, und keine Gefahren und Strafen für Wahrheit und Rechtthun. — Kurz! keine Künste des Luxus und der Armuth, und — mit Erlaubniß! — auch keine Fakultäten! — — „Also sollen wir wieder in die Wälder hinaus, und Eicheln speisen?“ O! O! — Muß man denn gleich nach Spitzbergen hinauflaufen, wenn es einem in Afrika zu heiß ist?

Die dem jungen Menschen eigenthümliche Unbestimmtheit seines Wesens nun dehnt sich anfangs über den ganzen Bezirk desselben aus. Nach und nach aber, so wie sich die Wirkungen der äußern Bestimmungen häufen, tritt sie mehr in einzelne Bezirke zurück, bis sie endlich mit der Jugend ganz verschwindet. Die ersten Theile, die sie verläßt, sind die körperlichen. Hierin zeigt sich gewöhnlich am ersten eine bestimmte Richtung zur Größe oder Kleinheit, Stärke oder Schwäche, Gesundheit oder Gebrechlichkeit. Indeß diese Ge-

genden der Körpernatur in das Licht der Bestimmtheit hervortreten, liegen die geistigen noch im Dunkel der Zweydeutigkeit. Erst später steigt der Verstand, und am spätesten die Vernunft mit dem Willen in den hellen Gesichtskreis der Zuverläßigkeit empor, und so begleitet den Zögling wenigst eine theilweise Unbestimmtheit seine ganze Jugend hindurch.

Warum ich mich bey der bloßen Unbestimmtheit der Jugend so ungemein lange verweilte? — — Weil es so ungemein wichtig ist, zu den nachmaligen Vermögen oder Schuldenlast des Menschen den wahren Eigenthümer oder Gläubiger zu kennen. Es muß ja einst sehr natürlich eine ganz andere Wirthschaft geben, wenn man einmal darüber recht im Klaren seyn wird. Bisher wurde oft auf fremde Kösten gewissenlos und ungestraft fortgeschwelgt, und am Ende fand sich dann zu den aufgehäuften Schulden kein Richter und Zahler. Oder es wurde wenigst auf gut Glück ohne deutlicher Uebersicht des ganzen Hauswesens gewirthschaftet, und da fand man dann wieder, wenn man in die Kasse griff, gewöhnlich statt der erwarteten Baarschaft nur Schuldscheine ohne Unterschrift, oder Papiergeld ohne Werth. Soll diesem Uebel nie vorgebeugt werden? Und ist es nicht vor allem nöthig, zu wissen, daß man vorbeugen könne?

Drittes Kapitel.

I. Lebensfülle. — Die Jugend hat einen solchen Vorrath von körperlichem und geistigem Leben, daß sie nicht nur das, was sie jedesmal ist, bleiben, sondern immer auch noch mehr werden kann.

So wenig der junge Mensch ist, so viel kann er werden. Er ist arm an schon brauchbarem Stoff, aber reich an Vorräthen eines Stoffs, welcher eben brauchbar werden will. Seine körperliche und geistige Lebensquelle ist voll bis an ihre Ränder, und oft bis über selbe.

Man hat die Jugend mit dem Frühling verglichen. Man durfte kein geringeres Bild zur Vergleichung wählen, wenn es passend seyn sollte. Wie im Frühling, so trifft man auch in der Jugend in zahllosen Daseyn immer neues, und immer reges Leben *) an. Alle die tausend Adern und Aederchen der Jugend strotzen davon, wie alle die tausend Fasern der aufkeimenden Pflanze. Wo man hinblickt, — Nichts, als Thätigkeit und Streben nach Kraftäußerungen, und Erweiterungen der Kreise, des Seyns und des Wirkens, und Annehmung und Austheilung neuer Gestalten, und so — also nichts, als Leben, und Leben in zahllosen Hüllen, Graden und Verhältnissen.

Das Gefühl des Lebens macht froh. Daher die Klarheit der jugendlichen Empfindungen, — daher der reine wolkenlose Himmel, der die ersten Jahre des mensch-

*) Wenn ich in diesem ersten Theile den Ausdruck: Leben, — ohne Zusatz brauche, so verstehe ich immer sowohl körperliches, als geistiges Leben darunter.

lichen Daseyns umfließt. Keiner der spätern Nebel trübt andauernd den schönen Gesichtskreis. Keines der folgenden schweren Gewitter verweilt in der heitern, stäts angenehm regen Luft. Ein fast immer wehender freundlicher Ost trägt alle Dünste, so wie sie sich erheben wollen, schnell wieder aus der glücklichen Gegend weg, und löst die fremde verirrte Gewitterwolke immer bald in die kleinen schwimmenden Luftgestalten auf, die den nach einer kurzen Bangigkeit dreymal frohen Sinn nun neu ergötzen. Sonnenschein ist daher die gewöhnliche Witterung der Jugend, und Scherze, Tänze, und Sprünge, in frohem Wechsel mit leichten Geschäften, und schnellen Sorgen, füllen die heitern Tagen aus, welche das zur Freude so mächtig einladende Klima giebt. Leicht hüpft der dieser Gegend und Jahreszeit eigne Frohsinn über die kleinen Unebenheiten, die sich von selbst darbiethen, weg, sucht geflissentlich größere auf, wo sich die übervolle Kraft gewisser ihres Ueberflusses entladet, und gleitet so in beynahe ununterbrochner Heiterkeit eine glückliche Bahn von lautern Freuden durch. Verwundet einmal ein Stachel der vielen Rosen seines Weges seine Empfindung, so ist diese immer bald wieder an der schnellen Vergessenheit, und an einem neuen Genusse geheilt. Ist ein andersmal die Gegend an Blüthen nicht reich genug, so schafft seine ihm eigne Zauberkraft die Disteln selbst — in Blumen um. Alles um ihn herum ist ihm — Leben, denn er selbst ist nichts — als Leben. Fast alles ist ihm Veranlassung zur Freude, denn er empfängt Leben, oder er theilt selbes aus *), und beydes macht glücklich.

*) Selbst da, wo er aus Mangel an Kenntniß zerstört, glaubt er, zu beleben. Er will seine Kraft äußern, und weis nur noch nicht, daß er dadurch die fremde — aufhebt.

So angenehm das Gefühl des Lebens für den ist, der es besitzt, so schön ist der Anblick desselben für den, der es ansieht. Die Jugend wird deswegen der Regel nach — schön gefunden. Man verweilt mit seinen Blicken gerne auf Kindern. Die Gestalten der Kleinen sprechen mit einem reizenden Nachdruck an unsre Augen und Herzen. Wir gehorchen der Macht der Schönheit, und ergötzen Blick und Empfindung an den lieblichen Zügen des Lebens, welche Mienen, Geberden und Gang in holdem Ebenmaaß entfalten. — Wenn uns die Schönheit der erwachsenern Jugend meist nicht mehr so ganz rein berührt, so kömmt dieses daher, weil sie von unsrer Kunst meist nicht mehr so ganz rein gelassen wird. Die Kunst hat das Werk der Natur bis dahin meist schon so sehr überpinselt, daß viele Urzüge bedeckt sind. Allein dem ungeachtet ergreift uns auch da noch manche unverdorbne, oder durch das Verderben wenigst noch durchschimmernde Schönheitslinie mit freundlicher Gewalt, und stimmt unsre Empfindung zum Wohlbehagen, und unser Urtheil zur Nachsicht. Man findet vieles an der Jugend noch schön, was man an einem höhern Alter gleichgültig, oder häßlich findet. Hat aber die Kunst das Urbild der Natur unverfälscht gelassen, mit welcher Macht ergreift uns alsdann die Schönheit derselben? Mit welchem Vergnügen sieht man den Ausdruck des Lebens im unverdorbenen Knaben? Mit welchem frohen Erstaunen weidet man Auge und Gefühl an dem reinen Ebenmaaße des reinbewahrten Jünglings? — — Was umgiebt die Jugend mit diesem reizenden Schimmer von Schönheit? — Die Fülle des Lebens, welche durch alle Hüllen ihres sich immer erweiternden Daseyns in unzähligen Wiederscheinen glänzt.

Der Anblick der Jugend ist, wie gesagt, der Anblick des Frühlings, wo der neue kräftige Sonnenstrahl tausend Leben weckt, tausend geweckte erweitert, und tausend noch schlafende zum Geweckwerden vorbereitet, und wo das ganze herrliche Schauspiel überdieß noch durch tausend verschieden spielende Lichter und Schatten unnennbar vervielfältigt, und erhöht wird.

Diese Lebensfülle, die sich dem Gefühl des Betrachters der Jugend so innig ankündet, kündet sich eben so deutlich der Ueberzeugung desselben an. Man darf nur einige ihrer vorzüglichsten Wirkungen betrachten. — Die Jugend wächst am Körper und Geist. Zum Wachsthum wird ein Ueberfluß von Kräften erfodert. Um das Daseyn, das man hat, nur zu erhalten, reicht eine Kraft hin, die so groß ist, als dieses Daseyn. Um es aber zu erweitern, muß die Kraft größer seyn. Sie braucht da nicht nur Stoff genug, die schon vorhandnen, sondern auch noch Vorrath genug, die sich erst anschmiegenden Theile des immer weitschichtigern Ganzen zu beleben. Es ist daher eine vorzüglich auszeichnende Eigenthümlichkeit der Jugend, daß sie durch einen überreichen Lebensstoff in den Stand versetzt ist, immer zuzunehmen. Am Körper ist dieser Lebensreichthum vorzüglich merkbar. Der Körper hat nämlich in diesem ersten Zeitraum des Lebens nicht, wie später, blos so viel Kraft, seine jedesmal verlohrnen Bestandtheile wieder zu ersetzen, sondern überdieß auch noch so viel, die Summe der ersetzten durch neue hinzugekommne — zu vermehren. Er erhält sich nicht nur. Er erobert auch. Die einst das Eroberte erhaltende Kraft kann zwar größer seyn, als die erobernde. Allein diese ist

wenigst größer, als die jedesmaligen frühern Besitzungen, indeß jene ihr späters Eigenthum nicht übersteigt. — Aber auch der Geist verräth in diesem frühem Zeitraum gewisse große Lebensvorräthe, die man in seinen spätern Zeiten verhältnißmäßig nicht mehr so reich antrifft. Auch dieser besitzt während der Jugend nicht nur so viel Kraft, sich auf seinem jedesmaligem Grade zu erhalten, sondern immer auch noch so viel, sich auf einen neuen zu erheben. Er hat zwar das Eigne, daß ihm auch später noch, und zwar der Regel nach — das ganze Leben hindurch stäts Eine Seite zu einem immer neuem Wachsthume offen bleibt. Der Geist kann nämlich immer noch an der Ausdehnung seiner Kräfte zunehmen, wenn er es auch an der innern Stärke derselben nicht mehr kann. Er kann noch uneigentlich fortwachsen, wenn auch die Jahre des eigentlichen Wachsthums schon vorüber sind. Allein gerade das Zunehmen an der innern Stärke, und nicht das Zunehmen an der Ausdehnung machen sein wahres Wachsen aus; denn gerade seine innere Stärke, und nicht der äußere Umfang seiner Besitzungen bestimmen einst seine wahre Größe und seinen wahren Werth. Es liegt nämlich einst mehr daran, daß er gesund, als, daß er reich sey. Ist er nur jenes, so kann er dieses immer auch leicht werden. Es liegt mehr daran, daß er richtig zu denken, und recht zu wollen, als daran, daß er viel zu wissen, und viel zu thun verstehe. Und gerade dieses innere Zunehmen des Geistes, also gerade das eigentliche Wachsen desselben, geschieht während der Jugend. Die Kräfte, zu denken und zu wollen, die eine sehr frühe, die andre etwas später erwachend, legen sich zwar im ersten Taumel des Wachwerdens beynahe ganz selbstlos auf

alle

alle sich darbiethenden Stützen. Allein bald fühlen sie mit dem verschwendenden Gewirre der Neuheit das Daseyn eines eigenthümlichen Lebens, versuchen eigne Stellungen ohne gängelnder Hilfe, und gelangen so schon frühzeitig wenigst zu einer unterbrochenen Selbstständigkeit. Mehrere Versuche machen sie dann immer mehr mit ihren Vorräthen bekannt. Sie wiederholen ihre vorigen Unternehmungen, werden dadurch auf neue geführt, sehen für diese alle, und für noch mehrere — hinlänglichen Kräftestoff in sich, und gewinnen so immer unglaublich viel an innerer Macht, so wenig sie auch an äußern (wenigst an glänzenden) Besitzungen gewinnen. Durch viele Wiederholungen endlich immer mehr gestärkt erreichen sie zuletzt denjenigen Grad von zusammenhängender Selbstständigkeit, der ihren eigentlichen Vollkommenheitspunkt ausmacht, und der in spätern Zeiten eigentlich nicht mehr erhöht, sondern nur noch mehr befestigt, mit mehrern andern in Verbindung gebracht, und mehr verziert wird. Ist der Zeitraum der Jugend vorüber, so hat dieser Wachsthum ein Ende. Die jugendliche Fülle des Lebens ist dahin. Alle Quellen fließen, soviel es ihnen die Umstände gestatten. Keine neue bricht aber mehr an. Keine schon vorhandne kehrt ganz wieder, wenn man sie bisher halb zu kommen zwang. Die verscheuchten Wasser haben sich schon andre Rinnsale gesucht, oder sie faulen unbewegt. Das nun fertige Bett des Lebensstroms bleibt überhaupt, was es indeß geworden ist. Man kann es mit äußern Verzierungen versehen, die seine Schönheit erheben, oder seine Häßlichkeit verbergen. Man kann es mit fremden Wassern füllen, die aber immer bald wieder verlaufen, und dann die natürliche Leerheit nur noch sichtbarer machen.

Man kann — allerley, nur erweitern das Bett, und es mit neuen, eigenthümlichen, nie versiegenden Wassern versehen — kann man es nicht mehr, wenn es nicht schon geschehen ist. Der Zwerg bleibt ein Zwerg. Aber der Dümmling bleibt auch ein Dümmling, und der Taugenichts — ein Taugenichts. Der — während seiner Jugend verkrüppelte Körper erholt sich von seinem gehemmten Wachsthume nicht wieder. Aber auch der — während seiner Jugend verkrüppelte Geist erholt sich nicht mehr. Ueberhaupt behält der Geist, so wie der Körper im Wesentlichen diejenige Größe immer bey, die er sich in seiner Jugend erworben hat. Man bemerkt dieses an jenem nur nicht so richtig, wie an diesem, weil man es nicht so richtig ansieht. Man sieht nämlich meist den Grad Ausdehnung der geistigen Kräfte, und nicht den Grad ihrer innern Stärke für ihre eigentliche Größe an, und rechnet manchmal auch noch fremde angestückelte Zierrathen als einheimische Bestandtheile ihrer Natur auf. Bemühen wir uns, künftig richtig zu sehen, und zu rechnen, und wir werden finden, daß auch in Rücksicht des Geistes gerade nur die Jugend derjenige Zeitraum sey, welcher genug Lebensüberfluß habe, um das Daseyn des neuen Wesens zu seiner wesentlich-nothwendigen Größe gedeihen zu machen.

Nur die Jugend hat Kraft genug, den Verstand zur Selbstständigkeit, und das Herz zur Größe schöner und edler Gefühle zu erweitern. Ist die Jugend vorüber, und der Denknerve ist unentwickelt, und das Herz eng geblieben, so entfaltet keine Macht den Nerven mehr, so dehnt keine Gewalt das Herz mehr aus. Die innere Entwicklungskraft ist verflogen, und äußere Kräfte können da höchstens fremde Scheinbestandtheile anflicken,

aber nicht die einheimischen wahren ausdehnen. Derjenige Mensch, der in seiner Jugend das Denken und Fühlen nicht lernt, der lernt es nie wieder. Er kann zwar später noch glauben, nachsagen, weinen, lachen, aber nicht mehr denken und fühlen lernen. Er kann mit den mechanischen Regeln des Denk- und Gefühlgeschäfts, mit Wörtern, aber nicht mehr mit den höhern Gesetzen, mit dem Sinn der Wörter bekannt werden. Er kann noch die Gerippe der Wahrheit und Schönheit, aber nicht mehr ihre Geister zu sehen bekommen. — Einem Schweitzer wurde der Eingang in die Touillerien mit dem Auftrag angewiesen, Niemanden in den Garten hineinzulassen. Es fand sich bald ein Bürger bey dem Eingang ein. „Hier wird Niemanden eingelassen" rief ihm der Schweitzer entgegen. — „Ich will ja auch nicht in den Garten hinein, sondern nur über die Königsbrücke heraus" antwortete der Bürger. — „Ach! versetzte der Schweitzer, wenn sie nur herausgehen wollen, so können sie ungehindert gehen." — — In Gegenwart eines Feldmessers wird das Trauerspiel Iphigenia ungemein gelobt. Er wünschte es zu lesen. Man lieh es ihm. Er las einige Auftritte, und gab es wieder mit den Worten zurück: „Ich meines Theils begreife nicht, was man in diesem Werke so schönes findet, da doch nichts darinn bewiesen wird." — — Einige Flüchtlinge aus Arkadien beschrieben zu eben der Zeit, da dreyhundert Spartaner den Paß bey Thermopylä vertheidigten, dem Xerxes die olympischen Spiele. Darüber brach nun ein vornehmer Perser in diese Worte aus: „Was sind das für Menschen! Fort! wir müßen uns mit ihnen schlagen! Ohne Gefühl für den Eigennutz geizen sie nur nach Ruhm." —

Ist es etwas seltnes, solche Schweitzer, solche Feldmesser, und solche Perser anzutreffen? Finden wir nicht allenthalben, leider! nur zu viele Menschen dieser Art? Finden wir nicht — selbst unter jenen noch viele, welche, aber freylich erst etwas späte, mehr zu werden streben? — Woher kömmt dieses? — Daher, daß man die Menschen da, wo sie mehr werden könnten, — in der Jugend, — es nicht werden läßt, und daß sie alsdann da, wo man sie manchmal werden ließe, — in den höhern Altern, — es nicht mehr können. —

Der jugendliche Ueberfluß an körperlichem und geistigem Leben, welcher sich durch dieses doppelte Wachsthum zeigt, ist so groß, daß er sich da, wo er sich nicht durch natürliche Richtungen äußern kann, durch widernatürliche äußert. Er zwingt die Jugend miszuwachsen, wenn er gehindert wird, sie richtig wachsen zu machen. Er kann nun einmal nicht ruhen. Verlegt man ihm sein eigenthümliches Bett, so ergießt er sich in ein fremdes, und bezeichnet dann den Weg, der nicht für ihn paßt, durch Misgestalten und Zerstörungen, wie er seinen passenden durch Ebenmaaße und Wohlthaten bezeichnet haben würde. Er giebt Höcker, krumme Gliedmassen, Auswüchse aller Art, zerrissene Körpersbande, Misverhältnisse der Theile, u. d. gl. wenn man ihn abhält eine gerade schlanke, verhältnißvolle Gestalt zu ertheilen. Er giebt Irrthümer, Vorurtheile, Meynungen, Aberglauben, Thorheiten, kleinliche Neigungen, kranke Gewohnheiten, tyrannische Leidenschaften, zerstörende Laster, wenn man ihn abhält, die Selbstständigkeit der Wahrheit und Tugend zu ertheilen.

O! vergeßt es doch nie! Ihr! die ihr euch mit der Jugend beschäftigt! Aeltern! Erzieher! vergeßt es nie! daß das Leben in euern Zöglingen so wenig ruhen könne, als das Leben in der Frühlingserde! Beydes schießt in wilden Keimen auf, wenn es gehindert wird, segenvoll aufzusprossen. „Ihr vergesset es aber ohnehin nicht.“ — Wirklich? — Warum geht ihr denn aber oft ganze Jahre um den nach Saamen begierigen Boden herum, ohne ihn damit zu belegen? Warum steht ihr oft ganze Jahre vor das vielfältig aufsprossende Unkraut hin, ohne es im Geringsten zu beunruhigen? Warum seht ihr oft ganze Jahre dem Druck des Hindernisses auf die sich entfaltende Kraft zu, ohne es wegzuräumen? Ihr müßt also glauben, daß der Boden nicht treiben werde, weil ihr ihn nicht besäet? Ihr müßt glauben, daß das Unkraut nicht reifen werde, wenn ihr es nicht erlaubt. Ihr müßt glauben, daß die Kraft nicht ausarten werde, wenn ihr es nicht wünscht. Ihr müßt also vergessen haben, daß die Fruchtbarkeit des Bodens den Saamen des Zufalls so gut ergreife, als den Saamen der Absicht. Ihr müßt vergessen haben, daß die einzelne Grade des Wachsthums für unsre Beobachtung zu klein seyen, und erst ihre Summen bemerkbar werden. Ihr müßt vergessen haben, daß die Kraft der Jugend die Richtung ihres Entfaltens zwar ändern, aber den Gang desselben nicht unterlassen könne. Ihr müßt vergessen haben, daß das überreiche Leben der Jugend zwar in unnützen, oder schädlichen Misgewächsen verschwendet, aber nicht zur kalten Winterruhe erstarrt, — daß es in Faulniß, die aber doch etwas, wenn schon nur Eckel und Ungeziefer, hervorbringt, aber nicht in einen gänzlichen Tod aufgelößt werden könne, der

gar keine Wirkung mehr herſetzt. Oder erinnert ihr euch alles deſſen, und handelt doch nicht darnach? Dann iſt ja aber nur die Ehre euers Gedächtniſſes auf Koſten der Ehre euers Verſtandes oder Herzens gerettet. Dann müßt ihr auf die deutlichſten Vorderſätze die unbegreiflichſten folgewidrigſten Schlußſätze bauen, oder der ernſthafteſten wichtigſten Ueberzeugung die launenvollſte willkührlichſte Handlung zur Begleiterinn aufdringen können. Ihr müßt euch bey nüchternen Kopfe widerſprechen, ohne den Widerſpruch einzuſehen, müßt euern Grundſätzen bey ruhigem Herzen ungetreu werden können, ohne euch dieſer kalten Untreue zu ſchämen. Ihr müßt Abſprünge in der Natur, Wirkungen ohne Urſachen, Urſachen ohne Wirkungen, Würfe eines eigentlichen Zufalls, Griffe eines blinden Schickſals und Zaubereyen, oder Wunder einer euern Launen unterthänigen Gottheit annehmen. Oder eure Wieſen und Aecker müßen euch wichtiger ſeyn, als die Geſundheit, Wahrheit und Güte eurer Kinder. Die Neſſeln in euern Gärten müßen euch ſchmerzlicher verwunden, als die Thorheiten und Laſter eurer Nachkommen. Ein misgewachſener Baum muß eure Augen und Gefühle mehr beleidigen, als ein misgerathener Sohn. Sollte wirklich dieſe Art von Urſachen die Folgewidrigkeit eurer Handlungen und Worte bewirken? Solltet ihr wirklich eure Schätzungen von dem Belange eines Geſchäffts nur nach dem Kapital, welches dabey in Anſchlag kömmt, oder nach den körperlichen Eindrücken beſtimmen, die dabey zu leiden ſind. Es ſcheint ſo. Kinder können ohne Kapital erworben, und ohne brennenden oder ſtechenden Schmerz berührt werden. Sie haben alſo in den Augen der meiſten wenig zu bedeuten, und fodern gleichfalls wenige Behutſamkeit. Ih-

ren Verlust ersetzt man ohne Kosten leicht wieder durch neue, und ihre Misgestalten oder Gebrechen verbirgt und erkünstelt man, und was sich nicht verbergen und erkünsteln läßt, das bejammert man mit einigen warmen oder kalten Worten, und stellt es dann mit gleichgültiger Empfindung unter die übrigen Geburten des unter uns so fruchtbaren Zufalls hin, welche auch nicht brennen und stechen, sondern nur unglücklich sind und machen.

Es ist noch eine merkwürdige Erscheinung von der Jugend anzuführen übrig, welche gleichfalls einen grossen Lebensüberfluß ankündet, nämlich die stäte rastlose Thätigkeit der Jugend. Woher kömmt das beständige Springen, Laufen, Klettern, Schreyen, Singen, Forschen, Fragen, Reden, Lachen u. s. f. Woher das rastlose Bewegen aller Leibes- und Seelenkräfte in diesem ersten Zeitraume des Lebens? Woher anders, als daher, daß das jugendliche Leben bey aller seiner übrigen Kleinigkeit doch den jedesmaligen Rinnsaal immer überreich ausfüllt. Das Bächchen rinnt stäts übervoll daher. Wenn nun schon diese blos beziehungsweise große Fluth noch zu klein für die gewöhnlichen Lasten des spätern Lebens ist, so ist sie für die gewöhnlichen und meist auch für die ungewöhnlichen des frühern mehr als hinreichend. Spielend trägt sie in raschen Zügen die lieben Bürden, welche ihr die Natur, oder eine weise Kunst auferlegt, ihr reiches Bett hinab, und behält der Wasser noch viele übrig, welche sie diesseits und jenseits zur Befeuchtung der anliegenden Gegend, und überdieß auch noch zum Spiel mit den tausend Gegenständen abschickt, welchen sie begegnet. — Es drängt sich Welle an Welle.

Die eine stürzt über die andere hin; denn alle eilen, von neuen nachkommenden und von ihrer eignen Geschwindigkeit getrieben, irgend einem Geschäfte zu, und strömen also, wenn die Stelle der eigentlichen Arbeit schon durch frühere besetzt ist, nebenhin auf Spiel und sogar auf Muthwillen aus.

Ich kann die Ansicht dieser jugendlichen Erscheinung nicht verlassen, ohne die Empfindung zu rügen, welche in den meisten darüber zu entstehen pflegt. Anstatt sich nämlich dieses beständigen Drängens und Treibens des jugendlichen Lebens nach den Aeußerungen seines Ueberflusses zu freuen. — Anstatt es als den gewißesten Beweis einer reichen Natur zu ehren, und als die am leichtesten zu benützende Anstalt zur künftigen Wohlhabenheit zu gebrauchen, wird es meist als eine Last betrachtet, die man mit aller Anstrengung abzuwerfen, und als ein Hinderniß, dessen zweckloser Kraftverschwendung man mit aller Klugheit auszuweichen suchen muß. O! trügen doch die geschäfftigen Wellen der jugendlichen Kraftfülle mitunter auch Dukaten daher, wie ganz anders würden die Empfindungen und Anstalten der meisten Erwachsenen darüber seyn. So aber führen sie nur Stoff und Empfänglichkeit für Gesundheit, Wahrheit und Tugend mit sich. Man sieht, und fühlt also gewöhnlich an ihnen nichts, als ihr Anschlagen an die Sandbank träger Alltäglichkeit, und ihr Brechen an der Klippe der Meynung.

Allein die Leidenschaft versteckt sich auch hier wieder, wie fast immer, unter Zweifel und Gründe. Wir müßen sie dahin verfolgen, um ihres Betrugs und unsrer Sache ganz gewiß zu werden.

„Also wäre das stäte, selbst das meist blos tändelnde Streben der Jugend nach Kraftäußerungen erstes Bedürfniß für sie? ruft die Leidenschaft. — Und das zwecklose Herumtreiben der Kraft hätte einen Zweck? und der oft so schädliche Muthwille der Jugend wäre ein Geschenk der Natur?“ —

Warum sind denn die meisten eurer Fragen immer so beschaffen, daß man mit einem nakten Ja oder Nein nicht antworten kann? Warum verwickelt ihr denn eure Gedanken gar so gerne in Zweydeutigkeiten? — Vielleicht deswegen, um eure Wünsche und Handlungen auch wieder recht geheim und sicher einwickeln zu können? Nun so hört auf stechende Fragen auch wieder stechende Antworten!

Das immerwährende Jagen nach Thätigkeit ist Bedürfniß für die Jugend, wenn es schon nicht Bedürfniß für eure bequeme Alltäglichkeit ist. Ihr übervoller Lebensstoff macht ihr manches nothwendig, was euch eure Trägheit unangenehm macht. Deswegen schwitzt die Jugend so bange in eurer erzwungnen Unthätigkeit, und hüpft so leicht durch die mühevollern Reihen ihrer natürlichen Geschäffte. Deswegen kostet ihr euer Sitzen des Körpers und Geistes so viele, und ihr Bewegen derselben so wenige Anstrengung. Deswegen opfert sie euern Langweilen, Ruhe, und träge Genüße gebiethenden Götzen nur mit so großen, und ihren leichtmüthigern, Anstrengung und Abbruch befehlenden Gottheiten mit so kleiner, oder wenigst geliebter Ueberwindung. Kann denn nur das für sie nothwendig seyn, was für euch bequem ist? Hat die Natur ihre

Bedürfnisse auf eure Launen berechnet? Will sie euch in euern Kleinen nur lebendige Spielzeuge geben, die gerade eine solche und so viel Thätigkeitstrieb haben, als ihr ihnen mitzutheilen beliebt?

Was die Zwecklosigkeit des jugendlichen Thätigkeitgeists betrifft, so sagt, warum nennt ihr dieses unruhige Herumtreiben zwecklos? Weil die Jugend keinen Zweck dabey hat? Hat sie keinen? Oder nennt sie nur keinen? Sie hat einen, aber sie sieht ihn nicht. Sie fühlt ihn nur. Er liegt in der Handlung selbst. Sie will handeln, um zu handeln. Sie will ihre Kräfte äußern, um sie zu äußern. Sie will immer etwas von ihrem Ueberfluß ablegen, um es nicht tragen zu dürfen. Ist der Zweck, der in der Handlung selbst liegt, kein Zweck? Muß der Zweck immer außer der Handlung liegen? O! lägen doch eure Zwecke auch öfter so nahe auf einheimischen Boden! Wie mancher von euern Gedanken, Trieben und ehrlichen Nämen hätte sich dann nicht krumm gelaufen oder gekrochen! Wollt ihr eure Zöglinge vielleicht schon frühzeitig an dieses Laufen und Kriechen nach fremden Zwecken gewöhnen, weil ihr ihnen das Aufstehen nach ihren einheimischen so sehr verarget, erschwert und verbiethet? — Die Natur erreicht also durch die rastlose Unruhe der Jugend einen wohlthätigen Zweck. Sie weiß nämlich, daß viele Versuche auf viele Fertigkeiten, beständige Uebungen auf bestimmte Eigenschaften, — Kraftäußerungen auf Kraftvermehrung führen. Sie weiß, daß das Leben Bewegung hervorbringen muß, um durch Bewegung wieder Leben hervorzubringen, daß die Erhaltung des Lebens mitunter zwar durch Ruhe, die Er-

weiterung desselben aber nur durch eine gewiße, immer thätige und glückliche Unruhe geschehe. Ist also wirklich kein Zweck da? Oder seht ihr nur keinen? Oder wollt ihr nur keinen sehen? Wenn ihr euch nicht im letzten Falle befindet, so bitte ich euch, Acht zu geben, daß ihr diesen Zweck nicht aus den Augen verliert, und daß ihr dann durch eine geschickte und angenehme Verzäunung eure Anstalten so treffen möget, daß sich eure Zöglinge nicht zu weit davon verlaufen können. Diese Unerfahrnen werden freylich von keiner bestimmten Absicht geleitet, und kommen manchmal vom rechten Weg ganz ab. Wenn aber alsdann nur durch einige entfernte Schranken gegen allzugroße Zwecklosigkeit gesorgt ist, so mögen sich die Jungen innerhalb der bezeichneten Gegend immerhin nach Herzenslust herumtummeln. Sie werden doch stäts zur bestimmten Zeit den großen Zweck der Natur erreichen.

Und nun zum Muthwillen der Jugend, gegen den ihr so gerne und so viel eifert! — Ich fragte mich, wenn von dieser Klage die Rede war, schon oft bey mehrern Genoßen eurer Zunft, um die eigentliche Natur des Gegenstandes an, worüber ihr klagt, konnte aber mit ihren Antworten nie recht in das Klare kommen. Der eine jammerte über dieses, der andere über jenes. Jeder widerlegte die Meynung des andern, und doch waren zuletzt, wenn der Jammer von neuem begann, wieder alle einig. Alle klagten über Muthwillen.

Ich suchte mir indeß das Brauchbarste aus allen Antworten heraus, und brachte endlich folgende drey Bedeutungen des Wortes: Muthwille, zustande: Nach

einigen ist der — den Jungen natürliche Ausdruck ungehemmter Lebenskräfte schon Muthwille; nach andern ist es erst der ihnen gleichsam abgepreßte Ausdruck ihrer lange gehemmten Kräfte; und wieder nach andern endlich blos der zur Gewohnheit gewordne Ausdruck nachgeahmter Thorheiten und Laster der Erwachsenen. — Sind nun nicht alle drey Arten von diesem (mit Recht oder Unrecht) sogenannten Muthwillen nothwendige Folgen des jugendlichen Lebensüberflusses, je nachdem er entweder von der Natur, oder von unsrer Kunst sich zu äußern gezwungen wird?

Um es den grämlichen Freudenhassern der ersten Klasse recht zu machen, sollten die Jungen nach dem langweiligen Weisheitsritual eines eingebildeten Bürgermeisters langsam daherschreiten, altklug sprechen, zunftmäßig denken, und sich kalt freuen, und daher auch kalt verlangen und verabscheuen. Allein was können denn sie dazu, daß ihnen die Natur das nicht giebt, was den Erwachsenen erst ihr Alter und ihre Verhältnisse, oft gar erst ihre Thorheiten und Laster geben? Soll der überreiche Junge mit seinem Leben so arm thun, wie der ärmere Großvater? Muß der immer noch Erwerbende nicht ungleich thätiger seyn, als der großentheils blos Genießende? Kann das stäte Andrängen und Anschwellen von immer neuen Kräften so viele Ruhe gestatten, als das spätere Stehen derselben im Gleichgewicht? — Gewiß! wenn der bloße Ausdruck der ungehemmten Naturkräfte schon Muthwille ist, dann ist derselbe ein nothwendiges, aber auch wohlthätiges Uebel. Jedes Alter hat seinen nothwendigen Kraftaus-

druck. Warum will man gerade der Jugend den ihrigen verargen und verwehren? Warum tadelt, und nimmt man nicht auch dem Greise seinen Stock?

Die zwote Art des sogenannten Muthwillens scheint diese Benennung und die darüber angestimmten Klagen mehr zu verdienen. Diese ist nicht, wie die vorige, blos angenehme thätig, sondern höchst unangenehm lärmend, nicht blos wohlthätig für den Eigenthümer, sondern meist neckend für Fremde. Sie drückt nicht blos Freyheit, sondern Zügellosigkeit aus. Sie verdient also die Benennung des Muthwillens. — Verdient sie aber auch die Klage darüber? — Nein, diese verdient nicht sie, sondern ihr, die ihr sie verursacht. Wenn ihr dem Bache seinen regelmäßigen Lauf versperrt, und die Gewalt des Wassers endlich das Hinderniß sprengt, oder ihr es selbst schnell wegnehmt, und wenn dann die übereinander hinstürzende Wellen die Gegend überschwemmen, wer verdient angeklagt zu werden, die Welle, oder ihr? Verlegt dem Wasser seinen Weg nicht, so wird es nicht austreten! — „Wird es denn aber dieses nie von selbst thun?“ Wenn ihr gehörig dafür sorgt, — nicht. Ihr habt hier nicht nur den Bach, sondern auch größtentheils den Dunstkreis in eurer Gewalt. Sorgt also nur dafür, daß nicht irgend ein fremder Regenguß den Rinnsaal zu sehr überfülle, so wird er immer voll seyn, aber nie zerstören. Daß manchmal eine Welle über das Ufer hinausschlägt, dieses schadet ja nichts. — Sagt, warum toben denn die Jungen, welche mehrere natürliche Freyheit besitzen, nie so ganz unbändig herum? Warum nur eure immer am Kapzaume stehenden, wenn sie auf etliche Augen-

blicke loskommen? Warum toben und rasen diese gerade da am unbändigsten, wo sie eben aus dem Zuchtstalle eurer Weisheit loskommen? Es ist ja also nicht der Sporn der Natur, sondern der Stachel eurer Thorheit, der sie so zügellos jagt? Oder wenn auch ihre Natur dabey noch mitwirkt, so ist es nicht die einfache Wirkung dieser nichts übertreibenden Macht, sondern die zusammengesetzte einer sich immer gleichen Weisheit, welcher nur durch gewaltige Künste Thorheit beygemischt ist. Die Jungen, die sonst in längerer Zeit nur Ein Geschäfft zu verrichten gehabt hätten, nämlich den Ausdruck ihres frohen, sich immer mehr berichtigenden Lebensgefühls, haben nun in kürzerer zwey Geschäffte zu verrichten. Sie müßen sich neben dem Genuß der Gegenwart auch noch für die Vergangenheit schadlos halten. Gehäufte Arbeiten verlangen Eile, und verursachen leicht Unordnung.

„Die dritte Art von Muthwille, wird man sagen, ist aber doch wirklich strafbar?“ — Allerdings! — Aber an Wem? — „Sehr natürlich an dem, der sie begeht.“ — Und ich dächte, ungleich natürlicher an dem, der sie zu begehen zwingt. „aber wer zwingt denn die Jungen dazu?“ — Ihr, die ihr ihnen in Worten eure langweilige Weisheit, und in Thaten eure lustigern Thorheiten und Laster vorhaltet. — Ihr, die ihr ihnen ihre natürlichen Kraftäußerungen und Krafterholungen verbiethet, und dafür widernatürliche durch Beyspiele und Verbothe anempfiehlt. — Ihr, die ihr ihnen alle eure männlichen Geschäffte, Künste und Lebensweisen aufdringt, und dafür keine, oder nur sparsame und unbefriedigende Be-

lohnungen ertheilt. Sollen sie sich nicht lieber in die thätigern Reihen eurer Thorheiten und Laster, als in den trägen Leichenzug eurer traurigen Weisheit mischen? Sollen sie in ihrem Heishunger nach Thätigkeit nicht nach den widernatürlichen Gerichten der Lüste greifen, da ihr ihnen die natürliche Tafel des Bedürfnisses leert? Sollen sie sich für die abgenöthigten männlichen Arbeiten nicht auch den vorenthaltnen männlichen Lohn rauben? Es wird ja euch selbst bey dem bemerkten Leichenzuge immer die Zeit sehr bald lange. Und ihr selbst arbeitet ja auch nicht gerne unbezahlt oder halbbezahlt. Seyd daher künftig wenigst klüger, und beginnt keine Klage mehr, die nur ein Pasquil auf euch selbst ist. Könnt ihr euch zu dieser Klugheit nicht entschließen, so erwartet, daß man euch noch mehr vorwerfe! Erwartet, daß man euch sage: Ihr beklagt nicht den Muthwillen, sondern das Unglück, daß eure Thorheiten und Laster in euern Zöglingen nur erst die Miene und den Charakter des Muthwillens, und nicht schon der wirklichen Thorheiten und Laster haben. —

So ist also nun an der Jugend selbst dasjenige, worüber die meisten so sehr klagen, nichts anders, als eine Wirkung dessen, worüber wir uns alle freuen sollen, — freylich eine — durch unsre Schuld — oft sehr entstellte Wirkung. Genug indeß, daß wir nun wissen, daß dasjenige, was die Natur thut, weise gemeynt ist. Scheint uns manchmal aus ihrer weisen Anstalt eine unweise Wirkung hervorzugehen, so werden wir uns, wie ich hoffe, künftig hüten, gleich dem ersten Scheine zu glauben. Wir werden genauer untersuchen, und fin-

den, daß wir erst das hineinlegten, was uns — von selbst — daraus entgegegen zu kommen schien. Versuchen wir diese Genauigkeit nur einmal! Wir werden sie bald öfter mit gutem Glück versuchen.

Manche werden vielleicht über den Gegenstand dieses Kapitels in Worten schon lange mit mir einig gewesen seyn. Diese bitte ich nun hier, und für immer, es mit mir auch in der Sache zu werden, also nicht blos zu sagen, was ich sagte, sondern auch zu denken, was ich dachte, und dann — nach dem Gedachten zu handeln. Daß überhaupt noch so mancher Schritt vom Wort zum Gedanke, und von diesem zur That sey, das ist bekannt, aber vielleicht nirgend auffallender, als in der Erziehung, und besonders in demjenigen Theile derselben, welcher vorzügliche Rücksicht auf die Lebensfülle der zu Erziehenden nehmen soll. Wie mancher Vater oder Erzieher behandelt seinen Sohn oder Zögling, als arm an Leben, da er ihn doch in seinen Reden für reich daran erklärt? Sieht man nicht tausendmal selbst diejenigen, welche gerade über die Fülle des jugendlichen Lebens mit Wärme sprachen, mit ihren untergebnen Kleinen, als mit Kranken oder mit Marionetten umgehen, welche ihre Gesundheit oder Bewegung erst aus Medizinen und Kraftsuppen, — und durch Stoßen und Ziehen von Außen erhalten. Oder — warum kauft man denn dem Zögling so gerne seine Gesundheit? Weiß man nicht, daß man sie ihm aus ihm selbst entwickeln könne? — Warum legt man denn seinen Zögling so gerne immer auf fremde Gedanken? Weiß man nicht, daß er so viel Kraft habe, nach und nach auf seinen eigenen stehen zu lernen? Warum zieht

man denn seinen Zögling immer so gerne an den Schnüren eines äußern Willens? Weiß man nicht, daß der seinige selbst — Nerven, Sänen und Lebenskraft habe?

Immer leben, denken und wollen wir, anstatt unsrer Zöglinge. Sie können und sollen es selbst versuchen. Sie sind zwar noch nicht geschickt genug, um es immer ohne Nachtheil zu thun. Sie sind aber reich genug, um nicht jeden Nachtheil achten zu dürfen. Auch gewinnen sie im Ganzen mehr, wenn sie manchmal durch eignes Handeln verlieren, als sie gewinnen können, wenn wir sie immer durch unser fremdes Handeln vor jedem Verluste bewahren wollen. Sie haben der Vorräthe zu viele und zu eigenthümliche. Ihre Menge schützt sie gegen die Gefahr einer leichten Aufzehrung, und ihre Eigenthümlichkeit sichert ihnen überdieß noch in jedem nicht ganz und anhaltend unvernünftigem Gebrauche irgend eine Vermehrung zu. — „Nun! so sind diese Vorräthe wenigst nicht überall vorhanden.“ — Wie viele Zweifel das sonst so gläubige Vorurtheil nicht hat, wenn es Wahrheit ahndet. Die nöthigen Vorräthe sind von Natur überall, wo sie von keiner Kunst entwendet sind. Sie liegen manchmal offner, manchmal versteckter da. Immer genug! wenn sie nur da sind. Seht ihr sie auf den ersten Blick nicht, so entschließt euch, die Augen ein paarmal hin und her zu wenden, oder etwa gar dort und da einen Vorhang aufzuheben! Vor Allem aber verschließt vom Anbeginn die Thüre recht genau, damit sich keine eurer vielen Künste einschleiche, und verzehre, was verzehrt, — entwende, was ent-

wendet werden kann, oder zerstöre, was gegen beyde Arten von Entfernungen gesichert ist!

Viertes Kapitel.

III. Empfänglichkeit. Die Jugend ist für alle Gestalten, für alle Einflüsse, und zwar in einem solchen Grade empfänglich, daß sich die Folgen der ersten Anbildungen nie ganz verlieren.

Wir kommen itzt zu einer Eigenschaft der Jugend, welche im Ganzen vielleicht am meisten geglaubt, aber zugleich auch am willkührlichsten gedeutet, welche am eifrigsten gepredigt, aber zugleich auch am geringsten geachtet, welche also am wenigsten gekannt wird. Fast jedermann unterschreibt den ihm vorgelegten Glaubensartikel von der großen Empfänglichkeit der Jugend. Aber auch fast jedermann giebt von der Natur dieses Gegenstandes eine andere Erklärung. „Man kann aus der Jugend alles machen," ruft man fast allgemein. Schließt man sich nun mit den natürlichsten Folgerungen an diese Behauptung an, und sagt: „Also kann man auch dieses und jenes daraus machen?" — So wird geantwortet: „Nein! das nicht." — Fährt man fort: „Aber doch das dritte, vierte, fünfte u. s. f." — So heißt es wieder: „Auch keines von diesen." — Und zuletzt zeigt sich, daß sich nach der Meynung der Meisten mehr nicht, als Eines, dieses aber mehr oder weniger daraus machen lasse. Da hat nämlich entweder die Natur überhaupt ihre erste jugendliche Kraft und Geschmeidigkeit durch ihr gegenwärtiges hohes Alter verloren. Oder die Natur der vaterländischen Gegen-

den hat durch die da herrschenden Winde, Religionen, Verfassungen und Gebräuche irgend eine unabänderliche Richtung erhalten. Oder die Natur der Familie, wozu der Zögling gehört, hat gewiße unvertilgbare Erbanlagen. Oder wenigst die einzelne Natur des Zöglings selbst besitzt schon einige hervorragende Eigenschaften, wodurch alle übrige beherrscht werden. Und so werden tausend Ursachen angeführt, um zu zeigen, daß von allen den Gestalten, die im Begriff des Menschen denkbar sind, jedesmal nur eine bestimmte in der Wirklichkeit desselben ausführbar sey. — Manche sind in Worten folgerechter, und erklären die Empfänglichkeit der Jugend nicht nur für vielseitig im Begriffe, sondern auch im Leben des Menschen. „Man kann nicht nur dem eingebildeten Menschen, sondern auch dem wirklichen — in seiner Jugend jede Gestalt geben, die man will," sagen sie. Man sollte nun von diesen erwarten, daß sie dem Sinn ihrer Worte in ihren Handlungen getreuer seyn würden, als ihre Vorgänger. Allein was thun sie? Sie benehmen sich auch wieder so, als wären sie gerade vom Gegentheile überzeugt. Sie bearbeiten ihren zu gestaltenden Menschen so sorglos, als wenn es gar nicht anders möglich wäre, als daß dieser ungeachtet aller verschiednen willkührlichen Behandlungen doch die erforderliche Gestalt erhalte. Sie gestatten jedem Zufall, Hand an ihr Werk zu legen. Sie stellen unzählige unvorsichtige Reden und Handlungen um ihren Zögling herum, die denselben auf die manchfaltigste Art behandeln. Sie geben ihn nicht selten sogar schon jenen Mächten preis, welche selbst dem schon erwachsenen Menschen noch neue Bildungen anmodeln. Warnet man sie wegen dieser Sorglosigkeit, so

rechtfertigen sie sie dadurch, daß sie beobachtet zu haben glauben, daß alle die mannigfaltigen Berührungen der bemerkten Ursachen keine, oder wenigst nur unbedeutende Veränderungen bewirken. Sie haben nämlich entdeckt, daß die Jugend durch ihre Flatterhaftigkeit gegen die Würfe des Zufalls, oder wenigst durch ihre schnelle Heilkraft gegen die Dauer der Verwundungen derselben, daß sie durch ihren Leichtsinn, durch ihre Unaufmerksamkeit, und durch ihre Unkunde der Sprache und Sitten der Erwachsenen gegen die Einflüsse ihrer Reden und Handlungen, und daß sie endlich durch ihre Kleinheit und Ungleichartigkeit mit dem höhern Alter gegen die Wirkungen derjenigen Mächte geschützt sey, welche auch — den schon entwickelten Menschen noch bearbeiten. Sie haben also entdeckt, daß die noch weiche Natur der Jugend schon härter, als die harte der folgenden Alter sey. Welche Unbestimmtheit! welche Widersprüche! Ist die Jugend empfänglich, oder ist sie es nicht? — Wofür ist sie es? Und wie sehr? Wie sehr in Rücksicht der Grade der Einflüsse, und wie sehr in Rücksicht der Folgen?

Um also die Empfänglichkeit der Jugend in ihrer ganzen und bestimmten Bedeutung zu kennen, müßen wir sie in ihrer ganzen Ausdehnung, in ihrer ganzen Feinheit, und in ihrer ganzen Folgenfähigkeit untersuchen. Wir müßen erforschen, wie vieler Gestalten, — welcher Einflüsse, — und welcher Folgen sie die Jugend fähig mache.

In Rücksicht des ersten Punktes treffen wir keine andere Schranken der jugendlichen Empfänglichkeit an, als die natürlichen der menschlichen überhaupt. Aller

Gestalten, welcher der Mensch überhaupt in seinem Begriffe fähig ist, ist der junge Mensch in seiner Wirklichkeit, nach und nach fähig. Man kann aus dem jungen Menschen, — nach und nach — alles machen, was er werden soll, oder zu was man ihn machen will. Man kann aus ihm einen großen, starken, gesunden, verständigen, gefühlvollen, und guten, oder einen kleinen, schwachen, kränklichten, thörichten, hartherzigen, und lasterhaften Menschen machen. Welchen verlangst du? Er kann der eine, so wie der andere werden. Oder willst du lieber nur einen Bürger, als einen Menschen? Er kann auch blos dieser werden. Verlangst du also blos einen Bauern, einen Handwerker, einen Künstler, einen Gelehrten? Das ist freylich nicht viel und eben deswegen nicht schwer. Aber er kann es doch werden. Oder verlangst du nicht einmal so viel, sondern noch weniger, z. B. nur einen Mönch, einen Edelmann, einen Reichen. Das ist noch schwerer, aber dem ungeachtet kann er es werden. Er kann alles werden, was du verlangst, — eine Sache- und Kraft-leere Gestalt, oder ein Inhalt- und Leben-volles Geschöpf, — eine Dratfigur, oder ein selbstständiges Wesen, — eine Pflanze, ein häusliches, ein wildes, ein Raub-Thier, oder ein Mensch, — ein halber, oder ein ganzer Mensch, ein Wesen für unsern Planeten, oder für einen andern, oder für gar keinen, sondern für irgend eine Luftgegend, oder für irgend eine Feueratmosphäre. Er kann zwar das eine leichter, als das andre, dieses unmittelbar, jenes nur mittelbar, dieses früher, und mit geringern Kosten, jenes erst später, und mit mehrerm Aufwande werden. Er kann aber endlich doch alles werden. Zweifelst du daran? Nun so

erinnere dich, daß er ja wirklich schon alles geworden ist! daß es ja ganz und gar keine Gestalt giebt, die ihm nicht schon zu irgend einer Zeit, und an irgend einem Ort mitgetheilt worden ist. Frage die Völkerkunde und die Geschichte darüber! Was ist, und was war der Mensch an den verschiedenen Orten, und zu den verschiedenen Zeiten, wo du ihn findest? Giebt es irgend eine körperliche oder geistige Häßlichkeit, oder Schönheit, die ihm nicht irgendwo, oder irgend einmal zur Natur geworden ist? Und ist es nicht die Jugend, welcher jedesmal jede Gestalt angemodelt wurde, oder wird? Man will dem Menschen einen kugelrunden, oder einen Spitzkopf geben, und man legt dem neugebohrnen Kinde Massen von weicher Erde auf die Stirne und an den Hinterkopf, befestigt selbe mit Platten von Holz, und schnürt den Kopf damit so lange zusammen, bis er die verlangte Gestalt hat. Man will dem Menschen eine platte und kurze, oder eine lange Stirne geben, und man wendet wieder am Kinde hölzerne oder eiserne Platten an, zügelt die Haare bis an die Augenbraunen, oder reißt sie, und die Augenbraunen sammt der Wurzel aus, bis der Mensch ohne Zurücklegung des Kopfes gerade über sich sieht, oder ganz, oder wenigst bis über die Mitte des Kopfs kahl ist. — Man will dem Menschen kleine, von der Nase nach den Ohren hin länglicht geschnittne Augen, platte, eingedrückte Nasen mit großen Löchern, große, vom Kopfe abstehende Ohren, schwarze, künstliche, spitzige, stumpfe Zähne, kleine Waden und Füße, fettes aufgedunsenes Fleisch, u. d. gl. geben, und man zerrt schon früh an den Augen des jungen Menschen, bis sie so schweinsartig, als möglich sind, man drückt schon früh sein Nasenbein nie-

der, bis es beynahe ganz in der Ebne seines Gesichts liegt, man beschwert schon frühe seine Ohren mit Lasten, bis sie auf die Schultern herabhangen, man färbt schon frühe seine Zähne mit dem Oel von Kokosnußschalen schwarz, oder überzieht sie mit Goldblech, oder setzt gar goldne Zähne statt der natürlichen ein, oder feilt sie spitzig oder stumpf zu, man schnürt schon frühe die Waden so lange zusamm, bis höchstens nur ein kleiner Streifen davon noch zurück bleibt, man unterbindet schon frühe die Füße, daß sie wenig, oder keinen Nahrungssaft erhalten, und zwingt sie dann in kupferne Schüchelchen, bis sie pfotenähnliche Dinge werden, man gewöhnt endlich den Gaumen und Magen schon früh an die fettesten Speisen und Getränke, und den ganzen jungen Menschen an die trägste Unbeweglichkeit, bis der Körper von inhaltlosen Theilen aufschwillt, und rund, aber leicht und kraftlos wird. — Man will den Menschen an eckelhafte und unverdauliche Speisen und Getränke, an Gefräßigkeit und Völlerey gewöhnen. Man läßt ihn von Jugend auf an den Mahlen der Erwachsenen Theil nehmen, und er verschlingt rohe, unzubereitete Speisen aus dem Thier- und Pflanzenreich, stinkende Aeser, reinen Talg, geschmolzne Butter, geschmolznes Unschlitt, die stärksten gebrannten Geister, Pfefferwasser, Terpentingeist, Chika *), u.s.f. und er verschlingt alles dieses in ungeheuren Portionen,

*) Ein eigentlich amerikanisches Getränk, welches aus Maiz bereitet wird, und zwar sehr oft so daß Kinder, oder alte Weiber den Maiz kauen, und in ein Gefäß zusammspeyen, wo man das Gemisch dann ganz ausgähren läßt, bisweilen auch noch durch eine hineingelegte Kröte noch angreifender zu machen sucht.

in Tage- Wochen- und Monat- langen Eß- und Trinkgelagen bis zum Erbrechen, zum Zerbersten des Magens, und zur Sinnlosigkeit. — Man will den Menschen unbiegsam, hart, gefühllos machen. Man gewöhnt ihn von Jugend auf — an alle Arten von Unmäßigkeiten, Verstümmlungen und Peinen. Er muß sich schon früh nach dem Beyspiel seiner erwachsenen Brüder bey einem durch unmäßiges Saufen erhitztem Geblüt ein Messer in die Waden stecken, damit das erzürnte Blut, wie man es nennt, herausströme, und sich wieder beruhige. Er muß sich schon früh glühende Kohlen auf die bloßen Hände legen, um zu erfahren, wie lang er den brennenden Schmerz ertragen könne. Er muß schon früh seine abzustumpfenden Sinne den ausgesuchtesten Martern ohne einer Klage hinreichen lernen, und er erträgt alsdann die unglaublichsten Beschwerden, Wunden und Peinen mit einer unglaublichen Gleichgültigkeit und Stumpfheit. Er geht oder reitet in der brennendsten Sonnenhitze des heißen Erdgürtels Tage lang ohne den geringsten Schaden. Er wirft ein Thierfell nachläßig um die Schultern, baut gegen die Seite des kältesten Windes einen kleinen Zaun, macht sich zu seinen Füßen ein kleines Feuer an, und schläft dann ruhig unter freyem Himmel in einem Klima, wo nicht selten die stärksten gebrannten Wasser gefrieren. Er läßt sich langsam verstümmeln, mit glühenden Zangen zerreißen, Nerven und Muskeln hin- und herzerren, und spottet singend und lachend seiner Peiniger. Er hält die schrecklichsten Operationen des Wundarztes ohne Zeichen von Schmerzen aus, und erholt sich davon, und oft sogar ohne aller Hülfe des Wundarztes von den fürchterlichsten Wunden unbegreiflich schnell wieder. — Man will den Menschen thierisch dumm, thierisch sorglos, und

thierisch untheilnehmend oder grausam machen. Man läßt ihn unter solchen ausgearteten Halbmenschen aufwachsen, und er spricht, wenn er erwachsen ist, nicht mehr, als ein dutzend Worte, denkt nicht mehr, als soviele Begriffe, fühlt nicht einmal so viele Bedürfnisse, vertauscht des Morgens seine Hangmatte, uneingedenk, daß er sie des Abends wieder nöthig hat, verkauft Weib und Kind für ein Glas Brandwein, scalpirt Feinde bey kaltem Blut, und tanzt mit fürchterlicher Freude um das Feuer, woran er einen Menschen bratet. — O! es ist schrecklich, — wessen der Mensch fähig ist, wenn er weniger, als ein Mensch — zu werden genöthigt wird. Es ist aber auch herzerhebend, zu sehen, wessen er fähig ist, wenn man ihm erlaubt, ganz oder wenigst zum Theil ein Mensch zu werden. Wir wissen, was er unter (mehr oder weniger) günstigern Umständen wurde, und auch nun seit einiger Zeit wieder, und zwar fester als jemals, zu werden anfängt. Er gedeihte einst — gröstentheils blos bey der Natur, und ihrer Freyheit — ungemein an seinem Körper, und selbst an vielen Seiten seines Geistes. Er ward ohne vielen Künsten, aber auch ohne zerstörenden Zwang groß, schlank, schön, stark, empfindlich, und doch abgehärtet, muthig, tapfer, und bey allem Gefühl seiner Kraft und seiner Freyheit doch noch für die natürlichen und wohlthätigen Schranken edler Neigungen, ehrfurchtsvoll. Er wuchs unter den alten germanischen und manchen andern celtischen Nationen gewöhnlich zu einer Größe von mehr als sechs Schuhen, und zu einer Stärke und Gewandheit heran, die seine Feinde nicht nur zittern, sondern auch erstaunen machte. Er entwickelte ferner unter ihnen — Schönheiten des Körpers und des Geistes, welche die schreckenvolle Bewunderung wieder

mit einer frohen mischten. Er bezauberte durch die schönen ausdrucksvollen Verhältnisse seiner körperlichen Bestandtheile, und söhnte mit mancher noch dunkeln Seite seines Geistes durch eine desto glänzendere benachbarte aus. Man verzeiht ihm da manche Kenntnißlosigkeit und Rauheit wegen seiner übrigen Gewandheit des Verstandes, und wegen seinen übrigen edeln Neigungen, — wegen seinem feinen Ehrgefühl, wegen seiner unzerstörteren Freyheitsliebe, wegen seiner seltnen Treue, wegen seiner ungewöhnlichen Wahrhaftigkeit, wegen seiner eisernen Festigkeit u. d. gl. Es ist erquickend, den Menschen unter der Hand einer größtentheils blos glücklichen Natur auch einmal in schönen Gestalten zu finden. — Wir finden ihn aber unter der Hand einer durch Kunst mehr gesicherten Natur in noch schönern. Griechenland und Rom zeigen ihn uns in seinen reinsten und vollständigsten Verhältnissen. Er ist da beynahe ganz Mensch, und scheint deswegen mehr als Mensch zu seyn. In der menschlichen Natur liegen ungeheure Höhen. Er hat viele dieser letzten in jenen schönen Zeiten erklommen. Er zeigt sich uns dort wie aus überirdischen Regionen. Wir sehen ihn, wie verklärt. Wir verehren manche seiner reinen Dichtungen von seinen Gottheiten mit einem frohen Erstaunen, und wir verehren, wenn wir genau untersuchen, in der reizenden Dichtung nur ihn selbst. Doch! ich darf ja, um mehr zu sagen, als man sagen kann, nur einige der großen Namen nennen, unter welchen die Menschheit damals in ihrer hohen Würde erschien, die Namen der Lykurge, der Solonen, der Publicola's, der Camillus, der Fabius, der Aristides, der Catonen, der Brutus, der Scipionen, der Socrates, der Epaminondas, der Phocionen, der Leonidas, der Kodrus

und vieler anderer. — Wir treffen den Menschen nach diesen schönen Zeiten eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch in gar seltsamen Gestalten an. Es wäre zu weitläuftig und auch überflüßig, alle jene widerspruchsvollen, sachleeren, oder mit Stoffen aus andern Welten angefüllten Gestalten anzuführen, in welche ihn da unbegreiflich widernatürliche Künste hineinzwangen. Wer kennt die abenteuerlichen Misgeburten der eisernen, bleyernen und hölzernen Jahrhunderte des Mittelalters nicht ohnehin schon? Wer weis nicht ohnehin schon, daß in diesen verwilderten Zeitaltern eine Art von künstlicher Indianisirung auch in Europa eintrat? Man vermodelte den Körper des Menschen, Trotz den Indianern, nur nach andern Modellen, und zu andern Zwecken. Man verschlang, Trotz den Indianern, die eckelhaftesten und ungeheuresten Massen von Speisen und Getränken, nur aus heiliger geglaubten Absichten. Man duldete und peinigte, Trotz den Indianern hart und schrecklich, nur mit andern Mienen, und bey andern Gelegenheiten. Man war und machte, Trotz den Indianern, unbegreiflich dumm, nur mit mehr Stolz und Bitterkeit gegen die Wenigen, die es nicht so ganz waren, oder werden wollten. Man war, Trotz den Indianern, ohne Sittlichkeit, nur nicht nackt, wie diese Wilden, sondern unter einer dichten Decke von Frömmigkeit. Um alles kurz zu sagen: Man briet, Trotz den Indianern, Menschen. Nur aß man sie nicht. — In neuern Zeiten finden wir den Menschen wieder in schönern Gestalten. Wir sehen ihn wieder Mensch werden. Wir sehen es ihn auf andern Wegen, durch neue Mittel, mit erhöhter Kraft, langsamer, aber unvertreibarer werden. Es stoßen uns wieder große Namen auf. Es giebt einen Baco, Des-

cartes, Loke, Newton, Leibnitz, Montesquieu, Rousseau, Kant, Syes. Es giebt Denker, und deswegen wieder Helden, Regenten, Gelehrte, Künstler, Bürger, und hie und da Menschen. — Welche Menge von Gestalten, welcher der Mensch fähig ist! welche beynahe gränzenlose Empfänglichkeit! Und doch haben wir noch eine Art von Gestalt übergangen, die der Mensch auch annehmen kann. Er kann nämlich seine Gattung ganz verlassen, und — auch mit seiner Außenseite in die Gattung der Thiere übergehen. Man fand in Pohlen einen Knaben, der unter Bären aufgewachsen war, auf allen Vieren kroch, und wie ein Bär brummte und fraß. Eben so biß das in Frankreich gefundne wilde Mädchen, wie ein wildes Thier um sich, kletterte behend, wie ein Affe, auf Bäume, und gab, außer einigen thierischen Lauten, keine artikulirte Töne von sich. In einigen Gegenden Ostindiens leben itzt noch immer dergleichen ganz verwilderte Menschen auf Bäumen, ungesellig und wild, wie Raubthiere.

Nun! Ist die Empfänglichkeit des Menschen nicht erstaunenswürdig? Ich habe hier nur die auffallensten Gestalten berührt, welche man dem Menschen geben kann. Man müßte mehrere Bände anfüllen, wenn man auch die weniger in die Augen springenden anführen wollte. Man hat schon unzählige Gestalten aus dem Marmor gehauen, aber noch mehrere aus dem Menschen.

Aller dieser hier bemerkten und nicht bemerkten Gestalten ist aber vorzüglich der junge Mensch fähig. Auf diesem werden, und wurden jedesmal die wesentlichen, also die größten und wichtigsten Züge aufgetragen. Die

zufälligen kleinern, und nicht so viel bedeutenden wurden erst in dem Erwachsenen nachgeholt, und würden nie nachgeholt worden seyn, wenn nicht jene, wozu diese allein paßten, vorangegangen wären. Denn war nicht jedesmal die ganze Arbeit einer jeden Ursache, welche den Menschen bearbeitet, im Ganzen so lange fruchtlos, oder vergänglich, so lange sie sich blos über die Erwachsenen erstreckte, und nicht auch die jungen ergriff? Mußte nicht jede Staatsverfassung, jede Religion, jede Wahrheit und jeder Irrthum, jede Tugend, und jedes Laster immer erst die Erziehung für sich gewinnen, ehe sie die Menschen für sich gewinnen konnten? — Dauerte nicht manche menschliche Einrichtung auch nach ihrem äußern Verfall noch fort, weil die ihr günstige Erziehung fortdauerte? Begann nicht manche andre schon lange vor ihrem äußern Anfange, weil ihre Erziehung schon lange zuvor begonnen hatte? Stellte die Erziehung nicht unter einer jeden Staatsverfassung und Religion, und auf einem jeden Grade von Bildung von Zeit zu Zeit mitten unter die gewöhnlichen vorgeschriebnen Gestalten ganz fremde, und unerwartete hin? Ist es also nicht der junge Mensch, welcher eigentlich für fremde Einflüsse empfänglich, und des Schmiegens in neue Gestalten fähig ist? Ist es nicht der junge Mensch, aus welchem alles gemacht werden kann, was der Erwachsene seyn soll, oder nicht soll, und doch ist?

War es erst der Erwachsene, oder schon der junge Mensch, der im alten Griechenland und Rom ein Mann, und ein Held, und im neuern ein Sklav und ein Bandit wurde? Wie viele Spartaner hatte Sparta vor der durch Lykurg verordneten Erziehung? Wie viele

Republikaner hatte die römische Republik nach der durch asiatische Künste verdorbnen Erziehung? Erloschen die alten Republiken erst da, wo sie unter willkührliche Scepter fielen? Oder fielen sie unter diese Stäbe, nachdem sie schon erloschen waren? Und wie erloschen sie? Warfen die schon großen Republikaner, die Catonen, die Brutusse — ihre Freyheit und ihre Tugenden von sich, oder wuchsen nur ihre Nachkommen ohne Freyheit und ohne Tugend heran? Wie entstanden die vielen nachfolgenden neuen Ordnungen der Dinge? Standen sie jedesmal durch die Macht-Handlungen der neuen Umwälzer auf einmal, wie hergezaubert, da? Mußte sich die Willkühr nicht ihre Sklaven, der Irrthum seine Gläubige, uud die spätere Wahrheit ihre Anbether, immer erst mühsam und langwierig erziehen? Würden die Römer zu Cäsars Zeiten einen Caligula oder Heliogabalus ertragen haben? Ward nur ein Berlike erfodert, um die Hallen der alten Weisen in die Werkstätte der Scholastik umzuschaffen? Bedurfte es nur eines obrigkeitlichen Dekrets, um den Platz, den einst die Mythologie einnahm, dem Christenthum einzuräumen? Es währte zwar nicht gar lange, bis die des Cäsars satten Römer einen Tiberius und Nero duldeten. Sie wurden aber auch durch unzählige Künste schon früh, noch zur Zeit ihrer Republik, und gleich nach dieser, sehr fleißig dazu hergerichtet. Länger stand es an, bis sich die einst in Rom, und besonders in Griechenland so helle, und starke Vernunft in die finstere, und entkräftenden Wirbel des Mittelalters verlohr, obgleich Regierungen und Religionen ungemein auf Verfinsterung und Ohnmacht hinarbeiteten. Am längsten währte es, bis die Lehre von einem einzigen Gott, und einer einzigen Tu-

gend — der Liebe, die Lehren von mannigfaltigen Göttern, und noch mannigfaltigern, ihnen heiligen Leidenschaften in der That, und nicht blos in Namen zu verdringen begann. Manches Volk wurde in einem der ersten christlichen Jahrhunderten schon durch irgend ein Schwert getauft, und zählt doch selbst itzt noch nicht viele Christen unter seinen Bürgern. — Es ist nun einmal so. Alle Mächte vermögen wenig über den Menschen, so lange sie sich nicht die Erziehung zur Gestaltung des noch jungen Menschen dingen. Dieser muß überhaupt zu dem gemacht werden, was jener seyn soll. Dieser kann noch alles werden. Vertausche dein Kind, wenn du noch zweifelst, mit dem Kind eines Indianers, und gieb dann am Ende der Erziehung Acht, welcher von diesen beyden ausgetauschten Menschen — Menschenfleisch, und welcher unsre Ragouts schmackhafter finden werde!

Ich ahnde aber hier schon wieder Schwierigkeiten, welche man in der Befolgung der Regeln finden wird, die bey einer so ausgebreiteten Empfänglichkeit zu befürchten sind. „Wenn auch der junge Mensch — aller Gestalten fähig ist, wird man sagen, wenn ihn also die Erziehung ganz beherrscht, so wird ja auch die Erziehung wieder von andern Mächten beherrscht, und es kann also für den jungen Menschen da eine äußere Unmöglichkeit entstehen, wo keine innere ist. Ueberdieß greifen auch diese fremden Mächte — der Erziehung sehr oft vor, und bilden dem jungen Menschen Etwas an, was die Erziehung alsdann nicht mehr vertilgen kann. Und so ist dann die Behauptung von der unbeschränkten Empfänglichkeit der Jugend zwar wahr, aber unfruchts

bar.“ — Wenn sie nur wahr ist. Die Früchte werden die Unmöglichkeit durch die Wirklichkeit schon widerlegen. Keine Wahrheit ist ganz unfruchtbar, am wenigsten eine wichtige. — Doch! wir wollten ja hier eigentlich nur wissen, was den zu Erziehenden, und nicht was den Erzieher beherrsche, — von wem die Jugend, und nicht von wem die Erziehung abhange. Wir wollten also vor der Hand wissen, was jene sey, und nicht was diese seyn soll, und ist, oder nicht ist. Wenn es daher nur ausgemacht ist, daß die Erziehung den jungen Menschen ganz beherrsche, so ist schon viel gewonnen. Wir wissen, an wen wir uns wegen ihm zu wenden haben, wissen, wen wir anfangs zu bestellen, und am Ende zu belohnen, oder anzuklagen haben. Ob die Erziehung sich selbst wieder beherrschen lasse, oder nicht, und wie, das geht uns itzt nicht an. Genug, daß sie sich nicht beherrschen lassen muß, wenn sie nicht will, sondern, daß sie, wie wir hörten, unter den verschiedenartigsten Verhältnissen die gleichartigsten Wirkungen hervorbringen kann, und immer erst von ihren Beherrschern gesucht und gebethen werden muß, anstatt diese suchen und bitten zu müßen. Ein selbstständiger Erzieher wird seine Unabhängigkeit an keine schädliche oder schändliche Macht verkaufen, oder verschenken. Er wird sie vielmehr selbst gegen List, und vielerley Gewalt durch kluge und mächtige Mittel zu erhalten wissen.

Was das Vorgreifen der äußern Mächte betrifft, so weis man ja, daß keine Macht den Menschen früher berührt, als die Erziehung. Diese ergreift ihn schon in seinen ersten getrennten Bestandtheilen. Wie will ihr

also eine andere Macht zuvorkommen? Wenn die Erziehung zu ihrer angewiesenen Zeit auf ihrem Posten ist, und da doch das Wachen einmal ihr Hauptgeschäfft ist, nicht schläft, so begreife ich nicht, wie sich ihrem anvertrautem Gute etwas nähern kann, das sie nicht sehen, und wenn es nöthig ist, und wenn sie will, mit ihrer unwiderstehlichen Gewalt abhalten können sollte. Der Erziehung wird also nur dann vorgegriffen, wenn sie selbst, aus Unkunde, Nachläßigkeit oder Absicht — erst nachgreift. Und selbst alsdann hat sie noch, wenn es ihr wahrer Ernst ist, und wenn sie bald Hand an das Werk legt, eine wunderbare Kraft, die Merkmaale der vorgehenden Berührungen, wenn schon nicht ganz, doch so sehr zu verwischen, daß sie wird sehr unkenntlich werden. Die Bequemlichkeit derjenigen, welchen Zöglinge zur Erziehung anvertraut sind, sucht also auch in der geglaubten äußern Unmöglichkeit einer unbeschränkten Empfänglichkeit der Jugend vergebens einen Zufluchtsort für ihre Sünden. Alle die Gestalten, welche ihre Zöglinge haben, sind ihr Werk.

Manche werden dasjenige noch in einzelnen Theilen unmöglich glauben, was sie im Ganzen möglich, und sogar wirklich finden. Sie werden die Jugend für alle ganzen Gestalten, aber nicht für jede einzelne Eigenschaft derselben empfänglich halten. Man könnte diesen freylich überhaupt nur damit antworten, daß die Empfänglichkeit für den Theil nicht ohne Widerspruch von der Empfänglichkeit für das Ganze getrennt werden könne. Allein Undeutlichkeit und Neigungen bekümmern sich wenig um Widersprüche. Sie verwirren vielmehr die Vorstellungen geflissenlich, um der Wahrheit

wenigst mit einem kurzen Schein von Recht entlaufen zu können. Wir wollen uns also die Mühe nehmen, unsern Gegenstand noch weiter zu zerlegen.

Wenn man neben der Gallerie der ganzen — mehr oder weniger menschlichen Gestalten, — auch noch das Magazin der nämlichen Eigenschaften durchgeht; so trifft man nicht nur keine Gestalt, sondern auch keine Eigenschaft an, für welche die Jugend nicht empfänglich wäre. Dieses ist der ganze und klare Sinn, welcher dem Ausdruck: **unbeschränkte Empfänglichkeit**, zum Grunde liegt. Die Jugend kann daher dasjenige, was sie einst wird, nicht blos halb seyn, und halb scheinen, sondern auch ganz werden. Sie kann noch mehr. Sie kann nicht nur jede Eigenschaft ihrer besondern Gestalt, sondern auch jede Eigenschaft einer andern, — sie kann die Eigenschaft sammt der Gestalt, oder jene ohne dieser annehmen. Die Erfahrung überzeugt uns davon. Wir finden nicht blos Menschen, welche nur die Umrisse irgend einer Gestalt, sondern auch den Inhalt derselben haben. Wir finden aber auch andere, welche nur die Umrisse, oder den Gehalt, — wir finden endlich gar solche, welche zu den einen, oder den andern, oder zu beyden einzelne — ganz ungleichartige Beymischungen haben. Wir finden gesund, stark, verständig und gut scheinende Menschen, die es nicht sind, und andre, die es sind, und nicht scheinen, und wieder andre, die es zugleich scheinen, und sind, und endlich sogar solche, die das, was sie von allen übrigen Seiten oft in sehr hohem Grade sind, oder scheinen, von einer Seite sehr wenig, oder gar nicht, oder selbst das Gegentheil sind, oder scheinen. Die letzte Art von Em-

pfänglichkeit zeigt die ungemeine Ausdehnung derselben am deutlichsten. Sie verdient also wohl eines noch ein wenig auf ihr weilenden Blickes. Man erinnere sich daher nochmal des Umstandes, daß man oft mitten in der einheimischen Natur eines Menschen einen fremden Zug antreffe! Oft überrascht uns in einem unsrer vaterländischen Gärten irgend ein ausländisches Gewächs, — noch öfter aber in einer bekannten Person irgend eine unerwartete, mit den übrigen ganz nicht übereinstimmende Eigenschaft. Es überrascht uns sehr oft in einem übrigens kraftvollen, verständigen und gutartigen Menschen irgend ein ungeahndetes Gebrechen, irgend eine unbegreifliche Thorheit, irgend ein in ihm unmöglich geglaubtes Laster, oder in einem übrigens schwächlichen, unverständigen und bösen, irgend eine ungewöhnliche Kraft, irgend ein unglaublicher Scharfsinn, irgend ein vorzüglicher Edelmuth. Es überrascht uns selbst nicht selten in dem sonst beynahe vollkommenen Urbilde einer Schönheit oder Häßlichkeit — eine häßliche oder schöne Linie, — in dem Bilde der Kraft oder der Schwäche, eine Ohnmacht oder eine volle Muskel, — in dem Bilde der Freyheit oder der Sklaverey — eine Kette oder eine Brutusmiene, und selbst eine Brutusnerve, — in dem Bilde des Lebens oder des Todes — eine Krankheit oder ein Odemzug? Wie groß ist also die Empfänglichkeit des Menschen? Von welchem wunderbarem Thon ist seine Natur genommen? Während dem die eine Seite desselben sich zur Festigkeit und Undurchsichtigkeit härtet, geht die andre in Gebrechlichkeit und Durchsichtigkeit über. Und diese unbeschränkte Empfänglichkeit zeigt sich gerade am jungen Menschen am vorzüglichsten. Gerade dieser wird alles das, was der äl-

tere alsdann ist. Gerade am jungen legen sich alle Hauptzüge in die nachmaligen Eigenthümlichkeiten zusamm. Was am ältern noch geändert wird, ist blos dieses, daß ein schon vorhandner Nebenzug ausgelöscht, oder ein neuer aufgetragen, oder etwa ein noch unvollendeter Hauptzug vollendet wird. Angefangen wird aber an ihm kein solcher mehr.

Man vergesse daher dieser vielleicht wichtigsten aller Jugendeigenthümlichkeiten doch ja nie! Man vergesse vorzüglich ihrer unbeschränkten Ausdehnung nie! Man wird dann nichts Auszuführendes — unausführbar, nichts Ausgeführtes — unbegreiflich finden. Man wird für jede anzubauende Pflanze ihren Boden, und für jede schon angebaute ihren Pflanzer bestimmen können. Man wird seinem Zögling alles das geben können, was man will, und ihm dann aus mancherley Gründen nur alles das geben wollen, was man soll. Jede Eigenschaft wird erreichbar seyn, aber bald nur die gute erreichenswerth erscheinen. Jede Fertigkeit wird erworben werden können, aber vor allem nur die nächste Fähigkeit zu allen guten Fertigkeiten wirklich erworben werden. Jede Gewohnheit wird sich als angewöhnbar ankünden. Aber als wirklich anzugewöhnen nützlich und würdig wird nur jene Gewohnheit auftreten, welche — nach dem Ausspruche der menschlichen Natur und ihres größten Denkers im Erziehungsfache — die einzig wohlthätige ist, — die Gewohnheit — keine zu haben.

So groß die Empfänglichkeit der Jugend in Rücksicht der Gestalten ist, so groß ist sie in Rücksicht der Einflüsse. So wie keine Gestalt zu groß oder zu klein,

zu natürlich oder zu künstlich ist, so ist auch kein Einfluß zu wichtig oder zu unbedeutend, zu gleichartig oder zu ungleichartig, welcher für die Jugend nicht mehr oder weniger, — im Ganzen oder in Theilen — entscheidend werden kann. Die Natur des jungen Menschen ist außerordentlich weich. Jede Berührung läßt ein Merkmaal zurück. Es kann keine Ursache durch den Kreis ihres Daseyns gehen, welche nicht etwas daran verrückt. Ist die Ursache groß, so treffen zwar nicht alle Strahlen ihrer Kraft den noch kleinen Kreis. Aber diejenigen, welche ihn treffen, verändern ihn und seinen Inhalt sehr mächtig, und meist auch sehr unerwartet, weil sie nur einige sind, und man gewohnt ist, die Wirkung aller zu erwarten. — Ist aber die Ursache auch nur klein, so reichen doch selbst ihre wenige Wirkungsstrahlen hin, den kleinen Gegenstand zu umfassen. Sogar eine so kleine Ursache, daß kaum ein Name klein und ein Aug scharf genug dafür ist, findet in der Weichheit des Gegenstandes noch Gelegenheit, irgend einem seiner Theile beyzukommen, wenn seine Größe ihr nicht mehr gestattet, ihn ganz zu ergreifen.

Man suchte für die Empfänglichkeit der Jugend ein sinnliches Bild, und glaubte es im Wachs zu finden. Die Natur der Jugend ist aber weicher, als die des Wachses. Eine Berührung, welche diesem noch keine neue Gestalt giebt, giebt jener schon eine. Ein Lüftchen, ein Sonnenstrahl, ein Insekt, ein Ton, ein Wort, ein Blick, eine Miene verändern schon irgend etwas am jungen Menschen. Sie verändern oft schon viel an ihm. Sie entscheiden oft sogar über ihn. — Ma-

liere war der Sohn eines Tapezierers und Kammerdieners des Königs. Der Vater wollte aus seinem Sohn auch einen Tapezierer machen. Allein der Großvater nahm seinen Enkel manchmal mit sich in die Komödie. „Will man denn aus meinem Sohn einen Komedianten machen?“ fragte einmal der Vater, der darüber unwillig wurde. — „Warum nicht? antwortete der Großvater, wollte Gott! er würde ein so großer Akteur, wie Montrose! „Moliere merkte sich diese Worte, und nun wards mit der Tapeziererey ein Ende. Frankreich bekam dafür in ihm seinen besten Schauspieldichter. — Vaucansons Mutter besuchte oft ihren Gewissensrath in seinem Kloster. Der junge Vaucanson, welcher immer mitgehen mußte, mußte stäts im Vorgemach warten, bis die Mutter in der Zelle gebeichtet hatte. Der Knabe hatte Langeweile. Eine Uhr zog nun seine Aufmerksamkeit auf sich. Er gieng hin, sah durch die Ritzen des Gehäuses etwas von dem Mechanism der Räder, errieth das übrige, und versuchte zu Hause, mit Messer und Holz eine ähnliche Maschine nachzumachen. Der Versuch gerieth, und seine Neigung zur Mechanik war entschieden. — Der Vater des berühmten Mechanikers Hahn zeichnete seinem achtjährigen Sohn zur Belohnung für etliche gelernte lateinische Worte gewöhnlich mit Bleystift ein Bild vor, welches der Knabe alsdann mit Farben überstreichen durfte. Auf diese Art an die Beobachtung von Schatten und Licht gewöhnt, bemerkte er bey heiterm Sonnenschein den Lauf des Schattens bey einem jeden Nagel am Hause. Er zeichnete seine Länge von Stunde zu Stunde auf. Allein in etlichen Tagen traf der Schatten nicht mehr auf die bemerkten Punkte. Dieses beunruhigte ihn. Aber es spornte ihn auch nur wieder zu weitern Unter-

suchungen an, und seine Wünsche waren nun unabänderlich auf mechanische und astronomische Kenntnisse gerichtet.

Für den jungen Menschen ist Nichts gleichgiltig, was in seinen Kreis kömmt. Alles bildet an ihm. Nichts — gar nichts ist für ihn unthätig. Denn woher entsteht einerseits die — bey aller Gleichheit dessen, was man gewöhnlich Erziehung nennt, doch so gewöhnliche Ungleichheit zweener oder mehrerer Zöglinge, welche, wie man glaubt, und sagt, eine ganz gleiche Erziehung genießen? Woher anders, als daher, daß die geheime Erziehung derselben, welche ihnen alle die hundert tausend sie umgebenden Dinge geben, ganz verschieden ist *). Woher entsteht anderseits die bey aller Verschiedenheit unsrer wirklich ganzen Erziehungen doch so gewöhnliche Aehnlichkeit der Erwachsenen eines Erd-

*) Manche werden nicht unterlassen können, auch hier wieder an eine ursprüngliche Ungleichheit der Talente zu denken. Allein, ohne nochmal weitläufig an die Winke zu erinnern, die uns die Natur über die Austheilung der Talente — durch die Erziehung im ganzen und wahrsten Sinne selbst — giebt, — und ohne die Wahrheit, daß alle gewöhnlich gut organisirten Menschen ohnehin auch gleich gute Talente haben, nochmal beweisen zu wollen, — will ich nur darauf aufmerksam machen, daß sich ja am Ende eine ohne Vergleichung größere Ungleichheit der Fertigkeiten zeige, als anfangs die Ungleichheit der Anlagen war. Woher entsteht diese sonderbare Wirkung bey der übrigens sehr gleichen offenbaren Erziehung, wenn sie nicht aus der oben angezeigten Ursache entsteht? —

striches, eines Landes, einer Provinz? Woher anders, als daher, daß die geheime Erziehung durch die Dinge bey aller Verschiedenheit der Erziehung durch die Menschen, doch wegen der Aehnlichkeit der da gewöhnlichen Dinge sich immer ähnlich bleibt *). Woher entstehen endlich alle die unerwarteten schlimmen oder guten Wirkungen, die uns so oft am Ende guter oder schlimmer Erziehungen überraschen? Woher anders, als daher, daß sich die geheimen Erzieher ganz anders benehmen, als die offenbaren. Man irrt also sehr, wenn man den, — endlich wie immer, — vollendeten Menschen, wie irgend eine andre Sache, als das Werk von einem oder zween — Meistern, ansieht. Der Mensch hat mehrere hundert tausend Meister, die ihn bearbeiten. Jeder gestaltet etwas an ihm. Er kann nur als die Wirkung vielfacher Ursachen hervorgehen. Welches Glück für ihn, wenn ihm ein wohlthätiger Zufall bey aller dieser ungeheuern Zusammensetzung — seine Einheit er-

*) Es giebt Nationalphysiognomien, Physiognomien der Eingebohrnen einer Stadt, Familienphysiognomien, — aber nicht auch im nämlichen Grade — Schulenphysiognomien, Physiognomien der nämlichen Erziehungsanstalt. Die Aehnlichkeit ist unter Schülern nicht so groß, als unter Landsleuten, unter Eingebohrnen einer Stadt, unter den Sprossen einer Familie. So groß unter den ersten die Aehnlichkeit ihres religiösen und wissenschaftlichen Glaubens, und der Worte dafür, manchmal ist, so groß ist der Unterschied ihres Verlangens und Handelns. — Erzieht also nur der Vater und sein bezahlter Stellvertreter, — oder auch noch eine Menge unbekannter, in der nämlichen Gegend sich sehr ähnlicher Meister?

hält! Und welche Auffoderung an Aeltern und Erzieher, ihre Blicke und ihre Sorgen zu schärfen, um die Wohlthat des Zufalls, der nicht so sehr in unsrer Macht steht, durch Nachahmungen der Absicht, die wir in unsrer Gewalt haben, zu vervielfältigen!

Die größte Aufmerksamkeit und Sorgfalt erfodern — die kleinsten Ursachen. Diese müßen am meisten beobachtet und geleitet werden. Ihr Spiel mit dem jungen Menschen ist das wichtigste. Ihre Kleinheit macht sie sehr leicht unsichtbar, ihre Menge aber und die Dauer ihrer in dieser Verborgenheit ungestörten Arbeiten machen sie eben so leicht entscheidend. Dazu kömmt noch, daß ihre Wirkungen wegen ihrem genauen Verhältniß zur Jugend dieselbe auch noch immer ganz treffen. Denn gerade ihre Kleinheit paßt recht genau in das gleichfalls kleine Daseyn des jungen Menschen, und die Feinheit ihrer Berührungen zur Weichheit desselben. Diese uns meist unbedeutend scheinenden Erzieher sind gerade die mächtigsten. Der Erzieher, welcher diese seine Gehilfen, ich möchte sagen, diese seine Meister, wovon er der Gehilfe eigentlich nur ist, oder höchstens der Vertraute seyn kann und soll, welcher also diese verkennt, verachtet, oder wenigst vernachläßigt, dieser wird sich der Regel nach mit seinem Zöglinge nie da befinden, wo er sich am Ende zu befinden hoffte, sondern er wird sich vielmehr meist wie durch den unbegriffnen Schlag einer feindlichen Zauberruthe gerade dahin versetzt sehen, wo er sich am wenigsten erwartete und wünschte.

Aeltern und Erzieher! Erinnert euch also ja stäts dieser wichtigen Gemeinschaft eures Geschäfftes mit tau-

send von euch bisher meist ungeahndeten Mitarbeitern! Glaubt indeß nur daran, bis ihr euch davon auch überzeugt! Eilt aber, euch auch zu überzeugen, und, um dieß zu erreichen, beobachtet! — Ihr werdet bald bemerken, wie irgend ein Würmchen zu der Pflanze hinschleiche, die ihr so sicher gegen Frost und vierfüßige Thiere bewahrtet, — und wie dieses dann — so merklich in den Folgen — an dem reichem Leben nage, welches die Freygebigkeit der Natur und eure übrige Pflege anhäufen. Ihr werdet bemerken, wie irgend ein giftiges Saamenkorn vom Wind oder einem vorüberziehenden Vogel hergetragen, im weichen Boden schnell seine erste Wurzel senke, und durch die reiche Nahrung der fruchtbaren Gegend überflüßig genährt, bald einer Obermacht entgegen gedeihe, welche die übrigen Gewächse beherrscht. Ihr werdet bemerken, wie irgend ein unvorsichtiger Funke, vielleicht von euerm eignen Feuer, in seiner Verborgenheit ungestört dem Platze entgegenglimme, wo er mehrern Brennstoff antrifft, und dann in lichten Flammen auflodern, und eure Arbeiten durch offne Zerstörung vernichten kann. Diese und noch unzählige andre geheime Begebenheiten werdet ihr bemerken, und euch dann Glück wünschen, wenn sie alle glücklich überstanden sind, — aber vor allem euch selbst ermahnen, alle eure Kräfte in einer genauen Aufmerksamkeit zusamm zu nehmen, um die Begebenheiten glücklich überstehen, und euch Glück wünschen zu können.

Sind denn aber diese Wirkungen nicht so klein, daß sie den gewöhnlichen Augen entwischen, und nur den schärfern oder bewaffneten erscheinen? — Wenn man unter den gewöhnlichen Augen die gewöhnlich

verdorbenen versteht, dann sind die bemerkten Gegenstände freylich zu klein für sie. Allein das ungeschwächte Aug sieht sie sehr klar. Dem Auge des Geistes ist ja überdieß neben seiner gewöhnlichen Schärfe auch noch eine Art natürlicher Bewaffnung angebohren. Man weiß, wie scharf dieses Seelen-Organ sieht, wenn es von einem ernsten Vorsatz darum ersucht wird. Man sey also weniger wegen des Sehen-Könnens, als wegen des Sehen-Wollens besorgt! Selten ist dem, der ernstlich will, das Können versagt. Ueberdieß ist hier der Kreis, der übersehen werden soll, klein, und fodert nur wegen seiner Feinheit einige Anstrengung. Und damit er unsre Blicke, die er durch keine große Ausdehnung trügen kann, auch nicht durch ein großes Gewühl trüge, ist er auch noch großentheils ganz in unsrer Willkühr. Wir können ihn nach unserm Gutdünken mehr erweitern, oder mehr einschränken, und mehr anfüllen, oder mehr ausleeren, wenn wir anders unsre Macht darüber gebrauchen, und nicht unthätig vor ihn und sein Schicksal hinsitzen wollen.

„Er fodert aber wenigst eine ungemeine Anstrengung, eine ununterbrochene Aufmerksamkeit. Wer wird denn sich und alle seine Zeit — immer nur ihm opfern?“ — Jeder, der nicht selbst — — dem Irrthum geopfert ist, oder — dem Laster opfert. Oder vielmehr — Ein solcher hat gar nicht nöthig, sich und seine Zeit seinem Zögling zu opfern. Die nämliche, leichte, natürliche Aufmerksamkeit, mit welcher er über sein eignes Daseyn wacht, wird bey einer kleinen Ausdehnung, auch das fremde, seinem eignen so nahe und so vielfach in dasselbe verflochtene Daseyn bewachen. Die nämliche,

leichte, natürliche Scharfsichtigkeit, mit welcher er die kleinen Gefahren sieht, die seinem eignen Wohl drohen, wird ihm bey einer leichten Anstrengung auch diejenigen zeigen, welche dem ihm so nahe verwandten Wohle seines Zöglings den Untergang bereiten. Die nämliche, leichte, natürliche Ueberwindung, mit welcher er den strengern, nicht selten belohnungslosen Pflichten überhaupt gehorcht, wird ihn um so eher in den Stand setzen, auch den leichtern, überall seegenvollern Pflichten der Erziehung zu gehorchen. Nicht er, der Zögling, sondern ihr selbst, Aeltern und Erzieher! macht euch das Geschäfft der Erziehung so schwer. Ihr verderbt gewöhnlich alles um ihn herum so sehr, oder lasset wenigst alles so sehr verderben, daß es euch alsdann ungemeine Mühe kostet, zu verhüten, daß nicht auch er verdorben werde. Dem Natürlichern, weniger Verdorbnen kostet es bey weitem die Anstrengung nicht, von welcher ihr so viel Aufhebens machet. — Fragt ihn nur, oder, da euch seine Antworten nie so innig, als eigne Versuche, überzeugen werden, versucht es lieber selbst einmal, weniger verdorben zu seyn! Ihr werdet bald entdecken, daß die so zusammengesetzte und schwer geglaubte **Hervorbringung des Guten** großentheils blos in dem einfachen und leichtern Geschäffte der **Unterlassung des Schlimmen** bestehe, indem jenes bey weniger Besamung von selbst fortwächst, wenn es nur nicht verhindert wird. Versucht es also, des Verwesungsstoffes nicht so viel anzuhäufen, damit des wurzelzernagenden Ungeziefers nicht so viel entstehe! Versucht es, der giftigen Kräuter immer weniger anzubauen, damit Winde und Vögel nicht so viele Samen dieser Art herumstreuen können! Versucht es, in den Feuerwerkstätten

eurer Thorheiten und Laster seltner zu arbeiten, damit der gefährlichen Funken nicht immer eine solche Menge herumsprühe! Versucht dieses! Sonst glaubt ihr nie, daß vieles sehr leicht sey, was sich der Mensch nicht selbst erschweret.

Weis aber vielleicht eure Sinnlichkeit auch itzt noch einen Ausweg nach Rechtfertigung ihres Leichtsinns, oder Frevels? — Nämlich den Ausweg der Folgenlosigkeit dieser Wirkungen geheimer und kleiner Ursachen? — wollt ihr sagen: „Die Merkmaale, welche davon zurückbleiben, sind immer bald wieder verwischt?“ — Nun! Wir wollen itzt die jugendliche Empfänglichkeit in Rücksicht ihrer Folgen untersuchen.

Die Natur der Jugend ist wegen ihrer Weichheit nicht nur aller, sondern auch ungleich tieferer und andauernderer Eindrücke fähig, als die höhern Alter. Es scheint, daß nach einem allgemeinen Gesetze der Geister- und Körper-Welt die Schnellkraft eines Gegenstandes mit seiner Weichheit in verkehrtem Verhältniß stehe. Der Thon behält die Gestalt, die man ihm giebt, auch wenn er von der ihn gestaltenden Kraft schon losgelassen ist, noch so lange, bis sie ihm von einer neuen genommen wird; indeß der Staal den ersten Augenblick seiner Freyheit benützt, um wieder in seine vorige Lage zurückzuspringen. Ist es nicht auch mit der Natur des jungen Menschen so? Behält nicht auch diese das ihr aufgedrückte Merkmaal willig und unverändert, bis es ihr ein neuer Eindruck nimmt, oder ändert; während dem sich die Natur des ältern meist wieder eigenmächtig in ihre vorige Beschaffenheit zurückbegiebt? Zeigt die ju-

gendliche Menschennatur nicht selbst auch da, wo sie bey abnehmender Weichheit schon einige — und später — schon viele Schnellkraft zeigt, nur noch eine — leicht, oder wenigst gewiß zu überwindende Schnellkraft? Sie schmiegt sich ja auch da noch leicht, blos nach einigen Wiederholungen der Eindrücke, in die verlangte Gestalt, in welche sie sich früher gleich auf den ersten Eindruck schmiegte, — oder sie schmiegt sich endlich wenigst gewiß hinein; indeß die ältere Natur erst einer großen und andauernden Anstrengung der fremden Kraft, und selbst dieser nicht ganz und nicht gewiß nachgiebt.

Was folgt nun aus dieser kleinern oder wenigst leichter zu überwindenden Schnellkraft der Jugend *)? — Dieses, daß die Eindrücke tiefer eindringen, weil überhaupt keine, oder wenigst keine so stark, wie später, zurückwirkende Kraft die Wirkung der eindringenden Ursache abhält oder theilt, — und dann daß die Merk-

*) „Das höhere Alter hat aber auch wenig Schnellkraft. Es ist also hierinn der Jugend gleich?“ — Nichts weniger. Die Schnellkraft des höhern Alters ist noch kleiner, als jene der Jugend. Auch ist sie dort im Abnehmen, hier im Wachsen begriffen. Und um den Unterschied ganz zu vollenden, besitzt das höhere Alter an der Stelle der Schnellkraft — Sprödigkeit, die Jugend — Weichheit. Der Mann befindet sich in der Mitte zwischen beyden. Während die Natur der Jugend nach dem Drucke von außen, wenigst zum Theil, in der fremden, ihr gegebnen Stellung bleibt, und die Natur des höhern Alters gar nicht weicht, oder entzweyspringt, steht die seinige, wie die Staalfeder, nach einer kurzen, oder längern Beugung wieder in ihre eigne Richtung auf.

maale länger andauern, weil überhaupt keine, oder wenigst keine so starke stäts gegenwärtige innere Kraft dieselben gleich wieder ganz verwischt, sondern immer erst eine äußere, meist nur zufällige — blos noch mehr oder weniger verwischen kann. Eindrücke also, welche kaum die Oberfläche der ältern Natur durchdringen, gehen bey der jungen schon tief in die innern Theile hinein. Merkmaale, welche in jener schnell wieder von selbst ganz, oder wenigst großertheils verlöschen, bleiben in dieser oft lange ganz unverändert, und immer wenigst in irgend einer Folge zurück. Warum findet man denn auf der Jugend immer so geschwinde das Gepräge der Kraft, in derer Nähe sie sich ein wenig befand, — da oft selbst wiederholte Anpressungen kaum im Stande sind, dem höhern Alter nur einige am meisten hervorragende Züge davon aufzudrücken? Warum findet man von diesen frühern Geprägen, wenn sie nachher auch durch tausend neue Werkzeuge überarbeitet werden, immer, selbst in den spätesten Zeiten, noch einige Spuren, da die erst später versuchten Abdrücke, ohne neuer Ueberglättung von Außen, durch einen innern Widerstand allein vereitelt, oder wenigst durch eine innere Kraft immer bald wieder geebnet werden? Warum sind die Gestalten des jungen Menschen bey seinem einfacherm äußerm Schicksale so abwechselnd, und doch immer so ausgezeichnet, da sich die Gestalt des ältern bey dem zusammengesetzterm Spiel seines äußern Schicksals immer grossentheils gleich bleibt, und selten mehr neue Charaktere, sondern höchstens nur neue Bekleidungen annimmt? Warum lösen sich aber diese Gestalten des jungen Menschen bey aller ihrer Veränderlichkeit doch nie wieder in ihr voriges Nichts auf, sondern bleiben —

selbst bey gänzlicher Austauschung ihrer Gehalte, und bey aller Anstrengung zu ihrer vollen Vertilgung immer wenigst noch in einigen Umrissen zurück, da die Gestalten des ältern, wenn er sie nicht aus seiner Jugend mit herauf gebracht hat, bey ihrer übrigens grösern Festigkeit, und oft ohne Bemühung, sie zu zerstören, blos davon auseinander gehen, daß man sich die Mühe nicht nimmt, sie zusammzuhalten?

Wir haben in der Naturlehre Vergrößerungsgläser, welche uns da Furchen zeigen, wo wir mit freyem Auge oft nicht einmal Ritze bemerken. Wir haben für die Naturgeschichte — Naturalienkabineter, worin man den Embrio des künftigen Thiers in seiner allmähligen Annäherung zu seinem ganzen Daseyn aufweist. Hätten wir doch auch in der Lehre vom Menschen Vergrößerungsgläser! Hätten wir doch auch für die Geschichte des Menschen Naturalienkabineter! Man würde dann allgemein und deutlich sehen, was man bisher meist nur einzeln sah, oder unbestimmt ahndete. Man würde in der jungen Menschennatur da — schon wichtige Vertiefungen sehen, wo man itzt nichts, als Glätte, erblickt. Man würde in ihr allmähliche Entwicklungen eines ersten Entwicklungsstoffes, nothwendige Verwandlungen einer ersten Urbildung sehen, wo man itzt nichts, als schnell angefangene und abgebrochene Gährungen, Zufälle und Widersprüche erblickt. Man würde die Urzeichnungen der Natur, so viel es uns Menschen verstattet ist, und die dazwischen gemachten Urzüge der Kunst, — man würde also den Embrio des Menschen, des körperlichen und des geistigen — also leider! itzt oft nur den Embrio des Siechlings, des Thoren, des Sclavens,

Despo-

und des Despoten — sammt seiner stufenweisen Entfaltung sehen. Man entdeckt ja wirklich gegenwärtig schon oft, wenn man vom Manne zum Jüngling, zum Knaben, zum Kinde zurückgeht, einige der ersten Grundzeichnungen, obwohl uns bisher keine genaue Sorgfalt diese frühesten Menschenskizzirungen aufbehalten hat. Oder findest du im Eroberer Persiens und Indiens nicht den Knaben wieder, der, als man ihm eines Tags die Nachricht von einer gewonnenen Schlacht seines Vaters hinterbrachte, ausrief: Und was wird denn für mich zu thun übrig bleiben?“ — Findest du in dem Sieger am Tesino, am Trebia, am See Trasimenus, bey Cannä, der, als er die Römer mit den Heeren seines Vaterlandes nicht mehr bekriegen konnte, die Heere auswärtiger Könige, eines Antiochus und Prusias noch zum Kriege gegen Rom, oder Roms Bundesverwandte aufreizte. Findest du in diesem Feldherrn nicht den neunjährigen Sohn des Hamilcars wieder, wie er seinem Vater ewigen Haß gegen die Römer auf dem Altar schwört? — Findest du in dem vor Friedrichshall getödteten Karl dem Zwölften, der, als ihn eine Kugel an den rechten Schlaf traf, in diesem seinen Augenblick noch mit der Hand an den Degen griff, nicht den Prinzen wieder, der in seinem ersten Feldzug fragte, was das für ein gelindes Pfeifen sey, das er um seine Ohren höre, und, als man ihm sagte, daß es die Flintenkugeln wären, die man nach ihm schieße, kalt zur Antwort gab: Gut! das soll künftig meine Musik seyn.“ — Du findest freylich den jungen Menschen in dem erwachsenen nicht immer so deutlich wieder. Aber du findest ihn, wenn du genau nachsuchst, doch — wenigst unter einer veränderten, und manchmal in etwas bedeckten Gestalt — immer wieder. Du findest manche sonst unbe-

greifliche Körper= oder Geistesschwäche in einer jugendlichen Ausschweifung, und manche oft unerwartete Körper= oder Geisteskraft in einer einst nicht geachteten jugendlichen Uebung wieder. Du findest in manchem bey allen Hilfsmitteln unheilbaren Schwächling oder Dümmling den durch Onanie zerstörten Jüngling, in manchem gegen Menschen harten Bürger den gegen Thiere grausamen Knaben, in manchem vom Aberglaube freyen, und dabey doch im Dunkel der Nacht noch ängstlichem Manne das durch Gespensterfurcht gemarterte Kind wieder. Du findest in manchem ungewöhnlich starken und gewandten Arbeiter den immer im Freyen sich herumtummelnden Knaben, — in manchem unerwartet glücklichem Künstler den unbemerkt mit einer Nebensache sich selbst beschäftigenden Schüler, — in manchem auf einmal mächtig auftretenden Denker — den irgend einem Lieblingsbegriff immer eifrig nachjagenden Jüngling wieder.

Aeltern und Erzieher, berührt also doch ja eure Zöglinge behutsam! Ihr könnt sie stark berühren, könnt sie auf tausend verschiedne Arten berühren. Sie werden alle Berührungen, wenn sie nicht für die menschliche Natur überhaupt schon zerstörend sind, aushalten, werden sie meist leichter aushalten, als die Erwachsnen. Berührt sie aber nur nicht so, und lasset sie von keinem Gegenstande so berühren, daß die Eindrücke davon nicht tief eindringen, und die Merkmaale nicht immer bleiben dürfen. Beyde werden es, wenn ihr es auch nicht vermuthet und nicht wünscht. Sie werden es sogar, wenn ihr selbst das Gegentheil ausgerechnet habt, und gerade dasselbe zu erreichen strebt. Die Natur kehrt

sich wenig an unsre Wünsche und Rechnungen, wenn sich diese nicht auf ihre Winke und Zahlen gründen. Ihr werdet also vergebens einen Griffel zu erfinden suchen, der zu fein wäre, um auf die junge Menschennatur zu wirken. Jeder wird sie, und zwar — mehr oder weniger — stark angreifen. Ihr werdet euch auch vergebens irgend eine Feile so scharf zu spitzen bemühen, daß ihr damit das Urgepräge des Menschen in seinen spätern Jahren wieder wegnehmen könnt. Keine wird die stumpfgelassenen Anfänge jemals wieder ganz genau schärfen, keine die zu scharf angelegten ersten Ecken jemals wieder ganz genau ründen. — Der erwachsene Mensch geht aus dem jungen hervor. Ihr werdet in jenem immer Spuren von diesem finden, wenn ihr beyde vergleicht. Sorgt, daß diese Spuren für ihn wohlthätig, und für euch ehrenvoll seyen!

Fünftes Kapitel.

IV. Reizbarkeit. — Die Jugend wird von den Gegenständen ungemein lebhaft, aber auf eine eigenthümliche Art gereizt, nämlich meist von den kleinern mehr, als von den größern, und überhaupt so naturgemäß, als es ihre eigene, noch mehr, oder weniger unentwickelte Natur zuläßt.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der ganzen organischen Natur, bey ihrer Empfänglichkeit auch Reizbarkeit zu besitzen. Da die Wesen dieses Gebietes ein eigenes Leben haben, also ihre Gestalten nicht blos von fremden Kräften annehmen, sondern auch, wenigst zum Theil, aus eigenen sich selbst geben sollen; so müßen sie nicht blos mit der kleinern Fähigkeit versehen seyn,

von einer äußern Thätigkeit auf sich wirken zu lassen, sondern auch mit der größern aus innerer Thätigkeit selbst mitzuwirken. Ihre Erscheinungen sollen nicht, wie in geringern Wesen, blos die einfachen Wirkungen irgend einer Ursache außer ihnen, sondern die zusammgesetztern von fremden Einflüssen und Selbstäußerungen seyn. Es soll hier ein Hervorgehen von innen, und Zurückziehen in das Innere, — durch Eindrücke von Außen nur geweckt — geschehen, während dem in der geringern Natur nur ein Anlegen, oder Wegnehmen von Außen geschieht.

Das Wecken der innern Kraft geschieht durch Eindrücke, welche die Fähigkeit bestimmen, in Thätigkeit überzugehen, — und Reize heißen. Wesen dieser Art müßen also nicht blos der Eindrücke überhaupt, sondern auch der besondern Eindrücke dieser Art, — sie müßen der Reitze fähig seyn. Die Reitzbarkeit ist hier gleichsam erst die Vollendung der Empfänglichkeit.

Je höher die Stufe ist, auf welcher ein Wesen in der organischen Welt steht, desto vielseitiger ist sein Leben, also desto leichter die Berührung desselben. Auf eine größere Fläche können mehrere Gegenstände wirken. Wirkungen und Gegenwirkungen werden daher, da es hier nie an Ursachen mangelt, zahlreicher seyn. Mehrere Reitze werden wecken, — mehrere Leben — geweckt werden. Die empfindenden Wesen sind deswegen reitzbarer, als die blos organischen. Der Mensch ist unter den Empfindenden, die wir kennen, das reitzbarste. Er hat aber auch das vielseitigste Leben. Tausend Eindrücke, welche an den übrigen Wesen dieser Erde

wirkungslos vorübergehen, treffen an ihm noch immer irgend eine Seite. Er soll am thätigsten seyn. Er ist also am reitzbarsten.

Der junge Mensch hat mit dem erwachsenen das Bedürfniß der Thätigkeit, also auch die Anlage zur Reizbarkeit gemein. Allein er besitzt diese Anlage wieder in ganz eigenthümlichen Graden und Verhältnissen, weil er auch jenes Bedürfniß so besitzt. Sein Leben ist reich. Es bedarf also nur schwacher Anlässe, um in die ihm so nothwendige Thätigkeit überzugehen. Es ist aber von mancher Seite noch in die Bande der Unmündigkeit gehüllt. Es kann daher oft von wichtigen Eindrücken berührt werden, ohne denselben durch irgend ein Zeichen zu antworten. Es ist endlich noch von keiner festen Gewohnheit mit irgend einer schon vollendeten, künstlich empfindenden Haut überzogen. Es empfindet also überall noch — mehr oder weniger, — blos die natürlichen Eindrücke, welche durch das Mittel, wo sie durchgehen, noch nicht verändert worden sind.

Das volle, sich immer neuerzeugende Leben der Jugend schwellt die Hüllen auf, in denen es gebunden liegt. Die Hüllen selbst sind noch zart. Leichte Anstöße sind also schon im Stande, die dünne und dabey auch noch gespannte Oberfläche zu trennen, und dem eingeschlossenem, nach Bewegung strebenden Stoff einen Ausweg nach Thätigkeit zu öffnen. Nichts ist so klein, daß es nicht größer wäre, als irgend ein Hinderniß, welches irgend einem Theilchen der jugendlichen Lebenskraft im Wege steht. Nichts ist so schwach, daß es nicht stärker wäre, als irgend ein Band, welches irgend eine Faser,

der jungen Natur gebunden hält. Nichts geschieht so leise, daß es nicht laut genug wäre, irgend eine Nerve des sich zum Aufwachen so sehr bereitenden jungen Lebens zu wecken. Daher das beständige Wegräumen von körperlichen und geistigen Schranken, das beständige Auseinandergehen körperlicher und geistiger Hüllen, das beständige Regen neuer körperlicher und geistiger Kräfte; welches wir an der Jugend bemerken. Daher ihre immerwährende Unruhe, ihr stätes Getriebenwerden und Treiben, ihr beynahe ununterbrochnes Abwechseln von Leiden und Handeln ohne vielen Zwischenpunkten von Ruhe. Daher ihr fast immer heftiges Auf- und Abschwanken über die Richtungen des Gleichgewichts, ihr Emporsteigen zum Genuß und Gefühl der Lebensfülle, oder ihr Hinabsinken zum Glauben eines gränzenlosen Unvermögens. Der noch unentwickelte Mensch ist nie in dem Zustande des Gleichgewichts von Kraft und Gegenkraft, in welchem der richtig entwickelte ist. Er ist nicht einmal in dem Zustande von trauriger Ruhe, in welchem bey dem unrichtig entwickelten die Kraft von der Gegenkraft immer danieder gehalten wird.

Der Mensch, sagt man, ist ein Instrument von unzähligen Saiten, welches unzählig verschiedne Töne geben, und von unzählig verschiednen Meistern gespielt werden kann. Auf dem jungen Menschen sind zwar noch nicht alle Saiten aufgespannt. Auf ihm spielen noch nicht alle Meister. Aber die wirklich schon aufgespannten Saiten sind so beweglich, daß ihnen jede Berührung einen Ton ablockt. Die wirklich schon spielenden Meister sind so geschäfftig, daß jeden Augenblick einer von ihnen im Spiel begriffen ist. Und so ist dann der jun-

ge Mensch ein Instrument, welches zwar noch nicht so vielfach, wie der ältere, aber immer tönt, weil noch nicht so vielfach, aber immer darauf gespielt wird. Zum Spiel auf dem ältern gehört meistentheils ein Meister einer gewißen Art, um dem festern Bau seiner Theile eine Schwingung abzugewinnen. Für den jungen ist leicht irgend etwas ein Meister. Seinem zärtern Zusammenhang ist bald ein Zittern entlockt.

Die Jugend nimmt also nicht nur jeden Augenblick — Gestalten an. Sie giebt sich auch jeden Augenblick selbst einige. Ihre Natur ist nicht blos immer fähig, beschäfftigt zu werden. Sie beschäfftigt sich auch immer wirklich. Sie ist nicht blos ungemein empfänglich, sondern auch ungemein reitzbar. Ihr Umfang und ihr Inhalt ist zwar noch nicht so groß, wie der Umfang und Inhalt der ältern. Aber das Gedränge in ihr ist größer, weil der Inhalt beweglicher und der Umfang kleiner ist. Alles regt sich, denn alles wird getrieben. Alles drückt, und wird gedrückt, und immer erscheint auch noch etwas neues, welches sich gleichfalls in die vollen Kreise mischt, und Drang und Unruhe vermehrt, indem es neue Reitze fühlt und austheilt. Was die Ruhe im Erwachsenen gar nicht berührt, das greift sie im Jungen schon mächtig an. Was in jenem ein Gleichgewicht hervorbringt, das hebt selbes in diesem auf. Und schicken sich ja manchmal die schon vorhandenen Kräfte zu einer Art von Gleichförmigkeit ihres Strebens an, so kömmt, wie gesagt, immer bald genug wieder eine neu eintretende dazwischen, um den kurzen Frieden zu stören.

Man betrachte die Jugend! Man wird allenthalben Belege genug zur Bestättigung ihrer großen Reitzbarkeit antreffen. — Die Jugend lebt ungleich schneller, als der erwachsene Mensch. Der Kreislauf ihres Bluts, die Bewegung ihrer Gliedmassen, ihr Gang, ihre Gebärden, alles ist heftig, und geräth sehr leicht und sehr oft — sogar in gänzliche Unordnung. Krämpfe, Zuckungen, Fieber, Hitze, entzündliche Zufälle sind an der Jugend keine seltnen Erscheinungen. Bloße Fleischspeisen, warme und enge Kleidung, warme und der freyen Luft unzugängliche Wohnung, Mangel an Bewegung, verursachen am jungen Menschen leichter gefährliche Uebel, als am Erwachsenen. — Der Geist des jungen Menschen ist nicht weniger reitzbar, als sein Körper. Was ihn ergreift, das ergreift ihn heftig. „Die Siege des Miltiades lassen mich nicht schlafen," rief der junge Themistokles, als ihn seine Gefährten um die Ursache der sichtbaren Abnahme seiner Gesundheit fragten. — Karl der zwölfte las noch sehr jung den Kurtius, und wurde gefragt, was er von Alexander dem Großen denke. „Ich denke, antwortete er, daß ich ihm ähnlich seyn möchte." Aber er hat nur zwey und dreyßig Jahre gelebt, sagte man ihm weiter. „Nun! Ist das nicht genug, erwiederte Karl, wenn man Königreiche erobert hat?" — Racine bekam im Porteroyale, wo er erzogen wurde, den griechischen Roman, der die Liebe des Theogenes und der Chariklea enthält, zu lesen. Lancelot, der Sacristain kam dazu, riß ihm das Buch aus den Händen, und warf es in das Feuer. Racine kaufte sich ein anders Exemplar, welches aber bald wieder das nämliche Schicksal hatte. Er kaufte nun das dritte, und lernte es auswendig.

Da er das ganze Gedicht im Gedächtniß hatte, trug er das Buch selbst zum Sacristain, und sagte ihm: Er könne nun dieses Exemplar auch wieder verbrennen. — Turenne zeigte schon frühe eine große Neigung zur Kriegskunst. Seine schwächliche Gesundheit schien ihn aber für die Strapatzen des Kriegs unfähig zu machen. Man sagte ihm dieses. Er war zehn Jahre alt, und wollte seine Vorgesetzten eines Bessern belehren. Er entwischte einst zur Nachtszeit bey einer ziemlich strengen Witterung auf den Wall zu Sedan, und wollte da unter freyem Himmel übernachten. So wie man seine Abwesenheit merkte, suchte man ihn allenthalben, aber vergebens. Sein Hofmeister wollte eben wieder unverrichteter Dinge nach Hause gehen; als er seinen Zögling auf dem Walle, über dem er von ohngefähr zurückkehrt, auf einer Lavette im tiefen Schlaf findet. Er konnte ihn nur mit vieler Mühe bereden, nach ihrer Wohnung zurückzugehen. — Es zeigen freylich nur selten junge Leute eine solche merkwürdige Reitzbarkeit. Allein alle zeigen doch eine große, die einen für schöne und wichtige Gegenstände, die andern für häßliche oder für alltägliche, je nachdem es die übrigen äußern Umstände gestatten, unter welchen sie stehen. Die Reitzbarkeit ist also immer merkwürdig. Aber die Gegenstände sind es nicht immer.

Es scheint, daß man diese große Reitzbarkeit der Jugend schon allgemein sehr gut kenne. Wenigst besitzt man darüber schon manche in Sprüchwörter gekleidete Wahrheiten und häusliche Regeln. Man bezeichnet die Kleinheit von Leiden oder Freuden durch die Beywörter: kindisch, jung u. s. f. und vertheidigt die Un-

schädlichkeit von Speisen, Getränken, Heilmitteln u. dgl. durch die Versicherung, daß sie Kindern ohne Gefahr gereicht werden könnten. Man scheint also allgemein zu wissen, daß kleine Reitze für die Jugend schon groß genug seyen, sie zu irgend einer Thätigkeit zu bestimmen. Allein wie weiß man dieses? — So, wie man gewöhnlich alles weiß, was nicht unmittelbar und körperlich kützelt oder schmerzt. — Man weiß es, so lange man davon spricht. — Aber man vergißt es, wenn man darnach handeln soll. Oder warum stellt ihr denn nicht nur alle die tausend kleinern Reitzmittel, welche eigentlich für die Jugend bestimmt sind, um selbe her, sondern auch noch alle die hunderttausend größern, welche nur für die höhern Alter gehören? Warum bekleidet und bewaffnet ihr diese letztern, indem sie sonst eure zweyte vielleicht verfehlen würden, sogar noch eigends mit solchen Kleidern und Waffen, von welchen ihr die Erfüllung eurer Hoffnungen gewißer erwartet? Warum seyd ihr, wenn ihr dieses nicht thut, wenigst ganz sorglos, was ihr sonst thut, oder was von andern gethan wird? — Ist die Jugend so reitzbar, als ihr sagt, oder ist sie es nicht? — Warum handelt ihr so, wenn das erste ist? — Warum redet ihr so, wenn das zweyte? Ihr wollt die Jugend stark reitzen? — Wie sehr dann? So sehr, als sie es nöthig hat? — Dieses geschieht aber schon durch ihre kleinern eigenthümlichen Reitze. — Oder so sehr, als es euch beliebt? Was wird aber daraus entstehen? — Etwas das euch einst nicht belieben wird, — eine kranke, abgestumpfte, unbrauchbare, eine überdieß noch — sie, und euch quälende Reitzbarkeit. Zweifelt ihr daran? Könnt ihr denn aber an dem zweifeln, was ihr täglich seht? — Ihr seht es

nicht? — Schließt nur die Augen nicht zu! Oder glaubt ihr noch immer, daß der Fehler bey denjenigen, die ihr so sehet, nicht so fast in einem frühen Verderben, als in dem Mangel einer spätern Ausbesserung liege? Also haltet ihr den Menschen noch immer für eine Metallplatte, die man nach Gefallen bekratzen dürfe, wie man wolle, und dann nur wieder abzuschleifen brauche, um sie wieder rein zu erhalten? — Gott erschuff euch ja der Spielzeuge viele. Warum soll denn gerade der Mensch euern Launen zur Zielscheibe dienen? Freylich! Es ist kein Spiel so abwechselnd und einträglich, als das Spiel mit dem Menschen.

Einigen andern, welchen die Reitzbarkeit der Jugend bekannter ist, ist sie nicht willkommen. Sie beklagen sich über ihre Gefahren und Beschwerden. Wissen diese aber auch, was sie beklagen? Sie beklagen das Daseyn eines überreichen Lebens. Sie tadeln die Zartheit einer leicht zu öffnenden Hülle desselben. Sie klagen die wohlthätige Geschäfftigkeit der tausend Gegenstände an, woran der Keim des Lebens zur Blüthe, und diese endlich zur Frucht reifen soll. Sie tadeln also den Trieb des jungen menschlichen Wesens zu seiner Entwicklung, und die Anstalten der Natur, diesen Trieb zu befriedigen. Freylich können diese nämlichen Anstalten, welche in ihrer gehörigen Lage so wohlthätig sind, eben so gefährlich werden, wenn man sie verschiebt. Allein verdient die Natur darüber einen Tadel, daß ihr Feuer, welches so viele Myriaden Leben giebt und erhält, auch manchmal eines zerstört? So lange das Feuer nur durch ihre Hand geht, zerstört es ungleich weniger, als es hervorbringt. Gebt nur acht, daß

es in keine solche Hand komme, in welche es nicht gehört!

Doch! Nur wenigen liegen die Gefahren der jugendlichen Reizbarkeit am Herzen. Die Meisten bejammern nur die Mühe, welche ihnen dieselbe macht. Allein diese können sie sich ja leicht ersparen. Sie dürfen sich nur aus den unruhigen Kreisen der Jugend zurückziehen. — „Wie! Soll man also die Zöglinge unbewacht lassen?“ — Lieber unbewacht, als schlecht bewacht! Lieber nicht vertheidigt, als verrathen! Aeltern! Legt eure Kinder weg, wenn ihr die für selbe nöthige Mühe scheut! Elend und Schande können ihnen überall zu Theil werden, und sie werden dann wenigst die Urheber davon nicht kennen, und ihr Verderben durch keine gerechten Laster rächen. — Erzieher! Wenn ihr nur neben euern Zöglingen leben, und sie nicht auch erziehen wollt, so lasset euch dafür bezahlen, daß ihr sie nicht erzieht, und lebt dann anderswo! Eine Aufsicht, die ihnen zu Nichts nützt, als daß sie sich den Hals nicht brechen, wird zu theuer erkauft, wenn man neben dem gewöhnlichen Gehalt auch noch die Freyheit, und mit ihr die Möglichkeit zu vielen nützlichen Erwerbungen hingiebt. Gewiß! Es wäre für viele Kinder ein gröſsers Glück, keine Erzieher und nach ihrem Eintritt in die Welt keine Aeltern mehr zu haben. Die Natur und der Zufall — allein würden sie wohlthätiger behandeln. Jene würde nachdrücklicher und öfter, und selbst dieser würde nicht so widersprechend, als itzt die Absichten der Aufseher, an die Reizbarkeit der Kleinen sprechen. Die Jugend besitzt in ihrer Reizbarkeit ein Organ, welches sie für unzählige, den Organen der Er-

wachsenen unvernehmbare Eindrücke empfänglich macht, und wodurch sie allenthalben her manchfaltige Fertigkeiten und Lehren, aber, leider! meist von Menschen, und zwar von ihren nächsten nur die schädlichsten und schändlichsten erhält.

Diese Reizbarkeit der Jugend hat neben der bisher bemerkten Eigenthümlichkeit eine andere noch sonderbarere. Man sollte nämlich von der Jugend, die schon von allen kleinen Reizen mächtig ergriffen wird, erwarten, daß sie von allen großen noch ungleich mächtiger ergriffen werden sollte. Allein dieses verhält sich nicht so. Manche starke Reize, die bey dem erwachsenen Menschen tief in sein inneres Wesen eindringen, dringen bey dem jungen kaum durch die Oberfläche. Manche, welche die Natur des ersten bis auf den Grund durchwühlen, verursachen in der Natur des letzten kaum eine merkliche Bewegung. Die junge Natur ist noch nicht so vielseitig, und ungleich beugsamer und weicher. Sie biethet also manchem Eindruck noch gar keine Fläche dar, oder sie weicht einem andern durch eine leichte Wendung aus, oder sie stellt endlich für einen dritten ihre noch nicht festen Bestandtheile schnell so zusamm, daß die Wirkung ganz anders ausfällt, als man erwartete. Es geht dem jungen Menschen, wie dem Sprossen des Baums, der dem Spiel des Windes noch keine weitläufigen Aeste entgegenstreckt, vor der Wuth des Sturms sich beugt, und dem Eigensinn der übrigen ihr beherrschenden Mächte durch Annehmung gefälliger Gestalten nachgiebt, um nicht zerstört zu werden. Die Wirkung ist das Produkt aus der Handlung der Ursache in die Gegenwirkung ihres Gegenstandes. Muß

das Produkt nicht ganz verschieden seyn, wenn auch nur ein Factor verschieden ist? Die Wirkung der Gegenstände auf die Jugend und auf uns ist daher so verschieden, als die Wirkung der Sonne auf die Gegenstände. Den einen schmilzt oder bleicht die Sonne, den andern härtet oder färbt sie. Einen dritten erreicht sie gar nicht.

Wann werden wir also aufhören, zu erwarten, daß die Jugend von den Dingen eben so gereizt werde, wie wir? Wann werden wir aufhören, zu glauben, daß ihr das nämliche nützlich oder schädlich, angenehm oder unangenehm, wichtig oder unbedeutend sey, was es uns ist? Wann werden wir aufhören, in unsern Zöglingen nur uns zu sehen? Können die Dinge das für die Jugend seyn, was sie für uns sind, da die Jugend das nicht für die Dinge ist, was wir dafür sind? — Es ist daher schwer zu entscheiden, ob es lächerlicher oder trauriger ist, zu sehen, mit welchen Zügeln und Spornen man die Jugend gewöhnlich zu zügeln und zu spornen pflegt. Man macht sich nämlich meist ein niedliches Reitzeug von allerley artigem Phantasiestoff zurecht, und trabt dann mit seinem Zögling kunstreich in der Einbildung herum, während dem man freylich wirklich nicht von der Stelle kömmt; oder man bedienet sich wirklicher Zäume und Stacheln, die aber für sein Alter noch zu groß oder zu scharf sind, freut sich der heftigen Wirkung, die man bemerkt, und jagt, unbekümmert, ob die seltsamen Sprünge und Wendungen nicht etwa von der gewunschnen Bahn abführen, meist in vollem Laufe von dem Ziele weg, auf welches man loszurennen dachte; oder man rafft endlich alles, was

man zur Leitung dienlich glaubt, Brauchbares, Unnützes und Schädliches zusamm, und kömmt damit einst vielleicht in der Nachbarschaft des aufgesteckten Zieles an, aber auch hier bey aller Anstrengung erst später, und nur unter vielerley wunderlichen und gefährlichen Sprüngen und Abweichungen an. Wollen wir uns und der Welt mit diesen Gauckeleyen eine Unterhaltung machen? — Ohne mich darauf zu berufen, daß die Zöglinge ein Recht haben, gegen dieses Spiel mit ihren Gegenvorstellungen zu machen, will ich zugeben, daß dieses Herumjagen wirklich lustig sey. Was erwartet uns aber am Ende dieses seltsamen Spazierritts? Wie, wenn wir dann müde und hungrig auf einer Steppe dasitzen, oder mit zerbrochenen Beinen in einem unbesuchten Graben liegen, oder wenigst verwundet endlich einmal nur bey einem entfernten Nachbarn ankommen? Sollen uns solche Aussichten nicht unsre kurze Freude verbittern? Seyen wir doch einmal bey jungen Menschen so folgerecht, als bey jungen Pferden! Welcher nur erträglich kluge Hauswirth behandelt seine Fohlen, wie seine Pferde?

Es ist in der Erziehung etwas sehr Gewöhnliches, über mislungene Pläne klagen zu hören. Es wäre wunderbar, bey der gegenwärtigen Zweckwidrigkeit der meisten Erziehungsmittel — den Zweck nicht so oft zu verfehlen. „Aber man giebt sich doch oft alle mögliche Mühe.“ — Es kömmt nicht auf die Größe, sondern auf die Zweckmäßigkeit der Mühe an. „Nun! Auch daran fehlt es nicht. Man könnte keinen noch so schwer zu behandelnden Erwachsenen künstlicher behandeln, als seinen Zögling.“ — Desto schlimmer! Gerade

deswegen muß der Zweck um so gewißer verfehlt wers den. Was für jenen zweckmäßig ist, ist für diesen — der Regel nach — zweckwidrig. Beyde haben ja schon nicht einmal den nämlichen nächsten Zweck. Wie sollen sie die nämlichen Mittel haben. „Man schneidet aber die Mittel der Erwachsenen schon jedesmal nach dem kleinern Maaßstabe der Jugend zu. Man schärft die Reize, oder stumpft sie ab, je nachdem es nöthig ist.“ — Das hilft gewöhnlich nichts oder nicht viel. Man verwandelt durch das Zuschneiden die Natur einer Sache nicht. Man vermindert nur ihren Umfang, und hier kömmt es vorzüglich auf die Natur der Sache an. Ist die Natur des Mittels mit der Natur des Zwecks nicht gleichartig; dann mag der beyderseitige Umfang noch so gleich seyn, — das Mittel taugt doch nicht. Man schärft also einen zu frühen Reizen vergebens. Er wird nie so scharf werden, daß er in eine Seite eindringe, welche an dem jungen Gegenstande noch nicht vorhanden ist. Man stumpft einen schädlichen Reiz vergebens ab. Er wird nie so stumpf werden, daß er nicht der leicht zu verwundenden Oberfläche des zarten Wesens doch eine kleine Wunde beybringe. „Wenn nun aber der eine Reiz den Zögling gar nicht trifft, der andere ihn zwar trifft und ansteckt, aber dieses nur wenig thut; so sollte wenigst auf keine Ursache auch keine Wirkung, oder auf eine kleine wieder nur eine kleine folgen, zumal da man im letzten Falle sogleich zur Heilung schreitet, sobald man die Ansteckung bemerkt. Allein warum steht denn doch fast immer im ersten Falle wenigst irgend eine, und im zweyten eine große Wirkung da? Wie geht dieses zu?“ — Sehr natürlich! denn wenn schon die erste Ursache für unsern Zögling keine solche

ist.

ist, wie wir glauben, und wie sie für uns ist, so ist sie deswegen doch auch für ihn nicht gar keine. Es trifft ihn wenigst ihre Außenseite, wenn ihn auch ihre innere Natur nicht treffen kann. Es behandelt ihn irgend ein Umstand, der sich in ihrem Gefolge befindet, oder irgend ein Bestandtheil von ihr, der für sich schon ein Ganzes bildet, — wenn ihn auch sie selbst, oder wenigst sie selbst ganz — nicht behandeln kann. Geschieht endlich von allem diesem nichts, so verschaft sie durch die leere Stelle, die sie durch ihr Nichtwirken um den Zögling herum zurückläßt, wenigst einer der geheimen Ursachen, die ihn immer umgeben und belauren, Gelegenheit ihm beyzukommen. — Im zweyten Falle mag die Ursache wegen ihrer Kleinheit noch so unbedeutend scheinen, so ist sie wegen der Geschwindigkeit ihrer Wirkung, welche mit der Schwäche des Widerstandes von Seiten des ergriffnem Gegenstandes — wächst, — und swegen der Vereinigung andrer zwar auch kleiner, aber vieler Ursachen ihrer Art — gewiß sehr wichtig. Ist also nur durch die Wunde einmal eine Oeffnung in das Innere des jungen Menschen, und durch die Ansteckung der Theile am Eingange eine bestimmte Richtung zum Verderben da, dann mögen beyde noch so klein seyn, — das erste Gift ergießt sich immer schnell genug durch die übrigen einsaugenden Gefäße, und die meisten nachfolgenden Einflüsse und neugekochten Säfte nehmen immer leicht genug den Charakter des ersten Gifts an. Die Gegengifte, die man anwendet, kommen gewöhnlich zu spät. Oft sogar ist es noch ein Glück, wenn ihre Unzulänglichkeit blos darinn besteht, daß sie zu spät kommen. Meist ist die Heilung, die man durch sie bewirkt, noch schlimmer als das Uebel, das man ver-

treibt. Ueberhaupt mag das Flicken überall sehr täuschend geschehen können, und die Kunst desselben sehr schätzbar seyn. Im Menschen geschieht es nie so, daß es ihn nicht entstelle. Für ihn ist diese Kunst nie lobenswerth, weil sie immer die schädliche und schändliche voraussetzt, ihn verdorben zu haben. „Was soll man denn aber thun, wenn man einen schwer zu behandelnden Zögling hat?“ — Untersuchen, ob die Schwierigkeit an uns, oder an ihm liege. Ist das erste; so ändern wir unsre Behandlungsart. Ist aber das zweyte, dann ist Manches zu thun, was hier zu erörtern der Ort nicht ist. Nur soviel hier davon: Es wird fast nichts von dem zu thun seyn, was gewöhnlich geschieht.

Die jugendliche Reitzbarkeit hat ferner noch das Eigenthümliche, daß sie — der Regel nach — nur für die natürlichen *) schwachen und starken Reitze aufgelegt ist. Der junge Mensch wird, wenn er von irgend einem nach der Gegend seines Daseyns wirkenden Gegenstand getroffen wird, nur von demjenigen an ihm getroffen, was daran natürlich ist. Ist der ganze Gegenstand natürlich, und von einer für die Jugend passenden Art, so wirkt der ganze Gegenstand auf sie. Ist nur etwas daran Natur, und das übrige — Kunst; so erfährt sie — der Regel nach, nur das, was Natur, und selbst von der Kunst nur das, was an ihr — Wesenheit, und nicht, was bloße Willkühr ist. Ist endlich der ganze Gegenstand — Kunst, so leidet sie selbst von

*) Natürlich wird hier im Gegensatz mit Künstlich genommen.

den widernatürlichen Wirkungen eines solchen Gegenstandes noch mehr oder weniger blos die möglichst-natürlichen Einflüsse, und nicht die künstlichen, welche die spätere Angewöhnung leidet.

Wir Erwachsene empfinden nicht so fast die Dinge, als uns selbst — in den Dingen. Wir legen durch unsre Kunst (das ist, oft nur durch unsre Einbildung) allerley in die Dinge hinein, was von Natur nicht darinn ist. Oder wir verwandeln uns selbst, wenn wir die Dinge nicht verwandeln können. Wir überziehen unsre Leibs- und Seelenorgane mit den mannigfaltigen Bedeckungen der Gewohnheit. Wir fühlen daher jedesmal nicht den Eindruck des Gegenstandes, sondern seines künstlichen oder eingebildeten Stellvertreters, oder die Wirkung unsrer verwöhnten Sinnlichkeit. Wir erfahren daher die natürliche Einflüsse der Dinge sehr selten. Wir erkennen das Gewöhnliche der Natur sehr wenig. Ihre Regelmäßigkeiten überraschen uns, als Ausnähme, — ihre vollen reinen Wirkungen — als Wunder.

Mit der Jugend verhält es sich ganz anders. Diese modelt an den Gegenständen noch nicht, ehe sie sich von selben berühren läßt. Sie nimmt nichts weg und setzt nichts hinzu. Ihr ist die natürliche Ausstattung derselben willkommen. Sie ist ferner noch mit keiner Bedeckung versehen, welche die Eindrücke verändert. Die Folge davon ist, daß sie — der Regel nach — die Eindrücke reiner und unverfälschter empfängt, — daß sie in ihnen nur das empfindet, was darinn ist, und darinn zu seyn verdient, — daß sie also die Dinge selbst, und nicht blos die unächten Nachbildungen derselben,

oder ihre eigne Hülle erfährt. Sie empfängt zwar manchmal erst nur halbe, unvollendete Eindrücke, aber vor der Hand wenigst nicht so leicht — verfälschte. Sie empfindet nicht alles, was in den Gegenständen ist, aber sie empfindet doch auch nicht etwas in ihnen, was nicht darinn ist. Sie sammelt sich daher freylich nur erst ein kleines und vor der Hand nicht zu allen Bedürfnissen hinreichendes Vermögen, aber dieses wenigst in baarer, ächter Münze. Was ist mehr werth? Dieser kleine Vorrath, oder unsre Kisten voll unächten Geldes, und unnützer Wechsel auf bankerottgewordne Handlungshäuser?

Diese Naturgemäßheit der jugendlichen Reitzbarkeit ist ihr so sehr eigen, daß wir bey unsrer Nothwendigkeit überall gerade über das Natürlichste am meisten zu erstaunen, oft alle Augenblicke Ursache haben, über ihre Wirkungen zu erstaunen. Es geschieht nämlich sehr oft, daß uns eine einfache Begebenheit in der unverdorbnen Natur der Jugend mit irgend einer neuen Eigenschaft eines Gegenstandes bekannt macht, mit welcher uns unsre lange Erfahrung bey unsern freylich verderblichen Gewohnheiten noch nie bekannt machte. Es überrascht uns sehr oft da ein gänzliches Schweigen, oder eine ganz unerwartete Antwort der jungen Natur, wo die unsrige mit vielem Lermen, oder ganz andern Dingen antwortet, wo wir aber zuletzt doch finden, daß auch die unsrige hätte schweigen, oder so, wie die junge, antworten sollen. Es überraschen uns da Regungen in der jungen Natur, wo wir keine Reitze sehen, und da Ruhe und Gleichgültigkeit, wo wir die mächtigsten Reitze — anwenden, und selbst

fühlen. Wir begreifen anfangs nicht, wie das zuge-
he, — und finden am Ende, daß es gerade so habe zu-
gehen müßen. Was ist nun das, was der Jugend so
manche Seite eines Gegenstandes auf die erste Berüh-
rung offenbart, indem uns dieselbe oft bey langem Ver-
kehr damit — verborgen bleibt? Was ist das, was die
Jugend oft schon bey dem leisesten Eindruck, und dann
auch wieder unter dem größten Gewühl so glücklich auf
den ersten Griff das Richtige treffen macht, welches wir
nach vielen Griffen oft nicht erhaschen? Was ist über-
haupt das, was wir an der Jugend unter den Benen-
nungen von Offenheit, Gelehrigkeit, Pfiffigkeit,
Ungezwungenheit, Unerfahrenheit, und selbst von
Unverstand und Ungezogenheit, u. s. f. oft so auffal-
lend, so unerwartet, so unbegreiflich und meist so unter-
haltend finden? — Was ist es anders, als gerade die
uns fremde Ergebenheit der Jugend gegen die blos na-
türlichen Eindrücke? Was ist es anders, als ihre un-
ter uns seltne Uebereinstimmung des Eindrucks mit der
Sache? Die Jugend empfängt die Eindrücke größten-
theils so, wie sie von den Gegenständen abgehen, und
auf sie treffen, während dem wir auf mancherley Art an
den Gegenständen, an den Eindrücken, und an uns selbst
modeln, und dadurch meist nichts so erhalten, wie es
ist, sondern so, wie wir es seyn zu lassen gewohnt sind.
Wir stutzen, begreifen nicht, erstaunen. Was zeigt die-
ses an? daß dasjenige, was uns so sehr überrascht, ge-
gen unsre Ordnung seyn müße. Worinn besteht aber
unsre Ordnung? Im Abweichen von der Natur.
Worinn muß also das Außerordentliche bestehen, das
wir bewundern? In der Uebereinstimmung mit der
Natur.

Willst du also wissen, wie ein gewisses Ding auf deinen Zögling wirken werde, so frage ja nicht, wie es auf dich wirke! Oder hast du ja schon darum gefragt, so erwarte, — der Regel nach, — daß es deinen Zögling ganz anders, als dich berühren werde, — du bist nun meist schon einmal — mehr oder weniger verwandelt. Du stehst also nicht mehr blos unter den Einflüssen der Natur, sondern auch deiner dich verwandelnden Macht. Dein Zögling gehorcht aber nur noch erst jener. Der Zauber der Verwandlung hat ihn noch nicht ergriffen. „Aber er ist doch auch ein Mensch.“ — Noch nicht ganz. Wenn er es aber auch schon wäre, — Bist du es ganz? Wie vieles bist du davon? Wie vieles bist du sonst noch? Sieht, fühlt, erfährt nun das Wesen der Laune, das du meist bist —, erfährt die Pflanze, das Thier, und selbst der Bürger das, was der Mensch erfährt? Gehört zur Gleichheit der Erfahrungen nichts als Aehnlichkeit der Antlitze? Empfindet man schon alles, was menschlich oder nicht menschlich ist, wenn man aussieht, wie ein Mensch? — Wenn du dir die Einheit deiner Menschennatur unverfälscht erhalten hast, dann kannst du hineingreifen, und fühlen, was darinn vorgeht, und erwarten, daß soviel davon, als der Unterschied der Jahre erlaubt, auch in deinem Zögling vorgehen werde. Doch auch da wird dich deine Erfahrung noch oft täuschen; denn die Jungen machen einen eignen Schlag von Menschen aus, der über gar viele Angelegenheiten seine eigne Erfahrung hat. „Was bleibt also zu thun übrig?“ Die Jugenderfahrung selbst — zu fragen, also nichts zu thun, bevor man nicht diese zu Rathe gezogen hat, und während der Handlung selbst immer zugleich auf ihre Erklärung

darüber zu sehen. Nach ihr allein kann man sich ganz sicher orientiren. „Muß man denn aber immer nach dem Punkte sehen, nach welchem man sich orientirt?“ In diesem Falle, — ja! Hier giebt es der täuschenden Irrlichter zu viele. Kaum hat man seinen Blick von dem leitenden Punkte abgewandt, so ist man schon durch eines der wandelnden Feuer auf Abwege gelockt. Unsere Entfernung von der Natur ist mit der Nähe, in der sich die Jugend dabey befindet, in zu großem Misverhältniß, als daß nicht die Größen der uns gegenüberstehenden Seite eine eigne ununterbrochne Aufmerksamkeit, und Berechnung foderten. Wir befinden uns großentheils in einer verkünstelten oder eingebildeten Welt. Die Jugend ist in der natürlichen und wirklichen. „Sie kömmt aber auch einmal in die unsrige.“ Leider! — Soll sie es aber auch? — „Sie mag sollen, oder nicht. Sie muß einmal hinein.“ — Was man nicht soll, das muß man noch weniger. Ich verstehe euch aber schon. Ihr meynt: „Wir wollen, daß sie auch dahin komme. Sonst müßen wir uns schämen.“ — Das müßt ihr euch aber auch itzt oft. — Oder wollt ihr sagen: „Wir wünschen, daß die Jugend auch dahin komme. Sonst ist sie unglücklich.“ — Seyd denn aber ihr in eurer Welt gar so glücklich? —

Sechstes Kapitel.

V. Vorzügliche Leichtigkeit für die Annehmung der naturgemäßesten Gestalten. — Die Jugend nimmt die naturgemäßesten Gestalten vorzüglich leicht an.

Die vorhin bemerkte Naturgemäßheit der Jugend zeigt sich nicht nur in Rücksicht ihrer Reitzbarkeit, sondern auch in allen andern Rücksichten.

Es ist ein allgemeines Gesetz aller jungen Wesen, daß sie in Abwesenheit anderer äußerer Bestimmungen ihre naturgemäße Beschaffenheit zu erreichen streben. Man weis nämlich bey dem Anfange eines Wesen zwar nicht, welche Gestalt es einst wirklich haben werde, weil es durch unzählige äußere Bestimmungen unzählig verschiedne bekommen kann. Aber man weis, daß es seine natürliche — gewiß annehmen werde, wenn es von außen keine der vielen, mehr oder weniger widernatürlichen annehmen muß. Das Wesen hat also anfangs zwar noch keine ganz bestimmte Richtung, das zu werden, was es werden soll, aber es hat doch eine vorzügliche Anlage dazu, zur Annehmung einer ihm nicht natürlichen Gestalt sind ihm nur einige äußere Wesen behilflich. Zur Annehmung der natürlichen hilft ihm aber immer auch noch seine Natur. So muß z. B. die Scheere allein — den Bäumen des Parks die willkührlichen Gestalten des Eigensinns geben. Bey den natürlichen der Freyheit arbeitet nicht nur die Pflege des Gärtners, sondern auch die Natur mit. Die Früchte des Treibhauses muß die Kunst fast ganz allein erzwingen. Die Früchte der Natur werden von beyden wenigst

gemeinschaftlich, wenn nicht gar von dieser allein, besorgt.

Die Jugend des Menschen ist diesem allgemeinen Gesetze der Jugend aller Wesen — sehr natürlich — auch unterworfen. Auch der junge Mensch zeigt eine vorzügliche Leichtigkeit, und bald eine Art von bestimmten Bestreben nach seiner naturgemäßesten Gestalt. Er nimmt die natürliche am leichtesten und schnellsten an. Die mehr oder wenigen widernatürlichen läßt er sich nur mit mehr oder weniger Gewalt aufdringen, und es währt meist lange, bis sie an ihm kleben bleiben. Jene geht gleichsam von selbst aus seinem Innern hervor, und liegt seinem Wesen genau und fest auf. Diese können ihm nur mit Mühe von Außen aufgeheftet, und, da sie seinem Wesen nie ganz passen, auch wieder nur durch äußere Bande hingehalten werden. Es ist daher zwar nie entschieden, ob der junge Mensch einst das auch werden wird, was er seyn soll. Aber es ist entschieden, daß er es Anfangs wenigst werden will. Die Umstände können ihn zu allem machen, was man verlangt. Seine Natur aber bestrebt sich, ihn zu dem zu machen, was er zu seyn nöthig hat.

Stellen wir uns eine Kunstkammer vor, welche alle jene tausend und tausend Erziehungsmittel, die bisher von dem größten Theile der Menschen gebraucht wurden, und noch gebraucht werden, leibhaftig oder wenigst sinnbildlich enthielte, welche ungeheure Menge von widernatürlichen Zwangwerkzeugen und Reizmitteln bietet sich unsern Augen dar! — Die hölzernen und eisernen Kopfplatten der Indianer, ihre Fischgräten, Stei-

ne, Messer, glühende Eisen zum Aufreissen der Haut, zu den Einschnitten des Mundes, und zu den Durchbohrungen der Ohren, Nasen, Lippen und Wangen ihrer Kinder bestimmt, ihre Ohrenlasten, ihre Wadenbinden, ihre ätzenden Farben, ihre Quaalübungen, ihre viehischen Trink- und Eßgelage, und alle ihre übrigen halbmenschlichen, thierischen und unmenschlichen Gewohnheiten, an welchen ihre Kinder von Jugend auf Theil nehmen müßen, — dann die zahllosen Kunstmittel mehr gebildeter Zwischenvölker bis zu den eben so zahllosen naturbezwingenden Werkzeugen der am meisten gebildeten Europäer, bis zu ihren Windeln, Wiegen, Ruthen, Zuckerbroden, Ochsensänen, Niklasknechten, Gespenstermärchen, Medizinen, Speisen, Kleidern, Wohnungen, Gesellschaften, Spielzeugen, und überhaupt namen- und zahllosen Genüssen und Entbehrungen, Hoffnungen und Aengsten — Alle diese Dinge machen ein abscheuliches Ganzes aus, welches die ungeheure Anstrengung zeigt, die den Meisten zur Erreichung ihrer Erziehungsabsichten nöthig ist. Betrachten wir auf der andern Seite die weniger einfachen Erziehungen, die man hie und da antrifft, — wie leicht und willig fügt sich hier der junge Mensch in die ihm vorgelegten Gestalten! Hier sieht man kein Quaalinstrument, keine Waffen, kein kostbares Reizmittel anwenden. Eine Miene, ein Wort, das Beyspiel leitet. Ohne Kampf mit seinem Erzieher geht hier der Zögling traulich und glücklich in der Hand desjenigen, den er sonst flieht. Findet ein Kampf statt, so findet er nie zwischen ihnen beyden, sondern nur mit einem äußern Hinderniß statt, und da kämpfen dann gegen den gemeinschaftlichen Feind auch beyde gemeinschaftlich, und soll-

ten sie ja in der Heftigkeit des Streits einmal einander verkennen, so wird der Irrthum gewöhnlich bald entdeckt, und durch eine desto engere und festere Wiedervereinigung wieder gut gemacht. — Nun! Warum wird es denn den meisten Menschen so schwer, ihre Kinder zu dem zu machen, zu was sie selbe machen wollen? Und warum haben die bemerkten wenigern fast nur nöthig, ihre Kinder das werden zu lassen, was sie werden sollen? Liegt eine andre Ursache zum Grunde, als die Naturgemäßheit der Jugend, welche von jenen bekämpft werden muß, mit diesen aber selbst gegen jedem äußern Feind mitkämpft? Um den Fuß eines Kindes zu den Fuß eines erwachsenen Menschen werden zu lassen, braucht man ihn nur — wachsen zu lassen. Um aber in ihm einst ein Pfötchen von zween Zollen zu bekommen, muß man Binden und kupferne Schuhe anwenden. Wie es mit dem Fuß des Menschen gehalten werden muß, so muß es mit jedem andern Theil seines Körpers oder Geistes gehalten werden. Daher die Menge chinesischer Schuhe für alle Kräfte unsrer Zöglinge.

Am offenbarsten zeigt sich also das jugendliche Streben nach Naturgemäßheit in dem Widerstande der Jugend gegen unsre gewöhnliche Behandlungsart derselben. Unsre meisten Erziehungen sind fast nichts, als ein fortwährender Streit mit der Jugend. Wir können oft auf unserm Wege kaum einen Schritt vorwärts thun, ohne uns mit unsern Zöglingen schlagen zu müßen. Nur unter beständigen Gefechten, worinn freylich meist wir, mitunter aber doch auch sie gewinnen, rücken wir dem Ziele näher, das wir uns aufgestellt haben. Es ist fast

immer ein schweres Stück Arbeit, unsre Zöglinge dahin zu treiben, oder zu manoevrieren, wohin sie sollen, oder wohin wir sie wenigst wollen. Wir klagen oft bitter über diese feindliche Hartnäckigkeit. Haben wir aber auch Ursache dazu? Wer erschwert uns das Fortkommen? Die Jugend oder wir, die wir sie zwingen, unser Feind zu seyn? — Ohne hier bestimmen zu können, wie viel, so ist doch dieses richtig, daß sehr viel von dem, was wir besitzen, widernatürlich sey. Von dem, was wir der Jugend aufdringen, ist es gar das Meiste, entweder an sich, oder wegen Nebenumständen. Kann es nun anders kommen, als daß die Jugend, welche unsre Geschenke sehr entbehrlich und dabey sehr lästig, — oder gar auch sehr schädlich findet, und noch nicht gelernt hat, sich und andere zu hintergehen, — daß sich also die Jugend gegen unsre unwillkommne Freygebigkeit sträube, und wenn sich diese mit Gewalt aufdringen will, endlich gar dagegen bewaffne? Soll sie dieses nicht thun? — Sie kann es nicht anders. Sie kennt noch keine andre Mächte, als die der Natur und der Nothwendigkeit. Sie liebt nur die erste, und beugt sich nur vor der zwoten. Will man sie jener aus dem Schoose nehmen; so muß man diese zu Hülfe rufen. Sie vertheidigt sich in ihren Besitzungen, so lange sie kann. Warum klagen wir also über die Widersetzlichkeit der Jugend? — Sollten wir nicht statt dessen über unsre Widernatürlichkeit klagen? Ist dieser Widerstand der Jugend nicht eine wohlthätige Einrichtung der Natur? Ist er etwas anders, als die Wirkung des Triebes nach natürlicher Entwicklung? Ist er etwas anders, als der Gegenkampf der Natur, wodurch sie sich gegen unsre Angriffe vertheidigt?

Hier wird es nun aber freylich wieder eine große Menge Einwendungen geben. Leider! ist gewöhnlich nichts weniger begreiflich oder willkommen, als das Natürliche. Wir wollen einige der wichtigsten Zweifel untersuchen.

„Die Jugend sträubt sich ja auch oft gegen natürliche Gestalten; denn sie sträubt sich oft — auch gegen das wirklich Gute, das man ihr mittheilen will.“ — Ja! Was folgt nun daraus? — Daß sich die Jugend gegen natürliche Gestalten sträuben könne, ohne sich deswegen gegen die ihr natürlichen Gestalten zu sträuben. Sie kann eine entschiedne Neigung für das ihr Natürliche haben, ohne eine solche für alles Natürliche überhaupt zu haben. Man täuscht sich gewöhnlich nur durch einen unbestimmten Ausdruck, wenn man glaubt, daß die Jugend — der Natur entgegenstrebe. Man unterschiebt dem Worte: jugendliche Natur, unvermerkt die Bedeutung — Natur überhaupt, und glaubt also dann bey der Jugend da einen Widerstand gegen ihre Natur zu finden, wo nur ein Widerstand gegen eine Natur überhaupt, die also auch eine ihr itzt noch fremde seyn kann, vorhanden ist. Dem, was ihr natürlich ist, widersetzt sich die Jugend nicht. Wenn also unsre ganze Behandlungsart der Zöglinge — ihnen gemäß ist, so haben wir keine Widersetzlichkeit zu befürchten. Wenn es aber freylich nur ein Theil davon ist, so erfährt alsdann der andere einen Widerstand, den wir irrig für einen Widerstand gegen das Ganze halten. Die Sache, die wir mittheilen wollen, kann natürlich seyn. Ist es aber jedesmal die Zeit auch? Und dann auch noch die Methode? Ist es diese letzte

in ihrer ganzen Ausdehnung? — Was ist wahrscheinlicher, daß wir oder daß die Zöglinge — der Natur entgegen arbeiten? Welche Parthey hat mehr Gelegenheit zu dieser Sünde? Welche hat sich schon öfter derselben schuldig gemacht? — Forschen wir daher nur jedesmal genau und redlich nach! Wir werden der Regel nach immer finden, daß wir irgendwo von der Natur der Jugend abwichen, und daß diese sich immer nur ungerne und erst gezwungen entschließt, es auch zu thun, — daß wir irgend ein Gesetz der Natur nicht kannten, oder nicht achteten, und nun diese durch die Jugend nur das Wiedervergeltungsrecht ausübt, indem sie macht, daß die Jugend unsre Gesetze auch wieder nicht kenne oder nicht achte. Freylich ist dieser Gebrauch, den die Natur von ihrem Rechte macht, manchmal so unerwartet und so strenge, daß wir ihn mit ihrer gewohnten Güte und Gerechtigkeit nicht vereinigen zu können glauben, und deswegen nicht für eine **Wirkung von ihr**, sondern für eine **Gegenwirkung** gegen sie halten. Allein wissen wir denn nicht, daß die Natur nicht nur **Verbrechen**, sondern auch **Irrthümer** und selbst die **Unwissenheit** strafe, indem ja stäts auch bey diesen letztern zwey Uebeln etwas von menschlicher Schuld mitunter läuft. Und was alsdann in der dafür zu leidenden Züchtigung als Strafe für die Vergangenheit zu viel ist, das ist Reiz zur Bewirkung einer bessern Zukunft. Wir **büßen**, oder wir werden **gespornt**. Wollen wir uns die unangenehmen Empfindungen beyder Art ersparen? — Nun! So thun wir, was wir sollen! Lernen wir aber vor allem das **kennen**, was wir **nicht sollen**, und doch thun!

„Allein auf diese Art gewänne es ja die Ansicht, als sollten wir uns von unsern Zöglingen leiten lassen. „Ja! wenn man diesen Ausdruck wählen will. Will man aber einen bestimmtern und ehrenvollern, so sollen wir uns von der Natur, und zwar von der dem jungen Menschen eigenthümlichen Natur leiten lassen. Ist wider diese Leitung etwas einzuwenden? Ist sie nicht die sicherste und würdigste? — „Wie sie uns zu Theil wird?“ — Sehr oft durch den jungen Menschen selbst. Er ist ja der gewissenhafteste Stellvertreter seiner Natur, wenn wir ihm nicht schon einige fremde Stellvertretungen aufgedrungen haben. Er hat nur diejenigen Aufträge, die ihm seine Natur giebt, und zeigt nur diejenigen vor, die er hat. Man kann ihm also in Allem, wovon uns unsre Vernunft nicht offenbar das Gegentheil befiehlt, mit Zuversicht vertrauen, und man soll es in allem demjenigen, wovon unsre Einsicht nur rathend, nicht befehlend spricht. Der Instinkt geht seltner irre, als die Vernunft, in so weit sie blos auf Wahrscheinlichkeiten ausgeht. Man soll also die Behandlung der Jugend, wenigst da, wo ihr der Instinkt widerspricht, mit besonderer Genauigkeit prüfen. — Könnt ihr aber — eure große Klugheit vor der euch so klein scheinenden Wichtigkeit eurer Zöglinge durchaus nicht beugen? Ihr beugt ja aber dieselbe vor noch kleinern Dingen? — Vor dem Instinkt der Thiere? Sogar vor den Winken eurer Laune? Ist irgend ein Fingerzeig der Natur so unwichtig, daß er nicht immer noch wichtiger wäre, als alle unsre Klugheit? Ist unsre Klugheit — klug, wenn sie nicht jedem solchen Fingerzeig gehorcht, oder wenigst den Dingen, die in der Richtung desselben liegen, genau nachforscht, um einst ge-

horchen zu können? — Gewiß! wir wären klüger, wenn wir weniger klug scheinen wollten. Wir würden besser leiten, wenn wir williger folgten. Die Neigungen *) unsrer Zöglinge würden uns oft sichrer führen, als itzt unsre Lehrmeynungen — die Zöglinge.

„Also soll man den Neigungen der Zöglinge freyen Lauf lassen?“ — Welchen Neigungen? Den natürlichen, die in den Zöglingen von selbst entstehen, — oder den künstlichen, die ihnen erst von uns mitgetheilt werden? — Vermuthlich nur den ersten, von welchen wir hier eigentlich reden, — also den Neigungen der Zöglinge, nicht unsern Neigungen in den Zöglingen? — Nun! ja! diesen soll man freyen Lauf lassen. Man läßt ihn ja der Quelle auch, ehe sie zum Bache oder Strome anwächst. Erst da, wo sie anfängt, größer und mächtiger zu werden, baut man ihr künstliche Gestade und Dämme; denn erst da kann die Herrschaft der Kunst dem zu befürchtenden Schaden vorbeugen, ohne die Wohlthat des immerwährenden Zuflusses zu hindern. An höhern Stellen könnte sie leicht ein **Versiegen** bewirken, indem sie eine **Vermehrung** oder **Verschönerung** bezweckte. Auch sind da noch keine Verheerungen von ihr zu besorgen. Die leichten Ergießungen über das kleine Bette lassen der Gegend, die sie treffen, mehres und bessers zurück, als sie ihr nehmen. — Besorgt man aber vielleicht, daß die Nei-

*) Ich nehme das Wort: Neigung in der ausgedehntesten Bedeutung. In dieser paßt es auf körperliche, wie auf geistige Richtungen.

gungen eine unrichtige Richtung nehmen möchten? Sie können nach den verschiednen sie umgebenden Ursachen verschiedne Nebenrichtungen nehmen, ohne deswegen ihrer Hauptrichtung, nämlich jener der Natur, ungetreu zu werden. Die Quelle folgt ja auch immer nur einer Hauptrichtung, — nach stäts niedrigern Gegenden, — sie mag übrigens nach Ost oder nach West fließen. Wird die Natur nur ihrer Quelle, und nicht auch ihrer Neigung — ein bestimmtes Streben mitgegeben haben, das sich bey allen Abwechslungen im Zufälligen — im Wesentlichem immer gleich bleibt? — „Aber die Neigung zeigt doch manchmal auch ein im Wesentlichen widernatürliches Streben." — Das Wasser der Quelle auch. Dieses steigt auch im Springbrunnen in die Höhe. Allein wer macht es seiner Natur ungetreu? — Daß widernatürliche Neigungen gewöhnlicher, als solche Wasser sind, ist keine Folge ihrer geringern Widernatürlichkeit, sondern des größern Geschmacks, den man daran hat, und der geringern Kosten, die man darauf zu wenden braucht. — „Also fände die Neigung des jungen Menschen immer ihre gehörige Hauptrichtung selbst?" — Der Regel nach — Ja! — „Folglich hätte der Erzieher nichts für die Beybehaltung derselben zu thun?" — Unter uns — doch noch sehr viel, nämlich zu wachen, daß nichts dagegen geschehe. — „Wenn nun aber doch einmal von der Natur selbst, oder vom Zufall ein Hinderniß hingeworfen würde, was würde die Neigung alsdann ohne uns thun?" — Was die Quelle thun würde. Sie würde das Hinderniß nach und nach ausspülen, und durchgehen. — Und wenn sie dieses nicht im Stande wäre?" So würde sie es umgehen, und jenseits —

die Richtung wieder fortsetzen, die sie diesseits anfieng. — „Und wenn überall kein Ausweg wäre?“ — So würde sie doch nicht — gegen ihre Natur — ihren Rinnsal wieder rückwärts nehmen, sondern die durch das Hinderniß entstandene Vertiefung ausfüllen, und dann darüber weg ihren Lauf, wie zuvor verfolgen. Aehnliche Hindernisse treten aber in der Erziehung bey ganzer Aufmerksamkeit nur äußerst selten ein. Und wenn sie eintreten, so hilft sich, wie ich eben bemerkte, die Natur der Jugend, wenn man sie nur nicht durch zu viele Hilfe hindert, meist selbst durch. Man lähme also ihre Kraft nur durch keinen widernatürlichen Zwang, und erschwere ihre Arbeit nicht durch eine unüberlegte Geschäfftigkeit! Man reize vielmehr die Selbstkraft durch Sparsamkeit der Hülfe, und erleichtere die Arbeit größtentheils blos durch Wachsamkeit gegen neue nachkommende Hindernisse, die Jugend kann sich selbst schon mehr seyn, als man gewöhnlich glaubt, und als sie sich ist, wenn wir ihr alles seyn wollen. — „Noch eine Einwendung! Die Jugend wird sich auf diese Art zu sehr an Unabhängigkeit gewöhnen.“ — An Unabhängigkeit kann man sich nicht zu sehr gewöhnen, und an Gesetzlosigkeit gewöhnt sich die Jugend dadurch nicht. Sie gewöhnt sich an mehr nicht, als woran sich die Quelle — nicht erst gewöhnt, sondern schon immer gebunden ist, nämlich an das Bestreben, immer ihrer Natur zu folgen. Soll die Jugend dieses nicht?

Wir müßen hier bey einem schon berührtem Punkte noch länger verweilen. Die Jugend zeigt nämlich wirklich manchmal eine Art von Widernatürlichkeit. Sie

zeigt oft eine große Leichtigkeit in der Annehmung widernatürlicher, und eine große Langsamkeit und Beschwerlichkeit in der Annehmung natürlicher Gestalten, manchmal sogar ein Streben nach jenen, und ein Sträuben gegen diese. Und sie zeigt alles dieses oft schon früher, als sie von der Erziehung recht eigentlich ergriffen werden kann. — — Was nun die jugendliche Leichtigkeit, sich auch in widernatürliche Gestalten zu schmiegen, betrifft, so muß man Leichtigkeit überhaupt nicht mit vorzüglicher Leichtigkeit vermengen. Die Jugend nimmt alles, selbst widernatürliche Gestalten leicht, das ist, mit geringerer Mühe, als der Erwachsene, an. Sie nimmt aber ihre natürlichsten Bildungen am leichtesten, das ist, mit geringerer Mühe als die widernatürlichen, an, wenn die übrigen Umstände übrigens beyderseits gleich sind. Wir Erwachsene besitzen freylich, wenn wir der Natur getreu geblieben sind, keine solche Leichtigkeit mehr für widernatürliche Gestalten. Aber wir besitzen für natürliche noch weniger, wenn wir der Natur ungetreu geworden sind. Man lasse sich also durch die so gewöhnliche Verwechslung der Begriffe, und durch die so leicht irreleitende Vergleichung der Zöglinge mit uns nicht mehr täuschen, und man wird die **Leichtigkeit der Jugend für widernatürliche Gestalten** nicht mehr für eine ihr beywohnende **Widernatürlichkeit** halten. Man wird selbst in jenen Fällen, wo den Zöglingen Gestalten beyder Art angebothen, und von ihnen die unrichtigen vor den richtigen gewählt werden, bemerken, daß nicht von ihrer Seite ein Mangel eines natürlichen Geschmackes, sondern von der unsrigen ein Mangel an natürlicher Behandlung den Ausschlag gebe. Wenn wir unsern

Zöglingen widersprechende Gestalten vorhalten, und anbilden, so geschieht es oft, daß die Verfahrungsart, die wir bey den widernatürlichen anwenden, zweckmäßiger ist, als jene des Gegentheils. Wir beobachten dabey tausend — selbst kleine Vorsichtsregeln, die wir sonst vernachläßigen. Oder — wenn wir aufrichtig seyn wollen, verfahren wir so plannäßig, unsern Kindern Gesundheit und Weisheit zu versichern, wie wir es gewöhnlich für Kränklichkeiten, Krankheiten, Albernheiten, Thorheiten und Laster thun? Ich glaube zwar, daß die wenigsten sich hierüber den Plan selbst entwerfen, den sie befolgen, — glaube sogar, daß die wenigsten sich eines Planes dabey bewußt sind. Allein genug! daß dieser Plan nun einmal da ist, und meist befolgt wird. Die Jugend richtet sich nach ihm. Sie fügt sich leichter in die widernatürlichen Gestalten, weil sie ihr die zweckmäßigere Verfahrungsart annehmlicher, als die natürlichen, macht, die ein launenvoller oder wenigst nicht launenfreyer Eigensinn mehr oder weniger entstellt. Ist es also die Jugend, welche das Widernatürliche leicht findet, — oder sind wir es, die dasselbe leicht machen? Findet die Jugend nicht selbst im Widernatürlichen nur dasjenige leicht, was wir darinn natürlich machen?

Auch das Sträuben gegen die Natur, das wir manchmal an der Jugend bemerken, setzt nicht eine Anlage dazu von ihrer Seite, sondern nur Fehler von der unsrigen, aber noch größere voraus. Unsre Zöglinge sträuben sich gegen natürliche Erwerbungen, wenn wir ihnen zuvor schon widernatürliche aufgedrungen und werth gemacht haben, — oder wenn die Art, mit der

wir ihnen natürliche anbiethen, so widernatürlich ist, daß sie lieber das Gute, das sie nicht kennen, entbehren, als das Schlimme, das sie fühlen, leiden wollen. Die Sünde gegen die Natur steht also wieder — nur noch größer, — auf unsrer Rechnung. Wir geben unsern Zöglingen eine Natur aus unsern Fabriken, und klagen dann über den Widerstand, den dieses unverträgliche Ding gegen die später aufgeführte wahre Natur zeigt. Oder wir führen diese willkommne Gespielinn zwar gleich zuerst, aber in einem Gefolge von Geschäfften, Strafen und mit einer Miene auf, worüber die ganze Freundlichkeit der Hauptperson vergessen wird. — Nun! wollen wir unser Machwerk in die Werkstätte der Natur werfen, und es denn unter dem Ausrufe hervorziehen: Seht da! das hat die Natur nicht besser gemacht! Wir wissen uns keines solchen Frevels schuldig? Ich lasse es für die Meisten zu. Aber wir wissen doch, daß die Natur sonst nichts schlecht mache. Greifen wir also aus der Nachbarschaft ihrer Werkstätte etwas ihr Unwürdiges auf, so sollten wir doch immer eher vermuthen, daß es durch irgend einen Zufall und nicht durch sie dahin gekommen sey. Wir sollten also nicht herumgehen, und verkünden, daß wir nun endlich auch von der Natur eine unvollkommne Arbeit gefunden haben. Wie war es denn jemals möglich, zu glauben, daß die Natur sich selbst widersprechen, und durch Widersprüche schänden und vernichten werde. Wo wir einen Widerspruch mit ihr antreffen, da können wir im Voraus überzeugt seyn, daß wir entweder die Begebenheit misverstehen, oder daß irgend ein Mensch unter der Decke stecke, der den Widerspruch verursacht. Die Natur bringt keine Widersprüche, die ihre Wirkungen aufheben wür-

den, sondern nur Contraste hervor, welche dieselben erhöhen. Die Natur reizt zu keinem Gegenkampf, welcher Vernichtung zum Ziel hat, sondern nur zur Gegenwirkung, welche Vollendung hervorbringt. Es ist also nicht die Natur, welche sich selbst entgegenarbeitet, sondern das unächte Machwerk von uns, das wir an ihre Stelle setzten, und nun wieder verdrängen wollen. Wir haben unsre Zöglinge gewöhnlich zuvor schon weichlich, thöricht und bösartig gemacht, ehe wir sie abzuhärten, aufzuklären und zu veredlen anfangen. Widerstehen uns in diesem Falle die Zöglinge, oder widerstehen wir — uns selbst? —

Treffen wir aber selbst gegen die ersten guten Eigenschaften, die wir unsern Zöglingen beybringen wollen, einen Widerstand an, ohne daß wir zuvor schlimme dagegen in Schlachtordnung stellten, so kann man, wie ich schon anmerkte, auch da wieder voraus gewiß seyn, daß sich die Zöglinge nicht gegen das Natürliche der Sachen, die wir anbiethen, sondern gegen das Unnatürliche der Art, mit der wir es thun, sträuben. Wir gehören gar oft unter jene Wohlthäter, welche das Gute, das sie wollen, durch die Art, mit der sie es unternehmen, so sehr verschlimmern, daß man sich fürchtet, ein Gegenstand ihrer Freygebigkeit zu werden, weil man dann immer auch ein Opfer ihrer Launen wird. Ist es alsdann ein Wunder, daß unsre Zöglinge unsern Wohlthaten ausweichen, um den Peinen auszuweichen, ohne welche ihnen jene nicht zu Theil werden? Ist es anders möglich, als daß die Zöglinge gegen das Natürliche stritten, um das Widernatürliche abzuwehren, das in Gesellschaft mit jenem auftritt?

Die Jugend hat und will nichts, als Natur. Sorgen daher wir, daß auch wir nichts anders haben und wollen! Warum fügt sich denn bey jenen ungekünstelten Erziehungen, wo die erhaltne Reinheit der Erwachsenen mit der ursprünglichen der Kleinen soviel möglich übereinstimmt, alles so leicht? Warum findet sich aber gerade da der meiste Widerspruch und Widerstand, wo die meiste Verdorbenheit der Erwachsenen — der Unverdorbenheit der Jugend die meisten Hindernisse legt *) — Was endlich den schon frühen Anfang des jugendlichen Widerstandes betrifft, so haben wir ja schon gehört, daß Nichts früher anfängt, als die Erziehung in ihrer ausgedehntesten, also wahrsten Bedeutung.

Nun werdet ihr aber erst noch mit eurer vertrautesten Freundinn, mit der Erfahrung angezogen kommen. Kennt ihr aber diese Freundinn auch genau? Habt ihr sie recht geprüft, ehe ihr euch derselben hingabt? Seyd ihr versichert, daß sie weder sich, noch euch betrüge? „Das kann sie nicht.“ Man hat sie aber schon

*) Da sich aber nun die Jugend doch einmal auch gegen das Natürliche, wie gegen das Künstliche sträubt, wie kann man jedesmal entscheiden, ob es die Natur, oder die Kunst sey, welcher sie sich widersetzt? — Wenn es einmal so weit gekommen ist; dann stehen die Sachen schon so schlimm, daß es sich nicht mehr frägt: wie viel ist zu gewinnen; sondern, wie wenig ist zu verlieren. — Entscheiden, gegen wen der Widerstand gerichtet sey, könnt ihr aber dadurch, daß ihr das Sträuben der Jugend mit dem eurigem vergleicht. Ist es diesem sehr ähnlich; so ist es ein Sträuben gegen die Natur.

manchmal auf einem Irrthum oder Betrug ertappt. — „Das war alsdann nicht sie, sondern eine Betrügerinn, die sie nachäffte.“ — Also giebt es zwo, eine ächte und eine unächte. Woher wißt ihr, daß ihr mit der ächten spracht? Woher kann man überhaupt jedesmal wissen, mit welcher man in Gesellschaft ist? — Wenn es wen giebt, der für die ächte gutstehen kann, so kann es Niemand zuverläßiger seyn, als ihre Schwester, die **Vernunft**. Man muß also immer zuvor diese fragen, um über jene im Gewißen zu seyn. Nun! So lassen wir die Sprache der Erfahrung von der Vernunft prüfen! Sie wird daran ihre Schwester oder die Täuschung entdecken. — Was spricht denn eure Erfahrung? — „Versuche widerlegten bisher immer die Erwartungen, die man sich nach den vorhin angeführten Behauptungen machen konnte.“ — Welche Versuche? — Die einzelnen im Kleinen, also die, dort und da, absichtlich **unternommenen kunstlosen Erziehungen**, wo man die Zöglinge geflissentlich ohne Unterricht und ohne der sonst gewöhnlichen Behandlung blos im Schooße der Natur aufwachsen ließ, und dann doch nicht selten so widernatürliche Geschöpfe erhielt, als wären sie im Schooße absichtlich verderbender Künste aufgewachsen? — Worinn lag denn aber hier der Fehler? In den zu **Erziehenden** oder in der **Erziehung**? Wollten jene nicht natürlich werden? Oder war diese nicht natürlich genug? — Diese war zu eingeschränkt natürlich — oder wenn man will, zu **uneingeschränkt kunstlos**. Man schränkte ihre Naturgemäßheit blos auf den kleinen Bezirk der **Erziehung des Hofmeisters** ein, und bekümmerte sich also um das ganze große Gebieth der Erziehung der **Umstände** nicht. Man dehnte also die

Kunstlosigkeit so weit aus, daß sie selbst wieder zur Kunst wurde, aber freylich zur widernatürlichen, welche die Natur, um sie nicht zu schnell voranzutreiben, zögernd zurückhielt. Man verwechselte Gleichzeitigkeit, mit Gleichartigkeit, und wich, indem man der Kunst ausweichen wollte, zugleich allem aus, was man einst zur nämlichen Zeit mit der Kunst an einem Orte angetroffen hatte. Man wich also auch der Natur aus, wenn sie das Unglück gehabt hatte, einst in Gesellschaft mit der Kunst gewesen zu seyn. — Vielleicht aber meynt ihr die großen Versuche in ganzen Nationen. Vielleicht beruft ihr euch auf die vielen Naturvölker, unter welchen sich die vorliegende Aufgabe ganz anders auflöste, und noch itzt auflöst, als man nach den hier aufgestellten Grundsätzen zu erwarten berechtigt ist? Welche Völker nennt ihr Naturvölker? Die Irroguesen, Huronen, u. s. f.? — Warum denn nicht die Einwohner der Peljuinseln, und andre dieser Art? Ist Wildheit — Natur? Ist das Ruhen der Wage, — wenn eine Schaale von einem Gewichte niedergedrückt wird, während dem die andere ohne Gegengewicht in der Höhe bleibt, — ein Gleichgewicht? — Folgen wir diesem Bilde! — die leere Wage, welche blos von der gleichen Schwere ihrer Schaalen im Gleichgewicht erhalten wird, stelle die unverdorbene, aber auch unveredelte Natur vor. Nun legt die Wildheit die entwickelte thierische Sinnlichkeit auf eine Schaale, aber auf die andre nichts von einem bessern Bestandtheile des Menschen. Die eine Schaale sinkt, und die Wage ruht. Ist dieses — eine Ruhe der Natur? oder ein erzwungenes Ruhen der Kunst? Ihr seht hier aber keine Kunst. Allein giebt es denn keine andere Künste, als solche, wovon in unsern Lehrbüchern

Meldung geschieht? Müßen denn alle Künste gerade in Europa, und von gelehrten, oder kunstreichen, oder wenigst von solchen Menschen erfunden werden, welche Kleider tragen? Ist das Erfinden eine Zunftsache? Und hat ein Nackter keine Augen, keinen Kopf, und keine Bedürfnisse? Ihr könnt nur aber Künste ohne Kultur niemal nicht begreifen? Aber Künste gegen die Kultur begreift ihr doch? Wir besitzen ja derselben wirklich manche. Wir besitzen Künste, das wieder zu verderben, was unter der Kultur schon hervorwuchs. Sollte es nicht auch Künste geben, das nicht wachsen zu lassen, was unter der Kultur wachsen will? Wer erfand, oder erfindet unsre verderbenden Künste? Unsre Unwissenheit, unsre Irrthümer, unsre Thorheiten, unsre Laster. Wer kann also die hindernden Künste der Menschen ohne Kultur erfinden? Ihre Unwissenheit, ihre Irrthümer, ihre Thorheiten, ihre Laster. Sie haben zwar derselben, besonders von den drey letzten Gattungen, nicht so viele, wie wir. Sie haben aber auch nicht so viele nöthig. Hindern ist leichter als verderben. — Also erstickt auch bey ihnen irgend eine widernatürliche Kunst — die Natur. Auch bey ihnen befindet sich der junge Mensch nicht in der wohlthätigen Freyheit seiner Natur, sondern unter dem pressendem Zwange verschiedner, nur auf andre Art widernatürlicher Künste. Auch bey ihnen werden die Jungen deswegen das nicht, was sie könnten und sollten, weil sie von den Erwachsenen daran gehindert werden. — „Warum sind aber die Erwachsenen das geworden, was sie sind?“ — Weil sie auch wieder von frühern dazu gemacht wurden. — „Und die ersten?“ — Ihre ersten Vorfahren in der Zeit waren auch noch nicht ihre ersten Vorfahren in ihrer

ganzen Verdorbenheit. Unter diese hatte nämlich ein Zufall vielleicht nur ein einziges Samenkorn von Unkraut gebracht. Allein das Kraut selbst, welches daraus aufgeschossen war, versah ihre Nachkommen schon mit mehrern Körnern, und so vervielfältigte sich der Same mit den Gewächsen von einem Zeitalter zum andern. — Aber warum beruft ihr euch denn, wie ich zuvor schon anmerkte, immer nur auf solche ausgeartete Völker? Warum nicht auch auf die bessergearteten, die uns von der nämlichen Geschichte und Erdebeschreibung vorgezeigt werden, mit der ihr so groß thut? — „Weil diese nur ein wohlthätiger Zufall bildete.“ — Ja! aber so, wie die ersten nur ein feindlicher — verdarb. — „Warum soll denn aber blos der Zufall so oft verderben, ehe er ein einzigesmal wohlthut?“ — Weil es ungleich mehrere Arten, zu zerstören, als aufzubauen giebt. Wißt ihr denn nicht einmal, was leichter sey, ein Ziel — zu treffen, oder zu verfehlen? Liegt also das Verderben in der Natur, oder in den Miswürfen des Zufalls? — Seht ihr nun, was euch eure Erfahrung alles vorschwätzt? Warum schweigt sie denn so gerne von allen andern, den Menschen beherrschenden Mächten, und plaudert euch nur immer Schlimmes von seiner Natur vor? Wollt ihr der Verläumderinn noch länger glauben? Sie konnte aber, meynt ihr, bey dem wirklichen täuschenden Anscheine der Sache nicht anders sprechen. Sie spricht aber doch sonst bey ähnlichem Scheine viel richtiger. Nur, wenn sie vom Menschen spricht, ist sie nachläßig, oder unvorsichtig.

Doch! diese Versuche sind noch nicht alle, auf welche sich eure Erfahrung beruft. Sie hat noch unwider-

leglichere im Hinterhalt. Sie hat nämlich bemerkt, daß manche Menschen frey von aller menschlichen Hilfe zur Veredlung, oder Verschlimmerung im Walde unter bloßen Thieren aufwuchsen, aber auch mehr nicht, als Thiere mit einer Art von menschlicher Außenseite, wurden. — „Hier verdarb nun doch, ruft sie also, — keine menschliche Kunst den jungen Menschen? Hier verdarb daher blos seine Natur — sich selbst?“ — Keine menschliche Kunst verdarb hier; also verdarb die menschliche Natur sich selbst. Mit welchem Rechte schließt sich diese Schlußfolge an diesen Vordersatz an? Giebt es zwischen menschlicher Kunst und menschlicher Natur keine Zwischendinge? Muß alles die letzte bewirken, was die erste nicht bewirkt? Wir wollen unsern Gegenstand näher untersuchen. Der Dunstkreis, in welchem der Wachsthum in den zuletzt angeführten Fällen vor sich gieng, war zwar von allen den Gifttheilen gereinigt, mit welchen er sonst fast immer angefeckt ist. Er war aber auch von allen jenen Nahrungstheilen leer, mit welchen er versehen seyn muß, wenn das in ihm befindliche und das für ihn organisirte Leben gedeihen soll. Ist es die Schuld der Pflanze, daß sie, die in der heißen Luft Afrika's miswächst, und abdorrt, in der kalten der Polarkreise gar nicht wächst, sondern in der ersten Regung zum Keim schon erstarrt? Soll sie auch die Nahrung aus sich selbst nehmen, weil sie die Kraft der Verwandlung der Nahrung in ihre Natur — aus sich nimmt? — Nun! Bekam der junge Mensch in den vorliegenden Fällen eine ihm gleichartige Nahrung? Konnte er ohne einer solchen das werden, was er werden sollte? Er war ohne verderblichen menschlichen Einflüssen. Aber er war auch überhaupt ohne allen menschlichen.

Was er nach der Natur der Nahrung, die er bekam, werden konnte, das wurde er. Er bekam für den Leib und die Seele eine thierische Nahrung, und er wurde ein Thier, so wie er unter euch gewöhnlich ein halber Mensch wird, weil er da eine halbmenschliche Nahrung erhält. — Kein Erwachsener verdarb also zwar hier den jungen Menschen. Aber dieser verdarb sich auch nicht selbst. Er hatte hier überhaupt nicht nöthig, verdorben zu werden, um einst verdorben zu seyn. Er war vielmehr, je vollkommner er in der für ihn fremden Gattung, worinn er sich befand, wurde, eben darum desto verdorbner in der seinigen. Er wurde wirklich in dieser fremden sehr vollkommen. Er wurde Thier, so sehr er es werden konnte, und blieb deswegen so wenig Mensch, als er es bleiben konnte. Ist aber dieses Schicksal seiner Entwicklung eine Anklage seiner Natur. Ist sie nicht vielmehr eine Vertheidigung derselben? Es zeigt ja wenigst, daß die Natur stäts ihr möglichstes thue, stäts alle Eigenschaften entwickle, welche sie nach der Lage der äußern Umstände entwickeln kann, also stäts strebe, sich so getreu zu bleiben, als es ihr — ihre äussere Möglichkeit erlaubt.

So hätte euch denn eure Erfahrung auch hier wieder einen ihrer gewöhnlichen Streiche gespielt? Ahndetet ihr denn aber nicht schon daraus etwas Arges, daß sie euch immer Uebels versagte? Wer immer schmäht, muß mitunter verläumden. Gebt euch also doch ja künftig nicht mehr so unbedingt ihrem Vertrauen hin! — Wenigst ihren vertrauten Schlüssen nicht! Hört ihre Erzählungen an, aber die Schlüsse macht selbst! Diese macht aber nicht, wie bisher, nach dem Buchstabe

ihrer Geschichten durch bloßes Zusammzählen und Abziehen, sondern nach dem Geiste derselben durch Hilfe der Vernunft. Ihr werdet alsdann von eurer Erfahrung nicht mehr hintergangen werden, und euch bey der wahren nicht mehr selbst hintergehen.

Es bestättigen also auch die Ereignisse dasjenige, was die Begriffe von der Naturgemäßheit der Jugend erwarten ließen. Sie bestättigen das Streben des jungen Menschen nach der — seiner Natur — gemäßesten Entwicklung und seinen Widerstand gegen widernatürliche Anbildungen, und bestättigen dieses auch da, wo sie es zu widerlegen scheinen, denn sie zeigen, daß er auch in solchen Fällen, wo er das nicht wurde, was er sollte, es nur wegen der Gewalt nicht wurde, die ihn davon abhielt, und daß er dann immer wenigst so viel wurde, als er konnte.

Nun noch eine Frage, die aber eigentlich nicht ganz hieher gehört! — Ist die Natur des Menschen überhaupt von der Art, daß das Streben des jungen Menschen nach ihr wohlthätig ist, also unsre Achtung verdient? — So viel darauf zur Antwort, als Bezug auf unsern Gegenstand hat. —

Diejenige Menschennatur, welche bisher von Menschen fabrizirt wurde, war freylich meist so beschaffen, daß sie nur unser Mitleid oder unsern Spott, wenn nicht gar unsere Verachtung verdiente. Allein diejenige, welche die Natur selbst — in den Menschen hineinlegte, ist, nach den etlichen Seiten zu urtheilen, die wir bisher davon kennen, von ganz anderer Art. Diese zieht uns itzt schon oft allgewaltig zur Liebe und Achtung hin.

Sie erhebt uns sogar manchmal zur Bewunderung. Und wir kennen sie noch nicht ganz.

Vertraut also der Natur des Menschen! Fürchtet von ihr keines der Uebel, die nur von dem ihr bisher unterschobnem Machwerke zu leiden waren! So wenig ihr bisher von ihr wißt, so wißt ihr doch so viel, daß jene diesem ganz unähnlich sey.

Um wirklich zu ihr zu gelangen, achtet schon auf ihre ersten Winke! Sie selbst kann euch am sichersten zu sich selbst leiten. Achtet auf ihre Winke mehr, als auf die Befehle eurer Kunst! — Ob ihr diese eure Kunst vielleicht ganz aufgeben sollt? — Viele, vielleicht die meisten eurer Künste solltet ihr ganz aufgeben, — die noch übrigen — der Natur unterordnen. Wird euch dieses Opfer schwer? Ihr weicht aber dadurch einem schwerern aus. Es ist leichter, — der Natur früh seine Irrthümer und Launen, als diesen später seine Glückseligkeit zu opfern. Es ist leichter, unter natürlichen Zöglingen — aufmerksam auf ihre Natur und nachgiebig gegen die Winke derselben, — als einst unter widernatürlichen Menschen — mehr oder weniger — unglücklich zu seyn.

Siebentes Kapitel.

VI. Drang nach Freyheit. Die Jugend strebt mit einer eigenthümlichen Reinheit und Schnellkraft nach Freyheit.

Mit der zuvor bemerkten Eigenthümlichkeit der Jugend ist eine andere verbunden, ohne welcher jene unvollendet wäre. Die Jugend strebt, wie wir gesehen haben, nach den — ihrer Natur gemäßesten Gestalten. Was wird als Bedingniß — ohne die nicht — erfodert, um diese Gestalten auch wirklich zu erreichen? — Die Abwesenheit aller äußern Hindernisse, welche das Ziel des Strebens der innern Kräfte vereiteln könnten. Das Streben nach Naturgemäßheit setzt also auch ein Streben nach Freyheit voraus.

Ich berühre daher nun den mächtigsten, unzerstörbarsten und heiligsten Trieb des Menschen, — den Trieb, der sich unangetastet, durch die höchsten Wunder äußert, und angegriffen, durch die höchsten Zerstörungen rächt, — der, gepflogen, oder wenigst nur nicht niedergetreten, in Heldenthaten glänzt, aber auch niedergetreten, noch in Empörungen lebt, — der also, mit außerirdischen Kräften ausgerüstet, endlich jeden Feind bezwingen, und, mit Unvertilgbarkeit begabt, von jedem Scheintod auferstehen wird, und so — dem Menschen seine Talente und seine Tugenden, seine Glückseligkeit und seinen Werth, — das ist — seine Menschheit sichert. Freyheit ist das große Wort, bey welchem die Seele jedes bessern Menschen in hohen Gefühlen und Entschlüssen empor brennt, und selbst die Nerve des Stumpfsinnigern in Träumen von Kraft und

Freude

Freude aufthaut, — welches den Helden und Weisen zu Großthaten spornt, und selbst den Sklaven noch, aber freylich oft nur, zu Verbrechen jagt, — welches also jede glücklichere Menschennatur bis in ihre feinsten und allmächtigsten Fasern durchtönt, und selbst einer verwahrlosten manchmal einen ungewohnten Wiederhall abzwingt. Freyheit ist das große Wort, in welchem der Mensch seine Menschheit, und selbst der Halbmensch eine neue höhere Gewalt fühlt, in welchem jener, seine Natur, und dieser eine überirdische Macht ehrt. Freyheit ist das älteste und das neueste, das lauteste und das leiseste, das allgemeinste und das vertrauteste, das verfolgteste und am eifrigsten bewahrte Wort des Menschen, welches mit ihm entstand, und nur wieder mit ihm vergehen kann. Freyheit war die Aufgabe, an welcher die Menschheit in jedem vergangenen Jahrhundert arbeitete, und in jedem künftigen arbeiten wird, bis sie selbe allgemein und vollständig aufgelöst haben wird. In dieser Aufgabe liegen alle übrigen. Ist diese entwickelt, so entwickeln sich die übrigen von selbst. Alles wird klar und gut, wenn sie einmal deutlich und gewiß da liegt.

Wir untersuchen hier die ersten Grundbedingnisse dieser wichtigen Aufgabe, welche mit den Menschen gebohren werden. Wir untersuchen den Freyheitstrieb in seiner Wiege. Wir fragen: Kömmt der Trieb nach Freyheit erst in den Menschen hinein? oder sproßt er schon aus seiner Natur hervor? Und wenn er aus ihm selbst hervorgeht, geht er nur, wie mancher andre Trieb, langsam und sehr leicht unterdrückbar, oder schnell und bald kraftvoll hervor?

Wir müßen hier vor Allem den Begriff von Freyheit näher untersuchen, und wenn es auch nur darum zu thun wäre, denjenigen, die so leicht vor Worten erschrecken, ihren — wahren oder erdichteten — Schrecken zu ersparen.

Die gewöhnlichen Bedeutungen, die man dem Worte: Freyheit zu geben pflegt, enthalten fast immer entweder zu viel, oder zu wenig. Man läßt nämlich dem, was man Uneingeschränktheit nennt, gewöhnlich doch noch solche Einschränkungen, welche die Natur verunstalten, oder man nimmt ihm auch diejenigen, welche dieselbe blos richtig, aber freylich beschränkt gestalten. So erhält dann die Freyheit meist noch Fesseln, oder sie verliert auch ihre Zügel.

Diese beyden Nebenpunkte nun, wovon sich auf einem das zu wenig, und auf dem andern das zu viel befindet, müßen den Mittelpunkt angeben, wo dasjenige anzutreffen ist, was weder dieses noch jenes ist. Freyheit muß also da seyn, wo keine andere Einschränkung des Gebrauches einer Kraft, als die natürliche Beschränktheit, welche schon im Begriffe der Kraft liegt, — aber auch keine Schrankenlosigkeit für irgend einen Misbrauch der Kraft ist. Diese Freyheit kann in doppelter Rücksicht betrachtet werden, — nämlich unbedingt oder bedingt, je nachdem die Kraft blos für sich, oder auch in Beziehung auf andre Kräfte betrachtet wird. Im ersten Falle werden die Schranken nur durch ihre eigne einzige Natur ganz einfach bestimmt. Im zweyten werden sie ein wenig vervielfacht, aber auch nur durch die Naturen der

andern Kräfte, also durch keine Willkühr. Die Freyheit erfodert daher überhaupt die Abwesenheit aller willkührlichen Schranken, ohne deswegen auch die Entfernung der natürlichen zu fodern.

Wenn man also der Jugend einen Drang nach Freyheit beylegt; so legt man ihr keinen Trieb gegen die natürlichen Schranken bey, welche den Gebrauch ihrer Körpers- und Geisteskräfte nothwendig begränzen, sondern nur einen Trieb gegen die willkührlichen, welche diesen Gebrauch eigensinnig begränzen wollen, — also — kein natürliches Streben nach Zügellosigkeit, sondern nur ein natürliches Streben — gegen Gebundenheit, — nicht den Muthwillen; jeden Zügel abwerfen, sondern nur die Kraft, jede Fessel zerbrechen zu wollen.

Ein Drang nach Freyheit in diesem Sinne nun liegt schon in der Natur des jungen Menschen. Es geht dem jungen Menschen, wie jedem jungen Wesen. Unbekannt mit den willkührlichen Richtungen, welche den Kräften von Künsten oder Zufällen gegeben werden, und unverwöhnt durch eigensinnige Fertigkeiten, welche aus jenen Richtungen entstehen, — kennt er nur die ursprüngliche Hauptrichtung seiner Natur, und ist nur an die Fähigkeit jeder Fertigkeit — gewöhnt. Das Eindringen fremder Richtungen und Fertigkeiten lernt er nur aus dem Widerstand kennen, den sie seinen schon vorhandenen eigenthümlichen Bestrebungen abzwingen. Er fühlt da, wo diese fremde Einwirkungen nicht mit den einheimischen Plänen seiner Natur übereinstimmen, nur die Störung und widersetzt sich, da er noch

nicht gewohnt ist, andern Mächten zu gehorchen, als der Natur oder der Nothwendigkeit. Auf diese Art sucht er jeder willkührlichen Richtung auszuweichen, indem er nur seiner natürlichen zu folgen sucht. Er sträubt sich gegen das Aufdringen jeder zu beschränkten Fertigkeit, indem er sich die unbeschränkte Fähigkeit zu allen Fertigkeiten zu erhalten sucht. Er will auf dem Wege der Freyheit bleiben, weil er auf dem Wege der Natur bleiben will.

Will man aber den Begriffen allein wieder nicht vertrauen, sondern auch die Erfahrung zu Rathe ziehen? Nun! Es kündigt sich vielleicht keine Eigenthümlichkeit der Jugend früher, deutlicher uud schöner an, als gerade ihr Drang nach Freyheit, und es gehört unsre ganze gewöhnlich unbegreifliche Taubheit und Verschrobenheit dazu, die Ankündigung nicht zu vernehmen, oder nicht richtig zu verstehen, oder wenigstens nicht liebenswürdig zu finden. Vom ersten Jammerlaut des Kindes, welches wir in Windeln pressen, und von dem ersten Hervorzwingen seines Aermchens aus diesen Fesseln unsrer unsinnigen Sorgfalt — bis zum planmäßigen Wort- und That-Widerstand des Jünglings, den wir endlich zu einem durchgedachten und standhaften Trotz nöthigen, — wie viele Wiederholungen des ersten Aufrufs des jungen Menschen an uns! — Was sagt jede seiner Thränen, wenn wir ihn vom Herumstreifen seines Körpers und Geistes auf dem ihnen angewiesenen Gebiethe abhalten, und auf Einem Platze zu bleiben zwingen? — Was sagt uns jede seiner großen Freuden, die er im ungestörten Genusse seiner kleinen Kräfte findet? Was sagt uns sein Geschrey, wenn wir ihn aus

seinem Gebiethe ganz wegnehmen, und ihn in das unsrige zu versetzen Miene machen, — und seine Anstrengung gegen unsre Bemühungen, wenn wir den Vorsatz wirklich ausführen? Was sagt uns sein Bestreben, den ausgeführten Vorsatz alsdann wenigst in seinen erwarteten Folgen zu vereiteln? Und was sein Entzücken, wenn wir die Drohung nicht wahr, oder die wahrgemachte wieder gut machen, und ihn in seiner Heimath zurückgeben? Was sagt uns das Gedeihen, und das Gefühl seines ganzen körperlichen und geistigen Lebens, das wir im Besitze seiner natürlichen Freyheit an ihm bemerken, und was das Abnehmen und Verschwinden desselben, das sich mit dem Abnehmen und Verschwinden dieser Freyheit in geradem Verhältnisse zeigt? Könnte uns die Natur das erste und größte Bedürfniß der Jugend deutlicher und nachdrücklicher offenbaren? — Und wir verstehen sie doch nicht. Wir wollen sie nicht verstehen. Wir klagen über die Unlenksamkeit der Jugend. Soll sie sich unsre Fesseln gefallen lassen. Sie ist leicht zu lenken. Man muß nur nichts anders, als Zügel dazu gebrauchen. Diese passen ihrer Natur. Sie leiten dieselbe, ohne sie zu quälen. Die Fesseln quälen sie, ohne sie zu leiten.

Doch! Ihr glaubt an das ursprüngliche Daseyn eines Freyheitstriebes in der Jugend. Allein ihr könnt euch nur nicht überwinden, diesem gefährlichen Triebe zu vertrauen. — Warum nennt ihr aber diesen Trieb gefährlich? Weil er zu Gefahren verleiten kann? Kann dieses nicht jeder andre Trieb auch? Ist also jeder Trieb gefährlich? Ist also der ganze Mensch gefährlich? Ist es also die ganze Natur? — Und

die Kunst? Ist diese besser? Muß man also Allem unter der Sonne mistrauen? — „Aber der Freyheitstrieb ist besonders gefährlich. Dieser Trieb treibt die Jugend an die steilsten Abgründe. Macht er ihr nicht meist unsre ganze Leitung verdächtig und lästig? Macht er nicht, daß uns unsre Zöglinge meist — als ihre Gefangenwächter hassen und fliehen? — Ja! Aber warum? — weil wir sie auch meist als Gefangene behandeln. Behandeln wir als sie freye Menschen, aber als Fremdlinge, welche — Begleiter nöthig haben, so werden sie unsre Gesellschaft mit Vergnügen annehmen, und unsre Gegenwart eben so sehr, als itzt unsre Abwesenheit wünschen. Welches Verbrechen haben sie denn begangen, daß wir sie, wie Gefangene, behandeln? Ist ihre Fremdheit ein Verbrechen? Dann hätten wir sie gar nicht ankommen machen sollen. Oder ist es ihre Unbekanntschaft mit unsern Sitten und Gebräuchen? Vor der Hand doch gewiß nicht. Und damit sie es nicht einst werde, wenn sich diese Fremdlinge unter uns niederlassen, dazu giebt es wahrlich andere Mittel, als Gefangenschaft. — Doch! Ihr sperrt sie nicht aus Strafe, sondern aus Vorsicht ein. Aus Vorsicht? Also vermuthlich deswegen, damit sie weder das, was ihr — thut, noch das, was sie thun können, und sollen, inne werden, — damit ihr also immer fortfahren könnt, zu thun, was ihr bisher gethan habt, und damit sie nie anfangen, das selbst zu thun, was sie selbst im Stande, und schuldig sind, — damit also ihr ihnen immer nothwendig bleibt, und sie euch immer angehören, — folglich ihr immer über ihr ganzes körperliches und geistiges Vermögen nach Belieben walten könnt? — Thue ich euch aber vielleicht unrecht?

Habt ihr ein anders Ziel? — „Ja! nämlich durch Entziehung der Freyheit den Schaden zu verhüten, auf welchen die Natur im Besitze der Freyheit immer hinarbeitet.“ — Ist es schon wieder die Natur, die ihr fürchtet? Man sollte, wenn man euch hört, denken, daß die Natur, die uns alles Nöthige giebt, gerade diejenige Macht sey, die uns alles nehmen will. Woher erhalten wir denn aber Etwas Brauchbares, wenn wir von der Natur nichts annehmen dürfen? Von eurer Kunst? Wessen Kind ist diese? Die sorgfältiger gepflogne Tochter der Natur. Könnt ihr der Tochter so unbedingt vertrauen, wenn ihr es der Mutter — gar nicht könnt? Wird jene nicht — mehr oder weniger — in die für uns, in euren Augen, so feindlichen Geheimnisse der Mutter auch eingeweiht seyn? — Oder ist sie die Tochter eurer Willkühr? Dann ist sie aber ganz gewiß unzuverläßig. Unbeständigkeit ist ein bekannter Erbfehler dieser Familie. Und — was würden uns die Geschenke der Willkühr auch dann noch nützen, wenn sie sogar beständig wären, da sie stäts unzureichend sind. Wir werden uns daher schon entschließen müßen, von der Natur anzunehmen, oder freywillig Mangel zu leiden, — werden uns entschließen müßen, sie geben zu lassen, um annehmen zu können, — werden uns endlich entschließen müßen, ihr die nöthige Freyheit nicht zu entziehen, in welcher allein — sie geben kann. — „Die Zöglinge sollen aber wenigst von der Natur nicht alles annehmen. Sie bedürfen also immer noch einer Bewachung.“ — Wenn ihr unter diesem gemäßigterm Ausdruck nicht mehr die Aufsicht eines Sbirren, sondern nur eines Begleiters versteht, so ist euch ja eure Foderung vorhin schon zugestanden wor-

den. Nur der Grund, aus dem ihr sie hier wiederholt, kann euch nicht zugestanden werden. Die Zöglinge bedürfen nicht wegen der Natur, sondern wegen uns, und wegen sich — einer Aufsicht. Die Natur reicht ihnen nie etwas unnützes, oder schädliches dar. Aber die Zöglinge würden manchmal dasjenige, was sie ihnen darreicht, nicht, oder wenigst nicht ganz annehmen, und wir reichen ihnen gar vieles dar, was sie nicht, oder wenigst nicht ganz annehmen können oder sollen. Bedarf also ihre Freyheit einiger Schranken, so bedarf sie ihrer gegen jenen Gegenden hin, wo sie an ihre Unerfahrenheit, oder an unsre Freygebigkeit angränzt. Dieses ist aber eigentlich keine Beschränkung, sondern eine Befestigung der Freyheit. Die Freyheit wird dadurch nicht in ihren einheimischen Versuchen gehemmt, sondern gegen feindliche geschützt. Wollte man ihr aber auch noch auf ihren Gränzen gegen die Natur — Schranken setzen, dann würde man sie willkührlich einschränken; denn von dieser Gegend her würden keine feindlichen Unternehmungen abgewehrt, sondern einheimische unterdrückt. — „Ist uns denn aber nicht selbst die Natur oft bey unsern Bemühungen entgegen?“ — Oft sind wir es uns nur selbst, oft aber ist es uns auch die Natur, aber allzeit nur, wenn wir es ihr sind. Wir lassen uns nur zu oft — mit und ohne unserm Wissen in eine Verschwörung gegen sie ein, und nennen dann den Widerstand, zu dem wir sie zwingen, eine Verschwörung gegen uns. Soll sie sich nicht vertheidigen, wenn wir sie angreifen? Soll sich ihr Leben — unsre Krankheiten, — ihre Kraft unsre Gebrechen, — ihre Reinheit unsre Flecken gefallen lassen? Dringen wir ihr nicht unzähligmal unsre zahllosen Uebel auf? Thun wir es

nicht, weil wir es nicht wissen, oder nicht wollen? Vergessen wir denn schon wieder, daß wir bisher fast immer mit tausend unbekannten Werkzeugen arbeiteten, und so — unzähligemal eine Wirkung als hergezaubert anstaunten, die wir selbst — hergesetzt hatten?

Am meisten wird man sich aber auf die Unerfahrenheit der Jugend zu Gute thun. „Diese, wird man einzuwenden fortfahren, — fodert ja eine ungemein genaue Beschränkung der Freyheit.“ — Ja! Sie fodert selbe. Aber warum? Weil das Meiste, was dieser Unerfahrenheit begegnet, von uns ist, und nichts taugt. Beschränken wir uns mehr, so haben wir nicht nöthig, unsre Zöglinge so sehr zu beschränken. Die Natur macht diese Beschränkung nicht nöthig. — „Aber auch die Natur ist ihnen noch wenig bekannt. Die Jugend kann also auch bey ihr oft in Gefahren gerathen.“ — Nicht oft. Und dann seyd ja ihr da, um auf einige Augenblicke einige wohlthätige Schranken *) hinzustellen,

*) Ich möchte lieber Warnungen, als Schranken, — sagen. Jene — zeigen die Einschränkung blos an, welche von Natur schon da ist. Diese scheinen jedesmal, wenigst zum Theil, eine willkührliche Einschränkung erst herzusetzen. Ueberdieß kündigen sich jene von selbst gleich nur als so lange bleibend an, als sie die Unerfahrenheit nothwendig macht, indeß die Dauer von diesen nicht berechnet werden kann, weil die Launen der Willkühr nicht zu berechnen sind. Endlich zeigt sich von jenen auch keine so große Anzahl von Gefährten und Gefährtinnen, welche in ähnlichen Fällen wiederzukehren drohen, denn das Ge-

und der Unerfahrenheit durch Erfahrenheit zu Hilfe zu kommen. Untersucht aber diese genau, ehe ihr jener damit beystehen wollt. Eure Erfahrung ist im Gebiethe der Natur nicht so ausgebreitet, als im Gebiethe der Willkühr. Sie könnte also leicht beschämt, und nach ihrer Gewohnheit, zur Befriedigung ihrer Eitelkeit gereizt werden, die Beschämung über kleinere Fehler durch größere zu rächen. Ueberhaupt haltet die Unerfahrenheit der Jugend nicht immer für gar so groß, als ihr gewöhnlich zu thun pflegt! Ihr macht sie dadurch erst so groß. Eure Zöglinge erfahren sehr viel, wovon ihr nichts wißt, oder wollt. Sie erfahren davon mehr, als von dem was ihr sie absichtlich erfahren lasset. Und wovon sie noch keine Erfahrung haben, darüber haben sie eine Art von Instinkt, der zwar sie noch nicht im Gebrauche ihrer Freyheit, aber euch in der Beschränkung derselben leiten kann. Er sagt nämlich zwar ihnen noch nicht, was sie zu thun oder zu meiden haben; aber er sagt euch, was ihr zu thun, oder zu meiden habet, damit auch sie einst thun, oder meiden, was sie sollen. Vergeßt nie, daß ihr keine Marionetten, sondern angehende Men-

folge der Nothwendigkeit ist ungleich kleiner, als das Gefolge des Eigensinns. Die Jugend unterwirft sich also viel lieber dem Rath der Klugheit, als der Herrschaft der Willkühr. Nur muß jene nicht, was freylich, leider! sehr oft geschieht, die Larve von dieser vor das Gesicht nehmen. — „Wenn aber die Jugend noch zu jung ist, um den Rath der Klugheit zu verstehen?“ — So entlehne die Willkühr — die Masque der Nothwendigkeit! Vor dieser hat die ganze Jugend — Respekt.

schen zu behandeln habt, die niemals blos gezogen werden, sondern immer wenigst auch mithandeln sollen, — und wollen.

Könnt ihr euch noch nicht entschließen, der Freyheit zu vertrauen, nach welcher die Jugend strebt? — Nun! so holt euch hier wieder — von den Ereignissen den Muth, den ihr von den Begriffen allein nicht erhalten könnt! fragt auch hier wieder die Begebenheiten um Rath! — Besteht der junge Mensch nicht tausend Abendteuer im Genusse seiner Freyheit, welchen der ältere — bey seiner Eingeschränktheit, und Behutsamkeit unterliegt? Werden nicht Mehrere von jenen jungen Leuten vertilgt, oder verdorben, den wir ihre Freyheit rauben, als von jenen, welchen wir sie — wenigst großentheils lassen? Welches Griechenland und Rom besaß, gesündere, glücklichere und bessere junge Bürger, das alte freye, oder das neuere knechtische? Ist der Jugend also ihre Freyheit so gefährlich, als unsre Einschränkung? Und wenn das Lehrgeld, das sie ihr manchmal abnimmt, und das uns immer so bedenklich scheint, auch manchmal ein wenig bedeutend ist, ersetzt die Lehre, die sie dafür erhält, nicht fast immer die Kosten sehr reichlich? Sie besitzt dann doch Etwas für ihre Bezahlung, da sie im Gegentheil, wo man sie enge hält, meist nur einen Mangel, und diesen theurer, bezahlt. Beruhigt euch aber alles dieses noch nicht, so bedenkt doch, ob irgend ein Schaden, den sie in ihrer Freyheit vielleicht nehmen kann, größer sey, als derjenige, den sie in unsrer willkührlichen Einschränkung gewiß nehmen muß, nämlich, alles Nutzens beraubt zu blei-

ben, der ihr im Genusse der Freyheit zu Theil wird.

„Wenn aber nur die Freyheit nicht so leicht in Zügellosigkeit ausartete!“ — Dieses geschieht nur auf dem üppigen Boden der Kunst. Auf dem fruchtbarem, aber nicht schwelgendem der Natur ereignet sich dieses nicht so leicht, oder wenigst nicht so schnell, daß man nicht noch vorbeugen kann. Was soll die Jugend bewegen, auch ihre Zügel abzuwerfen? Der Mangel an Kenntniß des Zweckes, zu welchem sie dienen? — Lasset es sie nur ein paarmal fühlen, wie leicht sie sich ohne Zügel verirre! — Oder die Menge ihrer Begierden? — Welcher? der natürlichen, oder der widernatürlichen? — Die ersten werden sie nie über die Natur hinausleiten, und die zwoten werden nie in ihr entstehen, wenn ihr sie nicht entstehen lasset oder machet. Itzt schweifen unsre Zöglinge freylich gerne aus. Sie kommen aber immer auch gerade aus ihren Resigten los. Kann es da anders gehen? Muß sich die zurückgehaltene Kraft ihrer angehäuften Last nicht mit Ungestüm entledigen, da es nur selten geschieht, und immer schnell geschehen muß? Muß nicht am Grade des Genusses ersetzt werden, was an der Ausdehnung mangelt? Es ist ja ein allgemeines Gesetz der Natur, daß das gestörte Gleichgewicht nur durch eine entgegengesetzte Verletzung desselben zur Ruhe übergehen kann. — „Aber auch jene Zöglinge schweifen aus, die man nicht einschränkt, sondern ungestört ihren Neigungen überläßt.“ — Wenn ihr sie nur ihren Neigungen überlasset; so werden sie wenig oder nicht ausschweifen. Ihr übergebt sie aber meist euern Neigungen, und diese

reißen sie dann nach dem Tummelplatz der Lüste fort. Ihr haltet euch ja fast nie an die Mitte. Eure Zöglinge müßen euch immer entweder ihre jugendliche Freyheit ausliefern, oder von euch eure männliche annehmen. Muß nicht das Eine, wie das Andere ein Uebergewicht verursachen. Ihr legt also euern Zöglingen zwar oft keine willkührlichen Bande an, deren Druck sie zur Rache reizt. Aber ihr läuft dann meist vor ihren Augen zahllosen Lüsten nach, deren Genuß sie zur Nachahmung spornt. — Was wollt ihr? Sollen sie euch nicht folgen? Ihr predigt ihnen ja selbst immer Gehorsam. Verlangt ihr nur gegen eure Worte Gehorsam? Nehmt ihnen ihre Augen, damit sie die Befehle eurer Handlungen nicht vernehmen. Ihr macht es aber oft noch schlimmer. Ihr zieht euch eure Zöglinge mit Gewalt nach. Sollen sie widerstehen? Sie thun es meist — mehr oder weniger. Allein ihr seyd ja hartnäckiger und schlauer als sie." — Sie gehen aber alsdann meist noch weiter, als sie getrieben wurden." Es liegt ja in der Natur dieses Wettrennens, jedesmal so weit zu gehen, als es einem beliebt. Ein bestimmtes Ziel ist hier nicht vorhanden. Man nimmt daher immer nur so etwas, das wie ein Ziel aussieht, zur Hand, und läuft damit nach Gefallen herum. Freylich ihr habt euch dort und da einige eingebildete Schranken gesetzt, innerhalb welchen ihr, so lange die Jagd nicht zu heftig wird, zu bleiben pflegt, um den Ruf eurer Weisheit bey dem gehörigen Geruche zu erhalten. Sollen denn aber eure Zöglinge diese papierenen Umzäunungen auch achten? Was liegt ihnen an Meynungen und Reden? Sie wollen Sachen, und folgen dem Scheine derselben, wo sie keine Sachen selbst erhaschen können.

Wenn sie also auch gar kein neuer Stoß mehr weiter treibt, so wirkt der erste, den ihr ihnen beybrachtet, nach den Gesetzen der Bewegung noch so lange fort, bis er durch einen wirklichen und nicht blos eingebildeten Widerstand aufgehoben wird. Eure Zöglinge können nicht, wie ihr, auf Einmal von der Eile zur Ruhe übergehen. Sie sind auch da, wo sie von der Natur abweichen, derselben noch so getreu, als möglich.

Wenn man daher nur die Jugend nicht zur Zügellosigkeit unmittelbar oder mittelbar zwingt, so wird man sie fast immer innerhalb den Gränzen ihrer bloßen Freyheit antreffen. Die wenigen Versuche, die man sie zur Ueberschreitung derselben machen sehen wird, werden so selten oder schwach seyn, daß sie beynahe in keine Berechnung gebracht zu werden verdienen, und immer leicht vereitelt werden können. Wir müßen uns aber hüten, ihre Versuche gegen unsre Einschränkungen — für Versuche gegen die Schranken ihrer Freyheit zu halten. Unsre Willkühr greifen sie heftig und schlau an. Gegen ihre Freyheit unternehmen sie nie etwas erhebliches. Wir sehen dieses meist — selbst in unsern, mehr oder weniger verdorbnen Zöglingen. Wann machen selbst diese die meisten und größten Versuche zur Zügellosigkeit? Wenn wir sie am engsten halten. Wann die wenigsten und kleinsten? Wenn wir unsre Leitzeuge mehr nachlassen. Wann toben diese am unbändigsten herum? Wenn sie eben aus unsern Banden loskommen. Wann nur lärmend, aber nicht unsinnig? Wenn sie unsre Willkühr schon lange nicht mehr fühlten. Wir selbst verleiten sie zur Zügellosigkeit. Sie für sich — sind nur zur Freyheit ge-

neigt. Sie wollen nur keine willkührlichen Schranken leiden. Die natürlichen dulden sie gerne. Sie setzen sich ja diese oft freywillig selbst, wenn sie einmal sich überlassen, und vorher nicht schon sehr verdorben sind. Sie lassen sich selbe wenigst sehr gerne setzen *), wenn man ihnen nur zu zeigen versteht, daß die zuvor für willkührlich gehaltnen Schranken keine andere, als natürliche sind. Ihre Spiele, und die wenigen naturgemäßen Erziehungen, die wir bisher hatten, sind Beweise davon. — Wollt ihr aber auch dagegen noch einwenden: „Die Zöglinge lieben diese Schranken nur deswegen, weil sie selbe selbst setzen, als auch selbst wieder wegnehmen können, wenn sich die Umstände ändern.“ — Gehören denn aber für den Menschen andre Schranken, als

*) Dieses erstreckt sich so weit, daß es vielleicht die größte Strafe ist, mit welcher man ihnen drohen kann, wenn man Miene macht, sie künftig ihrer eigenen Leitung ganz allein zu überlassen. „Ja! Aber nur, weil die Nachtheile einer solchen unbeschränkten Leitung fürchten.“ — Also die Nothwendigkeit einer beschränkten fühlen.— „Man hat aber eine solche verstellte Drohung auch schon sehr oft ohne der erwarteten Wirkung angewandt.“ — Die Wirkung einer Komödie hängt von dem Publikum und von den Schauspielern ab. Beyde müßen zusammpassen. Nun ist es aber bekannt, daß dieses nirgends seltner geschieht, als in den Stücken, die wir unsern Zöglingen geben. Hier sind entweder diese noch nicht für das empfänglich, was wir übrigens sehr richtig vorstellen, oder wir stellen das sehr unrichtig vor, für was jene — empfänglich sind. Das Letzte ereignet sich am gewöhnlichsten. Wir spielen unsre Rollen selten nachläßiger, als wenn wir sie vor der Jugend spielen.

solche, (jene der Nothwendigkeit ausgenommen)? — Wenn sie sie einmal wegnehmen, so setzen sie sich schon wieder neue passendere. Sie verlangen nie, ohne allen Schranken zu seyn, außer man hat sie durch zu viele — gegen alle mistrauisch gemacht. Seht also doch ja die Spiele der Jugend, und wenigen naturgemäßen Erziehungen, die es bisher gab, mit Aufmerksamkeit durch! Ihr werdet endlich zu einem reinern Glaube an die junge Menschennatur gelangen. Ihr werdet da endlich einmal die Wirkungen der Jugend sehen, wo ihr bisher fast immer nur ihre Gegenwirkungen saht. Ihr werdet sie für natürliche Schranken geneigt finden, da ihr sie bisher immer nur den willkührlichen abgeneigt fandet. „Wir werden aber nur Ausnähme finden.“ Ja! Allein von Seiten der Erzieher, nicht der zu Erziehenden. Jene machten bisher manchmal Ausnähme im Vorangehen, diese nicht im Nachfolgen.

Hierinn kommen also die jungen Menschen mit den erwachsenen überein, daß unter beyden die Sklaven am meisten zur Zügellosigkeit geneigt, und die zügellosesten am wenigsten des Besitzes einer wahren Freyheit fähig sind. Aber auch nur hierin, nämlich in der Entfernung von der Sache, kommen sie überein. In der Sache selbst unterscheiden sie sich sehr. Das nach Freyheit strebende Gefühl der Jugend zeigt eine Reinheit im Innern, und eine Schnellkraft nach Außen, die man am höhern Alter nirgends mehr, wenigst nicht mehr so groß, findet. Welcher Zeitraum des Lebens kann noch die Zartheit in der Empfindung, und die verhältnißmäßige Größe im Widerstande aufweisen, welche der erste aufweist? In welchem werden

auch

auch die feinsten Bande so leicht gefühlt, und manche starke so leicht zerbrochen? Man kennt die vielen kleinern verunglückenden Versuche der Erwachsenen, ihren jungen Untergebnen die Bande, die sie ihnen umlegen, zu verbergen — und die vielen kleinern glücklichen Versuche der Jungen, diese oft sehr gewaltigen Bande, die ihnen oft mit aller Sorgfalt umgelegt werden, zu zerreißen. Man kennt überdieß auch das Schicksal der größern Kämpfe der Willkühr mit der Freyheit. Man weis, was uns die Geschichte aller Familien und aller Zeiten darüber sagt. Wir wollen die erste, die jeder selbst in seinem Kreise finden kann, übergehen, und nur bey einigen Nachrichten der zwoten verweilen. Wer fühlte von jeher feueriger, und wer focht von jeher angestrengter und glücklicher für die Freyheit, als der junge Mensch? Wer theilte seine Empfindung, und wer maß seine Kräfte, wenn es Freyheit galt, gewöhnlicher weniger, als der junge Mensch? Welche Anbether lagen von jeher am eifrigsten vor den Altären der Freyheit, und welche Kämpfer standen am zahlreichsten und muthigsten in den Reihen ihrer Heere? Koriolan war noch sehr jung, als er seinen ersten Feldzug gegen den vertriebnen Torquin that, und in der Schlacht im Angesicht des Diktators einem Römer das Leben rettete, welchen ein feindlicher Soldat schon niedergeworfen hatte. — Marcus Cato trat noch jung oft vor das kleine Landgütchen des Manius Curius hin, um seine Seele durch Gedanken an den großen Mann zu begeistern, der die furchtbarsten Feinde überwunden, den König Pyrrhus aus Italien vertrieben, und nach drey gehaltenen Triumphen seine kleinen Aecker selbst gebaut, und seine kleine Hütte selbst be-

wohnt, und an seinem kleinen Heerd, wo er eben Rüben kochte, das Geld der Samniter ausgeschlagen hatte. — Cato der jüngere, besuchte als Knabe mit seinem Hofmeister den Sylla. Man trug die Köpfe verschiedner angesehener Männer aus Syllas Haus. „Warum bringt dann Niemand diesen Mann um?“ fragte Cato seinen Hofmeister. Weil sie ihn noch mehr fürchten, als hassen, antwortete der Hofmeister. — „Warum, fuhr Cato fort, hast du mir kein Schwert gegeben, daß ich ihn umbringen, und mein Vaterland von der Sklaverey befreyen könne?“ — Cato glühte, als er dieses sagte. — Phocion begleitete in seiner Jugend den Chabrias auf seinen Feldzügen, und lernte von ihm Erfahrung und Kriegswissenschaft, theilte aber, da dieser oft zauderte, oder zu tollkühn war, von seiner Wärme und von seiner Klugheit mit. — In dem gegenwärtigen Krieg mit Frankreich wurde ein französischer Posten von den Oesterreichern überrumpelt. Ein Tambour lief zu seiner Trommel, und schlug den Generalmarsch. Ein Hulane sprang herzu, und hieb ihm die rechte Hand ab. Der junge Mensch fuhr ohne einer Miene von Schmerzen fort, mit seiner Linken zu schlagen. Der Hulane hieb ihn endlich ganz nieder. — Als die Kommissarien der National-Convention das Spital zu St. Menehould visitirten, fragten sie einen jungen Volontär, Namens Dubois, wo er verwundet sey. „Ich habe einen Arm verlohren, antwortete der junge Held, aber ich habe noch einen, um dem Vaterland zu dienen. — Einem jungen Trompeter von der National-Cavallerie, David mit Namen, wurde das Pferd unter dem Leib erschossen. Er windet sich aus den Steigbügeln, haut mit seinem Säbel das Leder durch, welches

den Mantel fest hält, stürzt auf seine Pistolen, mit welchen er zween Schweitzer, die auf ihn loskamen, tödtet, und bläst, ohne irre zu werden, zum Feuern. — „Dergleichen Handlungen trifft man aber auch am erwachsenen Menschen, und nicht nur am jungen an," sagst du? — Ja! wenn sich der junge dazu fähig gemacht hat. Sonst aber nicht. Und an welchen trifft man sie gewöhnlicher an? An welchen muß man sich überhaupt meist wenden, wenn man eine ungewöhnliche Reinheit und Schnellkraft nöthig hat. Man weis, was *Mucius Scaevola* that. Es giengen noch einige hundert junge Römer im Lager des Pyrrhus herum, welche auf eine ähnliche That lauerten.

Diese Reinheit und Schnellkraft des jugendlichen Freyheitsgefühls ist sehr begreiflich. Wo das Leben am reinsten und vollsten quillt, da kann auch die Wirkung desselben, das Gefühl der Freyheit nicht anders quellen. Leben und Freyheit sind der Natur gleichbedeutende Ausdrücke, wie Tod und Sklaverey. Wo also noch keine künstliche Ohnmacht den klaren Rinnsal der Kraft trübt, wo noch kein willkührlicher Damm ihren lebvollen Lauf hemmt, da entstellt auch noch kein Flecken die Reinheit ihres Bewußtseyns, da erschreckt noch kein Hinderniß das Gefühl ihrer Allgewalt. Ungetrübt und ungeschwächt durch verderbende Künste fühlt sie jede leise Beschränkung der Willkühr, und wagt sich an jeden noch so drohenden Angriff derselben.

Tief in der Wesenheit des Menschen liegt also sein Trieb nach Freyheit, von der Natur selbst hineingelegt, — und früh mit dem ersten Gefühl sei-

nes Daseyns wacht er auf, und gewinnt bald eine nachdrückliche Stärke, geweckt und gestärkt von jeder freundlichen, und selbst von mancher feindlichen Berührung der — ihn umgebenden Dingen. Er ist innigst in alle Fasern des Lebens verschlungen. Er ist also mit diesen zugleich da, und regt sich, sobald sich diese zu regen anfangen. Seine Zartheit macht ihn jeden leisen Eindruck fühlen, und seine Verflechtung mit bloßer Kraft und bloßen Leben — jeden auch starken Angriff bekämpfen. Man berührt das innerste, und man greift das ganze Daseyn des jungen Menschen an, wenn man seinen Trieb nach Freyheit berührt, oder angreift.

Wir sehen und ehren an der jungen Pflanze die Anstalt der Natur, durch welche sich der Keim frey und kraftvoll in ein schönes, und segenvolles Daseyn zu erweitern strebt. Wir bedauern den Sprossen, der von einem herüberhangenden Hinderniß beherrscht, sich nur mühsam an dem feindlichen Wesen hinankrümmt, und ein halbes Leben ohne Frucht erschleicht, — und wir nehmen, wenn es in unsrer Macht steht, den störenden Druck weg.

Warum sehen und ehren wir an dem jungen Menschen die nämliche Anstalt der Natur nicht eben so? Wird die Natur für ihren Liebling — geringere Anstalten getroffen haben, als für ihre — weniger ausgezeichneten Angehörigen? Und wird sie uns hier durch die nämliche Anstalt in Gefahren führen, oder wenigst vor Gefahren warnen wollen, durch welche sie uns sonst überall zum Segen führt — oder wenigst

zum Segen winkt? — Allein wir fürchten nun einmal im Menschen den wohlthätigen Trieb nach Freyheit — den wir in andern Wesen nicht fürchten, und deswegen ehren, und sahen wir ihn sogar oft nicht in ihm. — Vergessen wir doch aber ja nicht, daß wir bisher gewöhnlich nicht ihn, sondern nur den von uns erzeugten, und ihn nachäffenden Trieb nach Zügellosigkeit, oder zwar ihn selbst, aber auch ihn durch unsre Schuld nur mit dem Zerstören, und nicht mit dem Aufbauen beschäftigt, antrafen. Was gab dem griechischen Isthmus seinen mythologischen Schrecken, — der Wachsthumstrieb seiner Fichten, — oder der Fichtenbeuger Sinis? —

Zwote Abtheilung.

Allgemeine abgeleitete Gesetze für jede Periode der Jugend.

Achtes Kapitel.

Ableitung der Verschiedenheiten der jugendlichen Grundeigenschaften in den verschiedenen Perioden der Jugend — aus der Vergleichung dieser Eigenschaften mit diesen Perioden.

Die bisher untersuchten Grundeigenschaften der Jugend machen die innern und äußern Uranlagen aus, welche die menschlichen Kräfte zu ihrer Entwicklung vor allem nothwendig mitbringen müßen. Sie sind dem jungen menschenartigen Wesen die ersten allgemeinen Bedingnisse zu seinem wirklichen Menschenwerden; und zwar

sowohl in Rücksicht seiner allein, als auch in Rücksicht der umgebenden Dinge.

Da sich nun aber sowohl sein innerer Gehalt, als die äußern Verhältnisse nach und nach immer ändern, so ist es sehr begreiflich, daß sich jedesmal auch die Anlagen geändert haben müßen, indem jene durch diese erst möglich werden. Der junge Mensch besitzt später mehrere bestimmte Richtungen, als früher. Er hat ferner indeß schon manches Leben ausgegeben, oder eingenommen, — manche Gestalten empfangen, oder abgelegt, — manche Berührungspunkte seiner Natur geöffnet, oder wieder geschlossen, — manche Einflüsse freundlicher und feindlicher Mächte empfunden, oder abgewehrt, — und manche Bande, oft sogar manche Fesseln — getragen, oder abgeschüttelt. Es muß sich also indeß seine ursprüngliche Unbestimmtheit und Empfänglichkeit verringert, seine Lebensfülle vermehrt, oder vermindert, — seine Reizbarkeit ausgebreitet, oder verenget, — seine Naturgemäßheit veredelt, oder verunreinigt, — und sein Streben nach Freyheit gestärkt, oder geschwächt haben. — Die veränderten Erscheinungen am jungen Menschen nöthigen auf Veränderungen jener Einrichtungen in ihm zu schließen, wodurch diese Erscheinungen bewirkt werden.

Nun giebt es, wie schon bemerkt worden, drey sehr merklich voneinander unterschiedne Arten von Veränderungen in den jugendlichen Erscheinungen, welche sich in eben so vielen aufeinander folgenden Zeiträumen ereignen. Es giebt also auch drey sehr merklich verschiedene Abänderungen der allgemeinen jugendlichen Grund-

anlagen. Die erste allgemeinen Urgesetze für den ganzen Zeitraum der Jugend — lösen sich daher in drey Arten von verschiednen abgeleiteten Gesetzen für jede Periode derselben auf. Es giebt also eigene allgemeine Gesetze.

1) Für die Periode der Sinnlichkeit (Kindheit).

2) Für die Periode des Verstandes (Knabenalter).

3) Für die Periode der Vernunft (Jünglingsalter).

Erster Abschnitt.

Periode der Sinnlichkeit (Kindheit).

Neuntes Kapitel.

Ableitung der Eigenthümlichkeiten der jugendlichen Grundeigenschaften während der Kindheit aus den Begriffen der Kindheit.

Die Kindheit hat das Eigenthümliche, daß sich die Natur während diesem Zeitraume vorzüglich nur mit den Körperkräften des Menschen abgiebt. Das Kind trinkt, ißt, und schläft. Darinn besteht beynahe seine einzige Beschäftigung. Bringt es aber manchmal auch einige wenige und kleine Zwischenzeiten wachend zu, ohne zu trinken, oder zu essen, so füllt es auch diese größtentheils mit blos körperlichen Beschäftigungen aus. Es

versucht zuerst allerley Bewegungen einzelner Theile seines Körpers, dann die Bewegung des ganzen. Es greift, schlägt, stampft, stößt, lallt, schreyt, kriecht, steht, geht. — Sogar bey denjenigen Geschäften, zu deren ganzer Verrichtung schon der Geist mitwirken muß, braucht es, indem es selbe erst halb, oder noch mangelhafter verrichtet, mehr nur seinen Körper, als seinen Geist. Es giebt seine Organe den Einschlüssen preis, die sie zu berühren kommen. Es lernt fühlen, schmecken, riechen, hören, sehen. Es lernt aber alles dieses vor der Hand mehr blos in Rücksicht der Werkzeuge, welche dazu bestimmt sind, als der Begriffe, welche dadurch erweckt werden sollen. Es lernt nämlich diese Werkzeuge gehörig richten, anstrengen, nachlassen; und dgl. was die Seele dabey thut, ist, daß sie Eindrücke empfängt. Sie verarbeitet selbe aber noch nicht. Sie empfindet — dunkel, — aber nicht deutlich. Sie handelt also nicht, sondern leidet. — Sie denkt nicht. Sie fühlt nur.

Das Leben des Kindes ist daher eigentlich mehr nicht, als eine manchmal mit einem dunklen Gefühle verbundne, größtentheils aber von keinem Gefühle *) begleitete künstlichere Vegetation. Das Kind vegetirt schlafend ohne aller Empfindung, und wachend mit irgend einem dunkeln Bewußtseyn. Es vegetirt größtentheils ohne Willkühr, manchmal aber mit einigen willkührlichen Anwendungen seiner dunkelgefühlten Bestandtheile. Es vegetirt zusam-

*) Der Schlaf nimmt den größten Theil der Kindheit ein.

mengesetzter als die Pflanze, aber, besonders anfangs, nicht viel selbstbewußter. Es rückt erst nach mancherley Einwirkungen zu eignen Versuchen, und dadurch vom Pflanzenleben — zum Leben eines Thiers vor, und wer hat denn selbst an diesem Leben noch einen größern Antheil — der Körper des Thiers, oder sein Geist?

Da nun also die Natur ihr Entwicklungsgeschäft in der Kindheit des Menschen eigentlich fast nur auf seinen Körper beschränkt, so berechnet sie auch die Grundanlagen des Menschen für diesem Zeitraum fast nur auf seinen Körper. Den Geist bringt sie dabey nur in so weit in die Rechnung, als es nöthig ist, um seiner nicht ganz zu vergessen. Sie will vor allem nicht den Geist, sondern nur die körperlichen Werkzeuge entwickeln, welche jenem einst zu seinen Verrichtungen unentbehrlich sind. Sie thut also vor der Hand für den Geist mehr nicht, als daß sie alles, was er einst zunächst gebrauchen muß, brauchbar macht. Sie arbeitet vorerst nur mittelbar an seiner Entwicklung, indem sie jedes der nächsten Hindernisse derselben zu entfernen sucht.

Die bisher angeführten Grundeigenschaften der Jugend können also während der Kindheit fast nur am Körper des Kindes wahrgenommen werden. Ob sie auch am Geiste desselben vorhanden seyen, ist da noch nicht sehr deutlich zu unterscheiden. Der Geist erscheint in diesem Zeitraum noch fast gar nicht. Er erscheint höchstens nur Anfangs in dunkeln, später in deutlichern Gefühlen. Durch Begriffe und Willensäußerungen aber, also durch seine eigentlichen Erscheinungen, zeigt er sich hier noch nicht.

Zehntes Kapitel.

Unbestimmtheit, und Empfänglichkeit der Kindheit.

Erstes allgemeines Gesetz der Kindheit: Die Kindheit hat unter allen Zeiträumen der Jugend die wenigsten bestimmten Richtungen, erhält aber die ersten Anfänge der meisten nachfolgenden, und zwar unmittelbar in Rücksicht des Körpers, größtentheils aber mittelbar in Rücksicht des Geistes.

Zweytes allgemeines Gesetz der Kindheit: Die Kindheit ist für alle Gestalten des Körpers, und für alle Einflüsse auf selben unmittelbar; für die Gestalten des Geistes aber, und für die Einflüsse auf selben fast nur mittelbar, und gewöhnlich nur in ihren ersten meist noch ungekannten Anfängen — empfänglich, beides so sehr, daß sich die Folgen der ersten Anbildungen nie ganz verlieren.

Wenn man über die Kindheit nachdenkt, so ist wahrlich das erste, was daran auffällt, dieses: daß beynahe Nichts auffällt. Man trifft da gewöhnlich noch fast nichts von einer Eigenheit (Individualität) an, an welcher man den vorliegenden neuen Genoßen der Gattung von andern seines Gleichen leicht unterscheiden könnte. Man findet auf ihm nur allgemeine Umrisse, die man auf hundert andern auch findet. Er stellt gleichsam blos seine — in eine kleine Person gekleidete — Gattung vor. Seine wenigen Eigenthümlichkeiten beste-

hen fast nur in den Graden seiner Größe. Sie sind größtentheils geometrisch. Er ist noch nichts bestimmtes, außer — von bestimmter Größe ist er. Und selbst dieses ist er nur für den jedesmal gegenwärtigen Zeitpunkt. Für die folgenden ist er auch hierüber von keiner festen Richtung.

Es ist aber auch nicht anders möglich. Der Mensch kann in seiner Kindheit Anfangs noch keine Eigenschaften einer besondern Art, sondern bloße Anlagen zu den Eigenschaften aller Art, und später zwar die Uranfänge einiger Eigenschaften selbst, aber auch diese nur noch sehr sparsam zeigen. Die Natur allein giebt ihm nichts, als Anlagen mit, und die Zeit hat ihn ungeachtet ihrer tausend natürlichen und künstlichen Werkzeugen zuerst noch nicht, und später wenigst noch nicht sehr oft berührt. Er steht also in diesem Zeitraume größtentheils blos in seiner allgemeinen natürlichen Ausstattung, ohne merklichem erst erworbenen Privatvermögen, da, und bereitet sich mehr nur zur Erwerbung dieses letzten vor, als daß er schon sehr viel wirklich erwürbe. Er erwirbt zwar auch hier schon, besonders für seinen Körper, und er erwirbt in Rücksicht seines ursprünglichen gänzlichen Unvermögens schon viel. Aber in Rücksicht seines nachmaligen Bedürfnisses ist das, was er hier erwirbt, noch wenig, und, mit den Erwerbungen anderer verglichen, mehr — von allgemeiner, als besonderer Art, also mehr eine nothwendige Folge seiner in Thätigkeit gesetzten Natur, als eine zufällige Anlegung von Eigenthümlichkeiten seiner Person.

Sind sich die Kinder nicht überhaupt sehr ähnlich? Aehnlicher — als es sich die Erwachsenen, — sogar ähnlicher, als es sich die Jünglinge und Knaben sind? Da ist außer den ersten Umrissen fast noch keine Linie, wenigst noch keine deutlich gezeichnete Linie vorhanden, welche das künftige Gemälde errathen ließ. Keine unerwarteten Schönheiten ergreifen da unsre Bewunderung. Aber auch keine Flecken beleidigen unsern Geschmack. Keine besondern Verhältnisse reizen unsere gespannte Aufmerksamkeit. Aber auch keine Misverhältnisse stöhren unsere Empfindung. Wir sehen außer den Begränzungen am Rande — im Ganzen fast noch nichts, als einen leeren Raum, gleich fähig, Schönheitslinien oder Flecken, — Verhältnisse oder Misverhältnisse aufzunehmen. Wir sehen die Einfassung; die Zeichnung selbst aber sehen wir noch nicht. Von dieser sehen wir höchstens dort und da einige Anfangspunkte, welche zwar den Scharfsinn des Kenners schon zu ziemlich bestimmten Erwartungen leiten, für die meisten Zuschauer aber ganz unverständlich sind.

Daher kömmt es auch, daß wir alle Kinder überhaupt mit so ziemlich gleicher Empfindung aufnehmen. Zum Empfang eines erwachsenen Menschen bereiten wir unsere Empfindung immer erst nach den Nachrichten vor, welche wir davon erhalten; oder wir warten gar eine nähere Bekanntschaft mit ihm ab, ehe wir nach einer von den unzähligen Empfindungen greifen, welche in uns für den Umgang mit unsrer Gattung bereit liegen. Zum Empfang eines Kindes ist aber unsre Empfindung — der Regel nach — schon immer vorbereitet. Dafür haben wir — in der Regel — immer

die nämliche. Wer nennt und zählt das zahllose Heer von Empfindungen für den Umgang mit Erwachsenen? Die Empfindung für das Zusammseyn mit Kindern ist leicht zu nennen, und zu zählen. Sie ist — Eine — nämlich Liebe. Wir freuen uns beym Anblick eines Kindes der ungewohnten Erscheinung einer reinen, noch unverdorbnen Natur, und überlassen uns, ungestört durch widrige Nebeneindrücke, mit Wohlbehagen dem seltnen Gefühle der Einheit. Wir erwarten, bewundern — nichts. Aber wir fürchten und verachten auch nichts. Wir freuen uns nur, und lieben. Die Einheit unsrer Empfindungen für Kinder ist so mächtig, daß sie selbst sehr oft harte Menschen überwältigt, und mitten im Gewühle wilder Leidenschaften zur Liebe stimmt. — Im siebenjährigen Krieg kamen Kosacken in ein Dorf von Hinterpommern. Alles im Dorfe hatte sich geflüchtet. Man kannte die rußische Wildheit. Nur eine Wöchnerinn mit ihrem Kinde war zurückgeblieben. Ihr Mann hatte sich verkrochen. Ein Kosack stürzt wild in die Stube hinein. Die Mutter zittert für ihr und ihres Säuglings Leben, und bittet nur um dieses. Ohne sie zu verstehen, sieht der Kosack das schlafende Kind, und betrachtet es lange. Endlich streckt er seine Arme darnach aus. Die Mutter heult. Der Vater springt aus seinem Winkel hervor, und fleht um Erbarmen. Der Kosack sieht das Kind wieder an. Nun ergreift er es, und — — streichelt, und küßt es, und springt mit ihm die Stube auf und nieder, indem er ihm ein ukräniſches Liedchen vorsingt. Er legt es zuletzt liebkosend in das Bettchen, zieht etliche Rubel aus seinem Beutel, und schenkt sie den Aeltern für den ausgestandnen Schrecken, wie er durch Zei-

chen zu verstehen giebt. — Dieses vermochte der Anblick eines Kindes über ein kosackisches Herz. Welche Einheit der Eindrücke wird erfodert, um ein der Einheit so wenig ergebnes Herz doch zu einen so seltnem Wohlklang zu stimmen!

Wirklich zeigt die Kindheit, wenn man sie genau untersucht, auch der Ueberzeugung die nämliche liebenswürdige, obwohl nur allgemeine Einheit, welche sie der Empfindung zeigt. Man sieht an ihr, wenn man sie auch kalt ansieht, mehr nicht, als die ersten menschlichen Anlagen. Man sieht aber diese in ihrer ersten glücklichen Unverdorbenheit. Wir werden also einfach, aber angenehm berührt. Wer mehr sieht, wer besonders in dem Geiste des Kindes schon viele bestimmte Richtungen sieht, der sieht die Schatten seiner eignen Eigenschaften für neue Wesen an, der hält den Widerhall seiner eignen Worte für eine neue Stimme. Die Kindheit besitzt grösstentheils nichts als Vorrichtungen zu den beyden widersprechenden Eigenschaften einer Gattung. Sie besitzt vorzüglich von Seite ihres Geistes fast nichts, als leere Plätze zu Anpflanzungen von dieser oder jener Art. Der Körper zeigt zwar einige wenige und schwache Richtungen zur Größe, oder Kleinheit, Stärke oder Schwäche, Gesundheit oder Gebrechlichkeit. Der Geist aber ist in Rücksicht seiner künftigen Weisheit oder Thorheit, Weichheit oder Härte, Sittlichkeit oder Unsittlichkeit beynahe noch ganz unbestimmt. Es ist aber auch vor Allem nur um die Erhaltung des neuen Wesens, und noch nicht um die Beschaffenheit desselben zu thun. Es ist wenigst vor der Hand mehr blos um die Entwicklung seines äußern Daseyns zu thun,

ohne welchem die Entwicklung des innern nicht geschehen kann.

Die Beyspiele von außerordentlichen Kindern, welche sich schon sehr früh durch ungewöhnlich gute oder schlimme Richtungen auszeichnen, sind so selten, daß ihre geringe Anzahl die Regel nicht aufhebt. Ueberdieß haben auch die wenigen Fälle, welche durch diese Ausnähme entstehen, ihre Entstehung öfter blos einer unrichtigen Auslegung, als einer wirklichen Abweichung von der Regel zu danken. Man hält blos mehrere solche Erscheinungen für wirkliche Ausnähme, als sie es in der That sind. Daß die Natur vermuthlich nie, sondern nur der Zufall der Menschen, dergleichen herhätze, dieses habe ich schon einmal angemerkt. Aber auch diesem Zufall werden dann oft noch Wirkungen aufgerechnet, die nicht von ihm kommen. Man glaubt nämlich oft da ungewöhnliche Gaben eines glücklichen oder traurigen Ohngefährs anzutreffen, wo blos die gewöhnlichen Gaben der sich immer gleichen Natur sind, — welche aber unter besonders günstigen oder ungünstigen äußern Einflüssen stehen. Ein Kind zeigt manchmal schon sehr früh außerordentliche Bestimmtheiten von guter oder schlimmer Art. Besitzt es aber deswegen auch schon immer in sich gute oder schlimme Richtungen? Besitzt es schon ungewöhnlich gute oder schlimme Eigenschaften? Nein! Es befindet sich meist nur unter solchen Mächten, die ihm frühzeitig eine gute oder schlimme Richtung geben. Es befindet sich nur in einer solchen Lage, in welcher seine Anlagen ungestört in die ersten Anfänge von guten Eigenschaften übergehen können, oder mit Gewalt in die ersten An-

fänge von schlimmen überzugehen genöthigt werden. Bringt ein anders gewöhnlich organisirtes Kind unter die nämlichen Einflüsse, und ihr werdet am gewöhnlichen Kinde die nämlichen ungewöhnlichen Erscheinungen bemerken! Ihr bemerkt itzt an demselben nur deswegen nichts, weil die Lage, worinn es sich befindet, meist so beschaffen ist, daß es nichts Bemerkbares, oder wenigst nichts Bemerkungswürdiges zeigen kann. Seine Natur ist gewöhnlich so gepreßt, daß sie nichts, als schweigen kann. Befreyet sie von dem unnatürlichen Zwange; und gebt ihr ihre natürliche Freyheit, oder werft sie in eure sonstige widernatürliche Zügellosigkeit hinein, und ihr werdet, wie gesagt, von eurem gewöhnlichen Kinde ungewöhnliche natürliche oder widernatürliche Dinge vernehmen. Die Kindheit ist also — der Regel nach — fast ganz unbestimmt. Erst besonders glückliche oder unglückliche äußere Umstände drücken ihr schon früh, sehr merkliche und sehr viele Bestimmtheiten auf. Man sey daher in der Erklärung der frühen täuschenden Vorzeichen einer künftigen Merkwürdigkeit seiner Zöglinge vorsichtig! Man hält sonst gar zu leicht die künstliche Strahlenbrechung eigner Eitelkeit für die erste Dämmerung eines neu angehenden Lichts der Welt, oder für den prophetischen Heiligenschein eines neugebohrnen Auserwählten. Man hält die Schatten ungünstiger äußerer Umstände für die ersten Unglückverkündenden Flecken eines künftigen Ungeheuers. Wir sehen uns so oft durch das Spiel des Lichts und Schattens in der Körperwelt getäuscht, und trauen dann doch jeden Licht und Schatten in der Geisterwelt, wo Täuschungen noch gewöhnlicher sind, ohne näherer Prüfung unbedingt wieder.

Warum

Warum machen wir es denn hier nicht auch so klug, wie wir es manchmal schon mit den Gespenster-Erscheinungen machen? Warum gehen wir hier dem Gesichte, das sich uns zeigt, nicht auch näher auf den Leib? Wir wollen es mit einer und der andern dieser Erscheinungen nur gleich versuchen! — Christian Heinrich Heinecken sprach in einem Alter von acht Monaten nicht nur einzelne Worte, sondern schon ganze Sätze vernehmlich und mit Verstand. Im sechszehnten und achtzehnten Monate erzählte er die vorzüglichsten Begebenheiten aus der heiligen Geschichte mit grösster Pünktlichkeit. Im dritten Jahre besaß er schon ausgebreitete Kenntnisse in der Erdbeschreibung, und in der alten Geschichte, und bald auch in der Geschlechtsfolge der größten Häuser Europens. Im fünften Jahre hielt er in Koppenhagen vor dem König und seinem Hofe eine lateinische Rede von zwanzig Minuten, und sagte dann ein französisches Gedicht in größter Fassung her. Allein in eben diesem Jahre starb er auch. Sein Vater war Professor der Geschichte in Leipzig, ein Mann von ungemeiner Gelehrsamkeit. Er wollte seinen Sohn auch zu einem Gelehrten machen, und besaß zum Glück, oder vielmehr zum Unglücke gerade auch sehr viele Anlage zum Unterrichte. Er fieng damit an, daß er seinem Sohne schon früh den Gegenstand, den er ihn nennen lehren wollte, so viel möglich versinnlichte, und dann laut und deutlich nannte. Das Kind sprach dem Vater das Wort immer bald nach, und dachte auch die Vorstellung desselben bald nach, weil es den Eindruck davon empfunden hatte. Als der kleine Heinecken reden konnte, wurde er von seinem Vater gleich in das Reich der Wissenschaften eingeführt. Aber auch dieses geschah

wieder auf eine eigenthümliche Art. Der Vater gab seinem Sohne kein Lehrbuch und keinen geschriebnen Unterricht. Er lehrte ihn blos mündlich. Nur in der Erdebeschreibung und Geschichte bediente er sich einiger numerirten Kartenblätter. Der kleine Heinecken hatte daher für die Schätze seines Wissens kein anderes Behältniß, als sich selbst. Er verschloß sie also in sich desto genauer, da er sie außer sich nirgends anderswo, als in seinem Vater, dem er sie aber abnehmen mußte, verwahren zu können fand. Die meisten unserer Schüler verlassen sich auf ihre Bücher. Heinecken durfte sich nur auf sich selbst verlassen. — Nun noch eine andere Wundererscheinung dieser Art. Sabinus, ein reicher Gallier, warf sich unter der Regierung Vespasians zum Kaiser auf. Allein sein Glück währte nicht lange. Vespasian gieng ihm mit einem Heere entgegen, und schlug ihn gänzlich. Sabinus entfloh, und verbarg sich in weite unterirdische Gänge, welche einige Meilen von Rom lagen. Seine Gemahlinn, Eponina, und sein Freygelassener, Martial, theilten sein Schicksal mit ihm. Eponina gebar ihm in diesen Wohnungen des höchsten Elends, Zwillinge, Fortis und Blandus. Die neuen Gefährten waren den Aeltern nun doch auch wieder Gegenstände einiger Erhölung. Die Unglücklichen vergaßen bey den Liebkosungen der Kleinen manchmal auf einige Augenblicke, daß sie unglücklich seyen. Allein bald zeigten sich neue Veranlassungen zu neuem Kummer. Die Kinder weinten, schrieen. Die Laute tönten durchdringend durch die langen Gewölber hin, und hallten durch zahllose Echo wieder. Leicht konnte ein Reisender durch die Töne aufmerksam gemacht, und so der Zufluchtsort der Unglücklichen entdeckt werden. Die Angst der Ael-

tern war unaussprechlich. Zwanzig lange Monate wurden in diesem peinlichen Zustande zugebracht. Nun fiengen aber die Kinder an, die gefährliche Lage ihrer Aeltern zu empfinden, und nun zeigten sie auch schon eine seltne Kraft, sich zu überwinden, und alles zu vermeiden, was die Gefahr vermehren konnte. Sie unterdrückten, wenn sie litten, sorgfältig alle lauten Klagen, oft sogar ihre Seufzer. Den Blandus befiel einst eine ungemein heftige Kolik. Er bog sich vor Schmerz auf den Knieen seiner trostlosen Mutter zusamm, weinte und schwitzte, schrie aber nicht, und legte, als ihm der Schmerz endlich doch einen Schrey abzwang, seine Händchen auf den Mund, um einer unwillkührlichen Wiederholung eines solchen Schmerzausdrucks vorzubeugen. — Nun! stellte die Natur, oder die Erziehung, und der Drang der Umstände diese Wunderkinder her? Würde Heinecken ohne dem Unterrichte seines Vaters, und zwar gerade ohne dem eigenthümlichen Unterrichte dieses großen und zum Kinderunterrichte besonders geeigneten Gelehrten — doch im neunten Monate geredet, und im sechszehnten und achtzehnten ordentlich erzählt haben? Würde Blandus auch dann, wenn sein Vater — Kaiser geblieben wäre, nach zwanzig Monaten die Schmerzen der Kolik empfunden haben, ohne zu schreyen? — „Das nicht, sagst du, aber andre Kinder würden in den Lagen dieser Wunderkinder auch das nicht gethan haben, was diese thaten.“ — Wenn du unter diesen Lagen blos die Lagen der Orte verstehst, so gebe ich es zu. Allein, wenn du, wie es zur Gleichheit der ganzen Zustände erfodert wird, auch die Lagen der Personen, der Zeiten und aller übrigen Umstände verstehest, welche auf den jungen Menschen Einfluß haben,

so stehe ich dir dafür Bürge, daß auch jedes andere gewöhnlich gut organisirte Kind unter den nämlichen Einflüssen das nämliche geleistet haben würde. — „Warum sind denn aber solche Wunderkinder so selten?“ — Weil solche folgerechte, und durch den Drang der Umstände — unterstützte Aeltern so selten sind. Der junge Heinecken sollte frühzeitig ein Gelehrter werden. Sein gelehrter Vater zeigte ihm Nichts, als allenthalben nur neue Kenntnisse, und zwar immer für seine Kleinheit passend zugeschnittne Kenntnisse. Der Kleine ergriff, was vor ihm lag, wie unsre Kinder dieses ergreifen. Um unsere Kinder liegen nur — gewöhnlich ganz andere, oder wenigst auf eine andere Art zugeschnittne Dinge herum. — Der kleine Blandus sollte leiden und schweigen lernen. Er sah nichts als Leiden, hörte nichts als leise Seufzer. Die Mienen seiner Aeltern und des Freygelassenen, die erste und wichtigste Sprache der Erwachsenen an die Kinder, machten ihn von seinem ersten Bewußtseyn an — lebhaft mit seinem und seiner Aeltern Schicksal bekannt. Er lernte also ungewöhnlich leiden; denn er hatte sonst fast nichts zu lernen. Er lernte von der Nothwendigkeit, und er bekam die Lehren dieser den Kindern fast einzig verständlichen Macht durch seine Aeltern, und durch alle ihn umgebende Gegenstände mit einer Genauigkeit, welche durch keine Nachläßigkeit und durch keinen Widerspruch, wie unter uns so oft, unterbrochen wurde. — „Also könnte man sich, wenn man wollte, auch solche Wunderkinder verschaffen?“ Ja, wenn man Lust hätte, sie im fünften, sechsten oder siebenten Jahre wieder zu verlieren, — oder mit ihnen in irgend einer Höhle einige Jahre unter gleichen Schicksalen zu leben. Die Natur giebt dem Menschen seine

Wesenheit und sein allgemeines Daseyn mit. Alles Uebrige, also auch schon die erste günstige oder ungünstige Organisation seines besondern Daseyns, und noch mehr alle nachfolgenden Entwicklungen oder Verwicklungen seiner Eigenthümlichkeiten giebt ihm die Erziehung, unmittelbar oder mittelbar. Jedes Kind ist von Natur unbestimmt, dieses bleibt immer noch wahr.

Obwohl nun aber die Kindheit in Rücksicht der spätern Bestimmtheit des Menschen, nur sehr wenige und schwache Bestimmungen aufzuweisen hat; so hat sie doch in Rücksicht der anfänglichen gänzlichen Unbestimmtheit schon viele, und in Rücksicht der Folgen sehr wichtige aufzuweisen. In der Kindheit wird die Skizze des künftigen Menschen entworfen. Freylich ist der Entwurf überhaupt noch sehr unvollständig, für die meisten noch sehr wenig kennbar, und enthält größtentheils blos die ersten Urzeichnungen des künftigen Körpers. Nebst den allgemeinen Einfassungen durchkreuzen sich nämlich blos erst noch einige halbvollendete Striche, welche einst scharfgezeichnete Linien in dem entwickelten körperlichen Bestandtheile werden sollen, und auf der Stelle des geistigen erscheinen gar nur einige zerstreute Punkte, welche gleichsam vom Ohngefähr bey Gelegenheit der benachbarten Striche hingeworfen scheinen. Es sind aber auf diese Art wenigst doch schon einige Urzüge vorhanden, und wenn diese gleich noch sehr wenige Stellen vom künftigen Gemälde zeigen, so zeigen sie doch schon ungleich mehrere, als das ganz leere Blatt, — und wenn sie ferner auch gleich selbst die bezeichneten Stellen noch sehr unbestimmt angeben, so geben sie selbe doch in so weit bestimmt an, daß man immer mehr

erwarten darf, die einst vollendeten Linien werden die Richtung der Urzüge beybehalten, als eine andere annehmen. Man sieht also freylich den ganzen künftigen Menschen noch nicht im verjüngten Maaße. Man sieht aber doch schon manche Anfänge desselben. Man sieht vorzüglich — in Vergleichung mit dem vorgehenden — schon ziemlich zahlreiche Grundzüge seiner Körpernatur. Sein Körper zeigt nämlich schon frühzeitig einige bemerkbare Richtungen nach Größe oder Kleinheit, Stärke oder Schwäche, Gesundheit oder Gebrechlichkeit. Man sieht ferner sogar schon einige schwache Anstalten zu Anbildungen der Natur seines Geistes. Der Geist selbst zeigt zwar noch fast keine sehr merklichen Richtungen. Aber der Körper erhält schon gewiße kleine Furchen, welche einst dem Geiste zu Richtungen dienen werden. Wo muß man daher die ersten Anfänge des richtig gewachsenen, kraftvollen und gesunden Menschen, oder des Krüppels, des Schwächlings, des Siechen aufsuchen? — Der Regel nach — im Kind. — Wo muß man sogar die ersten Anfänge des richtig denkenden, weichherzigen und guten Menschen, oder des Thoren, des Tyrannen, des Verbrechers überhaupt — aufsuchen? — Der Regel nach — im Kinde.

„Im Kinde? ruft ihr. — In einem kurz zuvor als fast ganz unbestimmt angegebnem Wesen — die Urbestimmungen so vieler und wichtiger Beschaffenheiten?“ — Ja! aber auch nur die Urbestimmungen, also nur die allerersten und allereinfachsten Grundrichtungen. Liegt darinn ein Widerspruch? Können in einem noch allenthalben unvollendeten Wesen nicht doch schon manche Anfänge seyn? Ist der Keim der Pflan-

ze nicht noch sehr unbestimmt? Ist er aber bey aller seiner Unbestimmtheit nicht doch schon der erste bestimmte Anfang seiner Pflanze? — „Allein die Erscheinungen im Kinde sind den Erscheinungen im Manne, besonders von der Seite des Geistes gar zu unähnlich.“ — Sind es die Erscheinungen im Keime jenem in der Pflanze weniger? Wer würde in dem ersten Sproße der Eiche — die künftige Eiche selbst vermuthen, wenn er es nicht gelehrt würde? Ist nur die blos organische Natur den Gesetzen sonderbarer Verwandlungen unterworfen? Kennt man nicht auch von thierischen Wesen seltsame Uebergänge in unerwartete Zustände? Trifft man nicht selbst geistige oft in dem Geschäffte an, ihre bisherigen Gestalten gegen ganz verschiedne zu vertauschen? — Es giebt gewiße allgemeine Gesetze, welchen die geistige, so wie die Körpernatur gehorcht. Das Gesetz der Verwandlungen ist eines der vorzüglichsten davon. Jeder Denkende kann die Bestättigung dieses Satzes in sich selbst finden, oder vielmehr: Jeder Denkende hat sie schon oft in sich selbst gefunden. Er hat schon oft der Entstehung irgend einer Gestalt seines Geistes nachgespürt, die nächste Bildung derselben entdeckt, ist von der nächsten auf ihren Ursprung von einer entferntern geführt worden, welche ihn wieder auf eine vorgehende aufmerksam machte, von welcher auch diese wieder abstammte, und kam so zuletzt auf eine erste Urgestalt, welche mit der letzten nichts anders gemein hatte, als den Umstand, daß sie beyde einmal dem nämlichen Wesen angehörten. Auf diese Art fand er oft seinen Geist, den er im Lichtgewand der Wahrheit und Tugend, oder im Panzer einer tyrannischen Gewohnheit auf einige Zeit des Nach-

denkens verlassen hatte, in der kleinen Hülle einer natürlichen oder widernatürlichen Empfindung seiner Kindheit wieder. — Diejenigen, welche sich selbst noch nicht so suchten, und fanden, mögen sich indeß nur mit allgemeinen Erfahrungen begnügen. — Wo steckt die erste Wurzel mancher ungegründeten und unwillkührlichen Furchtsamkeit, welcher doch durch das Knaben- und Jünglingsalter entgegen gearbeitet wurde, und im nämlichen noch — aber immer fruchtlos — entgegen gearbeitet wird? — Wo anders, als in einem Schrecken der Kindheit? — Wo steckt die erste Wurzel der Oberherrschaft mancher anderer Leidenschaft, welche ungeachtet aller frühern und spätern Anstrengungen nie ganz überwunden wird? — Wo anders, als in der Verzärtlung der Kindheit? — Sagt selbst! glaubt ihr, daß der Muth, der schon in der Wiege niedergedrückt wird, sich jemals wieder so erheben werde, als er es gethan haben würde, wenn er nie gedrückt worden wäre? Glaubt ihr, daß die Leidenschaft, wenn sie einmal, auch nur in der Kindheit, das Befehlen gekostet hat, jemals wieder so gerne und so leicht gehorchen lernen werde, als es geschehen wäre, wenn sie das Herrschen nie versucht hätte? Also steckt ja vom künftigen Helden oder Feigen, vom künftigem Sklaven oder Despoten schon Etwas im Kinde. Also legen sich ja schon im Kinde die ersten Schattirungen zur künftigen Gestalt — selbst seines Geistes an. — „Dieses mag wohl noch von solchen Seiten des Geistes gelten, wovon auch schon am Kinde einige Spuren vorhanden sind. Wie soll dieses aber an denjenigen geschehen, welche im Kinde noch ganz fehlen? Die Bildung eines Gegenstandes kann

doch nicht vor seinem Daseyn anfangen?“ — Die Bildung selbst nicht, aber die Anstalten zur Bildung. Bestimmt der Künstler, wenn er sein Modell verfertigt, nicht schon im Voraus die Gestalt, welche das Erz bekommen wird, das er hineingießt? Thut der Erzieher etwas anders? arbeitet nicht auch dieser in den früher sich entwickelnden Kräften des Menschen größtentheils blos die vollen oder leeren Räume aus, welche dann den später eintretenden nicht mehr oder noch zu besetzen übrig bleiben. Diejenige Gestalt also, welche in der Kindheit an der zugehörigen Seite des Geistes — schon als Bild selbst — noch nicht beginnen kann, beginnt wenigst schon an den zunächst daran liegenden Seiten des Geistes oder Körpers, als Modell des Bildes.

Die Unbestimmtheit der Kindheit läßt auf die Empfänglichkeit derselben schließen. Die Kindheit besitzt die wenigsten Bestimmtheiten, und zugleich die eingeschränkteste Empfänglichkeit. Sie besitzt unmittelbar größtentheils nur körperliche Bestimmtheiten, und eben so fast nur körperliche Empfänglichkeit. Sie erhält endlich die ersten unmittelbaren oder mittelbaren Anfänge der meisten spätern Bestimmtheiten, und besitzt daher auch unmittelbare oder mittelbare Empfänglichkeit für alle diese Anfänge.

Wenn hier der Kindheit die eingeschränkteste Empfänglichkeit beygelegt wird, so redet man von keiner Eingeschränktheit in Rücksicht der Gestalten, sondern nur von einer Eingeschränktheit in Rücksicht der Einflüsse. Die Kindheit ist daher so gut, wie je-

der spätere Zeitraum der Jugend, für alle Gestalten *), aber noch nicht für alle Einflüsse, — empfänglich. Von den ersten hat sie noch keine bestimmte. Man kann ihr also jede zu geben anfangen. Für die zweyten hat sie aber noch nicht so viele Seiten offen, als nöthig wäre, um von allen berührt werden zu können. Man kann also noch nicht durch alle jene unzähligen Mittel auf sie wirken, durch die man es auf die übrige Jugend kann. Das Kind biethet größtentheils nur einige, und zwar noch unvollkommne körperliche Berührungspunkte, dar. Man kann ihm also vor der Hand nur mit sinnlichen **) Einflüssen beykommen.

Diese Beschränktheit ist indeß nur in Rücksicht der nachmaligen kleinern Einschränkung, aber nicht in sich so groß, als man sie gewöhnlich glaubt. Der Wirkungskreis umfaßt nämlich hier zwar nur die sinnlichen Ursachen. Ist aber nicht das Heer dieser Mächte allein schon unzählbar? Man überdenke nur das Heer der sinnlichen Einflüsse! Von der kleinsten, uns kaum fühlbaren Empfindung aller Art, bis zur größten, betäubenden — welche unübersehbare Reihen! welche Manchfaltigkeit ihrer Arten! welche Anzahl in einer jeden Art! welche zahllose Grade jeder einzelnen aus jeder Art und von jeder Zahl! Und für die ganze ungeheure Menge dieser Einwirkungen ist die Kindheit schon

*) Es versteht sich; in so weit diese Gestalten hier erst anfangen.

**) Ich verstehe unter sinnlichen Einflüssen überhaupt — die Einflüsse auf die äußere und innere Sinnlichkeit.

empfänglich. Alle Thoren der Sinnlichkeit stehen am Kinde offen. Keine Erfahrung, und noch weniger irgend eine Abtheilung der Vernunft bewachen die Eingänge. Es wird also alles, was erscheint, und eintreten will, eingelassen, es mag so groß oder so klein, und so nützlich oder so schädlich seyn, als es nur immer möglich ist. Das Kind sucht sogar noch mehr auf, als von selbst kömmt. Es fühlt ein Bedürfniß, seine Leerheit anzufüllen. Es geht daher — anfangs blos mit seinen Organen, — dann mit einigen Gliedmaßen — und endlich, sobald es kann, mit seinem ganzen Körper — denjenigen Erscheinungen — selbst nach, welche nicht zu ihm herkommen. Keine Erscheinung im Gebiethe der Sinnlichkeit ist so unbedeutend, oder so wichtig, welche, wenn sie in den Empfindungskreis des Kindes kömmt, von diesem nicht aufgenommen wird. Wir können dieses unmittelbar in den jedesmaligen Zuständen der Kinder, und mittelbar in den Wirkungen sehen, welche am Ende dastehen, ohne daß wir sie hergesetzt haben. Treffen wir die Kinder nicht fast immer unter irgend einem Einfluße an? Das Kind ist beynahe ununterbrochen am Körper und Geist — entweder im Gedeihen oder im Abnehmen, und zwar fast immer sehr merklich begriffen. In einem Mittelzustande zwischen mehr und weniger werden, findet man es beynahe nie. Das geringste an sich Nützliche oder Schädliche, welches uns Erwachsene gar nicht mehr berührt, bringt die Kinder schon schnell vor- oder rückwärts. Auch das beziehungsweise Nützliche oder Schädliche, welches für uns erst durch unsere Gewohnheiten und Künste das eine oder das andere wird, ergreift die Kinder schon kräftig, behandelt sie aber freylich, weil sie noch nicht wir

sind, ganz anders, als uns. Es giebt ihnen statt der kleinen Vortheile und großen Nachtheile, welche wir davon erhalten, bald sehr merklich jene glückliche Unabhängigkeit von dergleichen Einflüssen, bey welcher auf entbehrlichen Nutzen Verzicht gethan wird, um eines sonst unausweichbaren beträchtlichern Schadens überhoben zu seyn. Deswegen sind die Kinder fast immer entweder mehr, als blos gesund oder krank, und mehr, als blos ruhig oder traurig. Sie sind fast immer am Körper und Geist mit irgend einem für sie vorzüglichem Gute oder Uebel beschäfftiget. Wenn wir dieses auch nicht immer auf der Stelle bemerken, so können wir doch zuletzt aus der Menge unbegriffner Wirkungen auf die einst nicht bemerkte Menge unbekannter Ursachen schließen, welche da gewesen seyn müßen, ohne daß wir sie gesehen haben. Wir treffen in unsern Zöglingen schon am Ende ihrer Kindheit — nicht selten die Anfänge von körperlichen Kräften oder Krankheiten, von Fähigkeiten oder Mängeln, von Kenntnissen oder Unwissenheiten, von Wahrheiten oder Irrthümern, und von Empfindungen und Neigungen an, welche wir nicht erwarteten, welche vielmehr unsern Erwartungen oft gerade widersprechen. Wir müßen sogar schon überhaupt am Ende der Kindheit die Anfänge sehr vieler von diesen Erscheinungen erwarten, ohne daß wir selbst sie eigentlich bewirken; denn wie eingeschränkt ist der Kreis unsers eigentlichen Wirkens, und wie ausgedehnt der Kreis der für die Kindheit nothwendigen Wirkungen? Das Kind soll z. B. fühlen lernen. Es soll also die verschiednen Erscheinungen von Wärme und Kälte, von Rauhheit und Glätte, von Härte und Weichheit, von Festigkeit und Flüßigkeit zahlloser

Körper u. dgl. kennen lernen, — soll ferner wenigst auch die vorzüglichern Grade davon kennen lernen. Lehren wir es — alles dieses? Bringen wir alle diese Erscheinungen in seinen Empfindungskreis? Ich habe mein Beyspiel absichtlich nur von einem solchen Bestandtheile des Menschen hergenommen, welchem wir, wenn wir wollten, durch unsere eigentliche Hilfe vielleicht noch genugthun könnten. Die Foderungen anderer könnten wir selbst bey dem besten Willen schlechterdings nicht erfüllen; oder wie müßten wir es z. B. angehen, um unsern Kindern auch das Sehen, Hören, Essen, Reden *) u. s. w. zu lehren? Wer setzt also sehr viele, vielleicht die meisten, der Wirkungen her, die wir am Ende der Kindheit antreffen? — Wir thun es nicht. — Uns immer bekannte große Ursachen thun es auch nicht; denn wir erstaunen oft, oder wissen wenigst nicht, wem wir dafür danken, oder darüber Vorwürfe machen sollen, und danken dann dem Zufalle, oder machen dem Zufalle Vorwürfe. Es thun es also unbekannte, meist kleine Ursachen. Diese kleinen Mächte sind die in ihren Folgen so wohlthätigen oder furchtbaren Wesen, welche unsre Kinder, ohne daß wir es meist

*) Wir sagen freylich: Wir lehren unsere Kinder reden u. s. f. wie beweisen wir aber das, was wir sagen? — Sehr sonderbar, wir lehren sie, wenn sie nach neun und neunzig richtig oder wenigst halb richtig gesprochenen Sylben die hunderte ganz unrichtig aussprechen, diese endlich auch richtig sprechen, — oder wir lehren sie einen Nominativ von einem Ablativ unterscheiden. Würde dieser Unterricht hinreichend seyn, wenn er der Einzige wäre, den die Kinder bekämen?

glauben, mehr als wir es im Stande sind, vervollkommnen, und eben so viel, als wir es oft thun, verderben. Von ihnen hängt die Jugend überhaupt, die Kindheit aber am meisten ab; denn gegen ihre Einflüsse ist die Jugend überhaupt, die Kindheit aber am meisten empfänglich. Wir können dieses, wenn wir genau acht geben, sehr oft wirklich beobachten. Was macht unsere Kinder oft bucklicht, krumm, oder auf eine andere Art ungestaltet? — Ein kleiner Druck irgend eines Kleidungsstücks. — Was macht sie oft dumm, feige, heuchlerisch? — Ein Schlag, ein Ton, eine Miene. Das Kind fühlt den Druck eines Kleides so sehr, als der Mann den Druck des Schicksals. Es setzt bey einem Schlag, den es bekömmt, mehr auf das Spiel, als der Mann bey einem Kampf. Das Kind versteht unsre Töne eher, als unsre Worte. Es liest in unsern Mienen früher und lebhafter, als in unsern Büchern. —

Diese bey aller ihrer Kleinigkeit große Empfänglichkeit der Kindheit befindet sich unmittelbar größtentheils nur am Körper. Der Körper ist nun schon ganz da. Er ist zwar noch sehr unentwickelt. Allein er biethet wenigst schon alle seine noch unentwickelten Theile den Einwirkungen dar, wodurch die Entwicklung geschehen soll. In Rücksicht des Geistes zeigen sich aber mehr erst nur einige Wege, die zu ihm führen, als Seiten, die an ihm selbst sind. Der Geist scheint noch nicht ganz vorhanden zu seyn. Er ist wenigst erst so da, als wenn er es noch nicht ganz wäre. Man kann ihn also auch noch nicht ganz, wie den Körper, man kann ihn wenigst nicht so unmittelbar, wie diesen, berühren und

behandeln. Was in Rücksicht seiner geschehen kann, kann grösstentheils blos zunächst um ihn herum, aber so geschehen, daß es ihn selbst, sobald er ganz ankömmt, oder wenigst sich ganz zeigt, auch gleich ergreife. Er zeigt fast noch keine andere Seite, als sein Empfindungs- und Gefühlvermögen. Keine Vorstellung berührt ihn, wenn er sie nicht empfinden, kein Gut oder Uebel reizt ihn, wenn er es nicht fühlen kann. Wir erklären dem Kinde irgend eine Wahrheit. Was begreift es? Die Worte, die wir ihm vorsagen, oder die Versuche, die wir vor ihm anstellen? — Wir liebkosen oder bedrohen das Kind. Was liebt oder fürchtet es? Die Sachen, die wir ihm vorsagen, oder die Mienen, die wir dazu machen? — Können wir ihm nicht auch ohne Worte vieles erklären? Erklären sich ihm nicht unzählige Dinge von selbst? Muß nicht sogar nothwendig die Erklärung ohne Worte der Erklärung durch Worte vorangehen? Warum werden jene Kinder, die viel erfahren, und weniger hören, der Regel nach klüger, als jene, welche viel hören, und weniger erfahren? — Was den andern Punkt betrifft, — wird das Kind unsre schmeichelnden oder drohenden Ausdrücke auch ohne gleicher Mienensprache als Liebkosungen oder Drohungen aufnehmen? Wird es sich freuen, wenn wir ihm mit einem zürnenden Gesichte etwas Schönes, oder wird es fürchten, wenn wir ihm mit einer lächelnden Miene etwas Unangenehmes sagen? Warum gehet es, indeß wir ihm das Register von Belohnungen vorhalten, die es für sein Wohlverhalten zu hoffen hat? Und warum spielt es, indeß wir ihm die Strafen prophezeyen, die auf seine Unarten folgen werden? Es ist lächerlich, die Rolle-

glen und Predigten anzuhören, mit welchen man so gewöhnlich schon die Kinder beschäfftigen will. Glaubt man dann, daß die kleinen Zuhörer schon alles zum Anhören Nöthige haben, weil sie die Ohren dazu haben? Einst wurde den Fischen, den Vögeln und vierfüßigen Thieren gepredigt. Wir lachen itzt darüber, und predigen dann doch selbst den kleinen zweyfüßigen unbefiederten Wesen, welche vor der Hand so wenig unsinnliche Kräfte zeigen, als ihre beschuppten, befiederten oder vierfüßigen Mitgeschöpfe. — Die Indianer machen manche künstliche europäische Arbeit, wenn man sie vor ihren Augen verrichtet, sehr leicht und genau nach. Ohne solchem Muster bringen sie selbe aber nicht zu Stande, und unsinnliche Vorstellungen fassen sie gewöhnlich gar nicht, oder nur den Worten nach — auf. Wenn man ihnen z. B. sagt, daß der Teufel bös sey, so antworten sie, daß er ihnen zwar noch nichts zu leide gethan habe, daß sie es aber doch glauben. Sagt man ihnen gleich darauf das Gegentheil, so glauben sie dieses auch wieder. — Sie hören sehr andächtig Messe, und gehen nach der Messe in ihre Wälder, um ihren Göttern eben so eifrig zu opfern. Versäumt einer bey einem Trinkgelage an einem Sonntage die Messe, so stellt er sich bey seinem Pfarrer, und hält ruhig die Züchtigung aus, die dafür bestimmt ist, bittet aber zugleich um die Wiederholung der Züchtigung, um am nächsten Sonntag die Messe wieder versäumen zu dürfen. Sie verkaufen, wie ich schon einmal anmerkte, des Morgens ihre Hangmatten, verlangen sie aber des Abends von ihren Käufern wieder zurück, indem sie, wie sie sagen, nicht auf dem Boden schlafen können. u. s. f. — Die Indianer sind also — Kinder, und die Kinder sind in

allen

allen Welttheilen — Indianer. An beyden ist vor der Hand von der Seite des Geistes — nur das Empfindungs- und Gefühlvermögen für Eindrücke offen.

Die unmittelbare und mittelbare Empfänglichkeit der Kindheit in Rücksicht der Einflüsse ist in Rücksicht der Gestalten so unbegränzt, als es die Natur des Menschen nur immer zuläßt. Auf dem Kinde können die Uranfänge aller jener zahllosen Bildungen aufgetragen werden, welche wir am erwachsenen Menschen mehr oder weniger vollendet antreffen. Das Kind ist zuerst vollends ohne allem bestimmten Gepräge, und bey seiner anfänglich kaum merkbaren Schnellkraft auch vollends weich. Es drückt sich also ihm, unter allen Genoßen der Jugend am leichtesten, jede vorkommende Gestalt an. Das Kind selbst ist bey der Wahl der Gestalten ganz gleichgiltig oder wenigst leidend. Es nimmt die eine so gut, wie die andere an, oder, wenn sie ja eine größere Leichtigkeit für die natürlichen Gestalten zeigt; so nimmt sie doch auch die widernatürlichen überhaupt noch leichter, als später und fast ganz leidend an. Man darf also nur bestimmen, welche Gestalt der künftige Mensch bekommen soll. Das Kind nimmt den Anfang einer jeden an. Es liegt an uns, und nicht am Kinde, wenn es irgend eine Urbildung nicht erhält. Soll dein Kind einen eckigten Kopf, große Ohren, ein doppeltes Maul und keine Waden bekommen? Du weißt, was die Indianer thun. Soll es europäische Gliedmaßen bekommen? Du weißt, was die Europäer thun. Soll es groß, stark, gesund, schön und gewandt werden? Du weißt, was die alten Deutschen thaten. Soll es klein, schwach, kränklich,

misgestaltet, unbehilflich werden? Du weißt, was wir thun. Soll es dumm, gelehrt, oder, was besser, als beydes ist, für sein Alter geschickt, und für die folgenden gelehrig; soll es bösartig, heilig, oder nur gutartig werden? Du weißt, was dumme, eitle, verdorbne oder verständige Aeltern thun. Es ist bewundernswürdig, wie geschmeidig die Natur des Kindes ist. Sie nimmt die gewaltsamsten, die widernatürlichsten, die gefahrvollsten Gestalten an, ohne zu vergehen. Dem Kinde des Wilden läuft bey der unmenschlichen Verunstaltung seines Körpers eine grüne Feuchtigkeit durch die Nase und den Mund, und doch besteht es diese schreckliche Operationen gewöhnlich glücklich. — Was stehen nicht unsre Kinder von unsrer manchmal nicht weniger unmenschlichen, sondern unter uns nur gewöhnlichern Strenge oder Zärtlichkeit sehr oft aus, und wie oft bestehen nicht auch diese — alle an sich eben so fürchterlichen Quaalen unsers Zorns, und unsrer Liebe noch sehr glücklich? Sie gehen zwar daraus — verkrüppelt, und wenig brauchbar, aber doch noch lebendig, und wenigst noch mehr brauchbar hervor, als man erwarten sollte. Es ist also ein Vorurtheil, zu glauben, daß irgend eines unsrer gewöhnlich gut organisirten Kinder für irgend eine Gestalt nicht empfänglich sey. Wir Erwachsene sind für die Wahrheit einer uneingeschränkten Empfänglichkeit des Kindes und für die Mühe und Sorgfalt, welche uns diese Wahrheit aufzulegen würde, nicht empfänglich. Das Kind aber ist es für jede Gestalt. Wir finden es bequem, von dem, was wir nicht thun wollen, zu sagen, daß wir es nicht thun können. Wir finden es bequem, in der Natur unserer Zöglinge eine Sündenträgerinn unserer Irrthü-

mer, Nachläßigkeiten und Verbrechen zu finden. Einst mußten die Sterne, die Götter, das Schickſal, die Engel oder die Teufel an dem ſchuldig ſeyn, was die Menſchen thaten oder unterließen. Itzt, ſeit dem man aufgeklärter geworden iſt, muß es die Natur ſeyn. So lange es Sündenträger giebt, wird es immer viele Sünden geben. Weg alſo mit den erſten, damit der zwoten weniger werden!

Allein die Ueberzeugung von der Wirklichkeit der ausgebreiteten Empfänglichkeit des Kindes wird vermuthlich weniger Schwierigkeit machen, als die Ueberzeugung von der Wichtigkeit ihrer Folgen. Für jene ſprechen die Begriffe und Erfahrungen zu laut, als daß man ſie nicht hören ſollte. Für dieſe aber ſcheinen ſich weder die einen noch die andern gleich deutlich zu erklären. Es ſcheint ſich einerſeits die nämliche Weichheit der kindlichen Natur, welche ſich für die Menge der möglichen Einflüſſe und Geſtalten verbürgt, auch für die Vergänglichkeit ihrer Folgen zu verbürgen, — und andererſeits ſcheint die Erfahrung am Ende gewöhnlich gerade das Gegentheil von jenen Zeichnungen vorzuzeigen, welche man den Urzügen gemäß erwarten konnte.

Es iſt freylich wahr, daß der Eindruck auf einen weichen Gegenſtand leicht wieder durch einen nachfolgenden einer andern Art verwiſcht wird. Wird aber dieſer zweyte Eindruck, wenn er auch den erſten noch ſo ſehr vertilgt, das nämliche Merkmaal zurücklaſſen, welches er zurückgelaſſen hätte, wenn der erſte nicht voraus-

gegangen wäre? Wird das neue Merkmaal nur die einfache Eigenthümlichkeit ihrer einzigen Ursache, oder eine zusammengesetzte von der Wirkung ihrer und der vorgehenden Ursache haben? Bleibt also die erste Wirkung ungeachtet der Vernichtung ihrer Einheit nicht doch noch auch in der zweyten wenigst in Theilen zurück? Bleibt sie nicht in irgend einer neuen innern oder äußern Bestimmung der zwoten Wirkung, — in irgend einer Sache, oder in irgend einem Verhältniß zurück? Geht denn überhaupt selbst in der weniger empfänglichen Natur niederer Wesen einmal eine Wirkung in allen ihren Folgen verloren? Und dann — wie oft geschieht es denn, daß ein nachfolgender Eindruck das Merkmaal des vorgehenden sehr viel auslöscht? Es muß ja wenigst immer schon ein merklich stärkerer seyn, wenn er dieses thun soll. Er hat nun nicht mehr blos die leicht zu behandelnde Weichheit der jungen Natur allein, sondern auch schon eine fremde Wirkung vor sich, die er zuvor entfernen muß, ehe er jener beykommen kann. Er ist also schon etwas seltner, und muß gewöhnlich erst von der Absicht desjenigen hergeführt werden, dem die Aufsicht über das ganze Schicksal der noch ungewißen Natur anvertraut ist.

Ferner ist es zwar auch wahr, daß uns die Erfahrung sehr viele gesunde und liebenswürdige Kinder, aber vielleicht eben so wenige dergleichen Erwachsene zeigt. Allein finden wir deswegen auf diesen diejenigen Züge gar nicht mehr, welche wir auf jenen fanden? Die ganzen Zeichnungen, welche wir auf den ersten antrafen, treffen wir freylich auf den letzten nicht wieder an. Aber einzelne der vorzüglichsten

Grundzüge finden wir — der Regel nach — immer wieder, wenn wir genau nachforschen.

Es ist bekannt, was der verehrungswürdige Campe in Rücksicht der Gespensterfurcht von sich selbst erzählt. Tausend andere aufgeklärte Männer bestättigen Herrn Campens Aussage durch ähnliche Selbsterfahrungen. In diesen Fällen ist die Dauer der ersten Eindrücke auffallend. Hier dringt sie sich — — selbst unserer Ueberzeugung auf. In andern und zwar in den meisten springt sie nicht so sehr in die Augen. Sie berührt aber doch auch da wenigst unsre Ahndung.

Verwundern wir uns nicht überhaupt, wenn wir jenen Mann gesund und gut sehen, den wir als Kind gebrechlich und bösartig sahen? — — Bedauern wir nicht sogar das Gegentheil, wo wir jenen verdorben finden, nachdem wir dieses sehr hoffnungsvoll verliessen? Bedauern wir dieses nicht als ein unerwartetes Unglück, ob es gleich leider! sehr gewöhnlich ist? Steigt diese angenehme oder traurige Bewunderung nicht in dem Maase, in welchem wir am Erwachsenen immer weniger von demjenigen antreffen, was wir im Kinde vorfanden? Was folgt daraus? daß wir die Abweichungen der Beschaffenheiten des Mannes von den ähnlichen Uranlagen des Kindes als Ausnähme ansehen; — daß wir also gewohnt sind, in der Regel am Mann dasjenige nur vollendet wieder zu sehen, was wir am Kinde angefangen sahen; — daß wir gewohnt sind, wenigst einige von den ersten und vorzüglichsten Uranfängen wieder, wenn gleich vielfach überarbeiter, zu finden. Ja! dieses sind wir gewohnt, ob wir es

gleich vielleicht selbst nicht wissen. Unser dunkels Gefühl leitet uns hierinn richtiger, als unser halbdeutliches Denken. So lange wir jenem folgen, finden wir es sehr natürlich, daß der entwickelte Mensch, wenn keine ungewöhnliche Ursache dazwischen kömmt, dasjenige nur ausführlich ist, was der beginnende zu seyn angefangen hat. Erst wenn wir darüber unsre halben Begriffe fragen, werden wir zu glauben verleitet, daß der Mensch eben so leicht ganz anders enden könne, als er ansieng. Woher kömmt aber dieses? So lange wir uns blos auf unser Gefühl verlassen, so fühlen wir die Anfänge, und wir begnügen uns damit. Ueberlassen wir uns aber unsern Begriffen, die gewöhnlich noch nicht scharf genug sind, so wollen wir die Anfänge sehen, und dazu sind diese meist zu fein, und jene zu stumpf. Wir sehen gewöhnlich nur das schon deutlich Ausgezeichnete. Das erst leicht Entworfene sehen wir meist noch nicht, oder wenigst nicht richtig. Es giebt aber darüber freylich auch der sehr deutlichen Entwürfe manchmal schon viele. Wenn wir also sehen wollen, so sehen wir diese an! Betrachten wir jene vorzüglich glücklichen oder unglücklichen Kinder, welche sich schon früh durch eine ungewöhnliche Erhöhung ihrer Kräfte, oder durch eine ungewöhnliche Verdorbenheit auszeichnen? Warum verlieren die ersten ihr ursprüngliches Gepräge von Kraft nie ganz? Warum erholen sich die zweyten von ihrem ursprünglichen Verderben nie ganz? Nun! Geht die Natur nicht überall stufenweise zu Werke? Wird also das, was in diesen Fällen in grösern Graden und daher sehr merklich geschieht, nicht auch in allen andern, nur schwächer, folglich unmerklicher geschehen? Allenthalben sind die mei-

sten der ersten Grundzüge des Menschen untilgbar. Bleiben sie selbst nicht ganz zurück, so bleibt doch immer vieles von ihrem Gefolge, welches zahllos ist. Die, welche den Menschen mehr oder weniger kannten, wußten dieses von jeher, und legten von jeher darnach ihre Plane zu seiner Veredlung oder Verschlimmerung an. Und die, welche ihn nicht kannten, also dieses nicht wußten, und, wenn man es ihnen sagte, nicht glaubten, legten ihre Plane nie darnach an, und verschlimmerten deswegen den Menschen — mehr oder weniger — von jeher; so sehr sie sichs auch manchmal vornahmen, ihn zu veredeln. Würdest du dir für deinen Garten einen Gärtner annehmen, welcher der Meynung wäre, daß die Behandlung der Keime für die Pflanze gleichgültig sey?

Eilftes Kapitel.

Lebensfülle und Reizbarkeit der Kindheit.

Drittes allgemeines Gesetz der Kindheit: Die Kindheit hat einen größern Vorrath vom körperlichen als vom geistigen Leben, von beyden aber unter allen Zeiträumen der Jugend den kleinsten, obwohl immer noch einen verhältnißmäßig größern, als die Zeiträume nach der Jugend.

Viertes allgemeines Gesetz der Kindheit: Die Kindheit ist reizbarer als alle folgenden Zeiträume, aber unmittelbar nur von den körperlichen Gegenständen, von einigen geistigen

erst mittelbar, und von beyden auf die der Jugend überhaupt eigenthümliche Art.

Volle Backen, runde Aermchen und Füßchen, ein durchgehends von Fleisch strotzender Körper sind das, was wir vor allem fast an jedem Kinde finden. Selbst das schwächste zeigt uns eine, freylich nur kleine, aber doch für seine Lage noch immer beträchtliche Fülle. Das Kind erscheint nie so arm an körperlichen Vorräthen, als irgend einer der spätern Menschen bey verhältnißmäßig gleicher Schwäche. Was zeigt dieses an? Einen für das kleine Daseyn des Kindes sehr beträchtlichen Reichthum von körperlichem Leben. Allein nach Unkunde alles dessen, was es selbst ist, und wovon es umgeben wird, und nicht nur Unkunde, sondern überdieß noch Unfähigkeit der meisten Kräfte, wodurch der spätere Mensch dieser Unkunde abhilft, finden wir vor allen an jedem Kinde. Wir finden das Kind nicht nur fast ganz leer an Vorstellungen und Neigungen, sondern auch noch fast ganz unfähig am Vorstellungs- und Begehrungsvermögen selbst. Es besitzt nicht allein sehr wenige Vorstellungen und Neigungen, sondern kaum auch noch nicht einmal, die Bezirke der Sinnlichkeit ausgenommen, vielerley davon annehmen, wenn man sie ihm geben wollte. Was zeigt dieses an? Einen selbst für das kleine Daseyn des Kinds noch sehr geringen Vorrath von geistigem Leben.

Das Kind ist bey seinem ersten Anfange mehr eine Pflanze, als ein Thier. Das Thier zeigt schon gleich beym Entstehen in seinen Instinkt ein bestimmtes höhers, als blos organisches Leben, das Kind fast nicht. Die-

ses vegetirt blos — nur auf eine andre Art, als die Pflanze, schließt, oder öffnet aber übrigens seine Sinne und seine wenigen Neigungen — den vorkommenden Gegenständen so unwillkührlich, wie die Pflanze ihre Blätter — der Sonne. Zwar wecken die wohlthätigen Eindrücke der Dinge bald ein neues halbgeistiges Leben, und dieses neue, anfangs sehr schwache Leben gewinnt selbst der ähnlichen stärkern Erscheinung in Thieren bald einen wichtigen Vorzug ab, nämlich den Vorzug vielseitiger zu seyn. Allein zuerst ist es überhaupt — ungleich schwächer, als das geistige Leben in den Thieren, und selbst dann, wenn es schon vorzüglicher, als dieses geworden ist, ist es noch ungleich schwächer, als das körperliche in ihm selbst.

Wir müßen auch hierinn wieder die weise Anstalt der Natur ehren. — Wessen bedarf der neuangekommne Geist des Menschen vor allem? Einer sichern und bequemen Wohnung, in welcher er sich ansiedeln, — eines festen Punktes, von welchem er auf sich, und die Dinge außer sich bestimmt wirken kann. Durch die grössere Menge von Vorräthen des körperlichen Lebens in der Kindheit hat die Natur für diese Wohnung des Geistes, und für diesen bestimmten Richtungsplatz seiner Wirkungen gesorgt. Der Körper, nun auf einmal in eine ganz neue Welt versetzt, von tausend neuen Einflüssen umgeben, und fast für alle schon empfänglich, hat vor allem allein schon die ganze Aufmerksamkeit seiner Schöpferinn vonnöthen. Er genießt sie. Der Geist, zwar auch schon gegenwärtig, aber noch großentheils verborgen, für viele Eindrücke noch ganz unerreichbar, für einige andere nur halb empfänglich, also in seiner

Verborgenheit schon sicher, bedarf indeß beynahe nur einer mittelbaren Sorge der Natur. Er ist in diesen Zeitraum geborgen, wenn er nur soviel Unterstützung von ihr genießt, daß er zum deutlich gefühltem Bewußtseyn seiner selbst, und der gewöhnlichsten Gegenstände um ihn herum — gelange.

Der Körper des Kindes bedarf, und besitzt also mehr Lebensstoff, als der Geist desselben. Aber selbst dieser körperliche Lebensvorrath ist während der Kindheit noch klein. Er füllt zwar die gleichfalls kleinen Hüllen, die ihn einschließen, sehr reichlich aus. Er ist für die gewöhnlichen Bedürfnisse mehr, als hinreichend. Allein unbeträchtliche ungewöhnliche können ihn doch manchmal leicht aufzehren. Das Flämmchen brennt klar und voll, und strebt immer, größer zu brennen. Aber ein unvorsichtiger Zug der Luft kann es bald zu einem Funken zurück, oder vollends ausblaßen. Die Kinder sind den meisten Krankheiten unterworfen. Unter ihnen herrscht die größte Sterblichkeit. Die nachfolgenden Zeiträume der Jugend zeigen eine ungleich beträchtlichere Fülle selbst des körperlichen Lebens. Sie besitzen aber auch ungleich mehrere Quellen, aus welchen ihnen Leben zufließt. In ihnen sind nämlich schon viele Vorrathsplätze des Geistes geöffnet, welche nicht nur diesen, sondern auch den Körper mit neuen Zuflüssen versehen.

Man kennt die mächtigen Einwirkungen des menschlichen Gemüths auf den menschlichen Leib. Mit dem Knabenalter fangen diese wichtigen Ursachen schon sehr merklich zu werden an, und sind, so wie fast die ganze künftige Jugend hindurch, meist nur von wohlthätiger

Art. Während der Kindheit aber ruhen sie noch grösstentheils, oder wirken nur sehr schwach. Das Einzige, was sie da vorzügliches thun, ist, daß sie nicht, wie sehr oft in den Zeiten nach der Jugend, zerstören. Aber sie bringen auch noch nicht hervor.

So klein aber diese Vorräthe des gesammten Lebens der Kindheit sind, so sind sie doch verhältnißmäßig größer, als irgendwo nach der Jugend. So wenig sie, wenn sie das blieben, was sie sind, für die Bedürfnisse des menschlichen Lebens überhaupt — hinreichen würden, so reichen sie doch für die Bedürfnisse des Kindeslebens reichlich hin. Diese Bedürfnisse sind aber, wie die Bedürfnisse der Jugend überhaupt, immer verhältnißmäßig grösser, als jene der folgenden Alter. Sie erstrecken sich nämlich jedesmal nicht nur auf die Erhaltung des Seyns, sondern stäts auch auf die Erweiterung desselben. Und so besitzt dann das Kind zwar an sich weniger Lebensstoff, als der Mann. Aber in Rücksicht der Bezirke vom Daseyn, welche beyde einnehmen, besitzt das Kind mehr, denn dieses hat stäts so viel davon vorräthig, daß es nicht blos seinen jedesmaligen Kreis, sondern auch noch die immer neu eintretenden Erweiterungen desselben damit beleben kann. Der Mann versieht freylich einen grösern Kreis. Aber er erweitert seinen jedesmaligen nicht mehr. Von Seite des Körpers ist dieses bald einleuchtend. Und von Seite des Geistes wird es dasselbe auch, wenn man bey dem Nachdenken darüber die Warnung nicht vergißt, welche ich in der vorgehenden Abtheilung *) machte. — Wenn

*) Im dritten Kapitel von der Lebensfülle der Jugend überhaupt.

man sich also hütet, die auch dem männlichen Alter noch mögliche Zunahme an Ausdehnung des Geistes mit der nur der Jugend eigenthümlichen Zunahm an innerer Stärke — also das uneigentliche Wachsen des Geistes mit seinem eigentlichen zu verwechseln. So arm das Leben des Geistes in der Kindheit ist, so ist es doch immer reich genug, ihn in diesem wahren Sinne wachsen zu machen. Ist es aber das an sich reichere Leben des männlichen Geistes auch noch?

Was der Kindheit an der Größe des Lebens fehlt, das ist ihr an der Größe der Reizbarkeit ersetzt. Das Leben des Kindes ist an sich noch nicht sehr reich, aber es ist wegen seiner ungemeinen Reizbarkeit immer sehr thätig, und dadurch im Stande, auch sehr reich zu werden. Die Kindheit ist unter allen Zeiträumen des menschlichen Lebens derjenige, worinn der Mensch in seinem gesunden Zustande am reizbarsten erscheint. Die kindische Reizbarkeit behauptet wenigst gleich nach der Kranken den ersten Platz, wenn sie nicht den nämlichen mit dieser behauptet. Sie ist so allgemein anerkannt, daß sie auch allgemein als Gleichniß zur Bezeichnung einer übermäßig großen Reizbarkeit eines Erwachsenen gebraucht wird. Man wird, wenn man ein Kind betrachtet, immer an sie erinnert. Tausend kleine Ursachen, welche selbst für den Knaben schon zu unbeträchtlich sind, packen das Kind noch sehr mächtig. Bey den geringsten, meist erst aus ihren Folgen bemerkten Anlässen ergeben sich in ihm schon wichtige Erscheinungen. Wir sehen es beynahe immer, wenigst, so lange es wacht, in einem gespannten Zustande. Sein Körper und sein Geist sind meist stark ergriffen. Jener ist gewöhnlich

sehr gesund oder sehr krank, sehr kräftig oder sehr schwach, dieser sehr beschäfftigt oder sehr schläfrig, sehr vergnügt oder sehr traurig.

Welche sind die gewöhnlichsten Kinderkrankheiten? — Zuckungen, Krämpfe, Verstopfungen, Durchfälle, Entzündungen, das Schwitzen, Schluchzen, Husten, Nasenbluten, die Blattern, Masern, Scharlachfieber, englische Krankheit, der Kinderbrand, allerley Hautausschläge, u. dgl. — Welche sind die schädlichsten Kinderspeisen und Getränke? — Bloße Fleischspeisen, zu künstliche und zu nahrhafte Speisen, Gewürze, Weine, gebrannte Wasser, Bier, Kaffee, Chokolade u. s. f. — Welche sind die unschädlichsten und passendsten? Die Muttermilch, die Milch von Ziegen oder Eselinnen, Kühmilch zur Hälfte mit Wasser vermischt, Suppen von klein geriebnem Zwieback oder Grieß, Sago, leichte, nicht fette Fleischbrühen, endlich einfache Fleisch- und Pflanzspeisen miteinander verbunden und reines Quellwasser. — Welche sind die gewöhnlichsten Seelenzustände der Kinder? — Alles vergessende Aufmerksamkeit auf irgend einen Gegenstand, mit dem sie sich beschäfftigen, oder tödtende Langeweile, Freude, Entzücken, Furcht, Zorn, Verzweiflung, kurz! immer heftige Leidenschaften, und diese Leidenschaften immer in schnellen und großen Abwechslungen. Daher ist auch der Ausdruck ihrer Seelenzustände immer heftig und veränderlich. Ihre Augen funkeln oder erlöschen. Ihre Wangen glühen, oder bleichen ab. Ihr Ton ist ausgezeichnet leidenschaftlich. Sie frohlocken, oder jammern sehr innig, und wechseln mit allen diesen Ausdrücken oft in weniger, als einer Minute.

Diese Größe der Reizbarkeit in der Kindheit ist aber mehr eine innere, als eine äußere. Das Kind wird noch nicht von so vielen Gegenständen, wie der spätere Mensch, aber es wird von seinen wenigen ungleich stärker gereizt. Es biethet am Reizen noch keine so zahlreichen Seiten dar; aber diejenigen, welche es darbiethet, sind ungleich empfindlicher. Größtentheils und unmittelbar ist nur sein Körper reizbar. Dieser wird von allen den tausend Wirkungen, welche die ihn umgebenden Dinge immer herumstreuen, schon unmittelbar, und zwar gewöhnlich sehr nachdrücklich erreicht. Sein Geist aber ist für die meisten Reize noch unzugänglich. Einige erreichen zwar auch diesen schon, aber sie gelangen erst durch Hilfe von jenem dazu. Sie müßen dem Körper irgend einen Stoß beybringen, wenn sie dem Geiste einen beybringen wollen. Die Einwirkung geschieht hier nur mittels der Fortpflanzung der ersten Wirkung. Die nützlichen oder schädlichen Wirkungen der Speisen, der Getränke, der Luftarten, der Wärme, der Kälte, der Heilmittel u. dgl. zeigen sich am Kind gewöhnlich sehr bald und sehr stark. Die nützlichen oder schädlichen Einflüsse geistiger Ursachen aber zeigen sich an ihm entweder noch gar nicht, oder erst später und schwächer, und auch dann nur weniger zahlreich, und blos als körperlich angenehme und unangenehme, folglich als mittelbar empfangene Erscheinungen. Die meisten geistigen Reize rühren das Kind noch gar nicht, und jene, welche es rühren, thun es nicht mit ihrer geistigen Natur, sondern mit der körperlichen ihres Gefolges.

Das Kind fürchtet den Teufel. Warum? weil er ein Verderben brütendes Wesen ist? — Nein! sondern

weil er Bocksfüße, Hörner und Krallen hat. — Es liebt die Engeln. Warum? weil sie reine, seegenverbreitende Geister sind? — Nein! sondern weil sie schön gerundete Glieder und schön gelockte Haare haben, und freundliche Mienen machen. Erzählt euren Kindern noch so viel Gutes vom Teufel, und noch so viel Schlimmes von den Engeln, malt ihnen aber übrigens die Gestalten derselben so häßlich und so schön, wie bisher vor, so werdet ihr es nie dahin bringen, daß sie jenen innig liebgewinnen, oder diese innig fürchten. Doch! Es scheint, daß ihr es schon selbst wißt, daß die Kinder grösstentheils nur für körperliche Reize empfänglich sind. Ihr steckt deswegen alle eure geistigen Reizmittel in irgend eine körperliche Hülle, ehe ihr sie anwendet. Allein wie vielerley Hüllen dieser Art habt ihr dann gewöhnlich vorräthig? Ich sehe fast nirgends mehrere, als die zwo sehr alltäglichen, die Ruthe und das Zuckerbrod. Ist denn aber mit diesen beyden Arten schon für alle Bedürfnisse gesorgt? Paßt jeder geistige Reiz in eine von diesen zwo Hüllen? Und wird alsdann jener gehörig wirken, wenn er nicht genau in diese paßt? Ihr erwartet also doch immer die Hauptwirkung von dem Geistigen, welches in der körperlichen Hülle steckt, und nicht von der Hülle, welche doch vor der Hand eigentlich allein wirkt. Ihr glaubt also doch noch immer an eine geheime Kraft eurer pädagogischen Universalmedizin von Prügeln und Leckerbissen?

Betrachtet man die Reizbarkeit der Kindheit von den übrigen Seiten, so findet man, daß sie sonst durchgehends von der Art ist, von welcher die Reizbarkeit der Jugend überhaupt ist, nur stäts in einem höhern

Grade. Das Kind ist also unter allen noch unentwickelten Menschen vorzugsweise für die kleinen und naturgemäßen Reize vor den großen und naturwidrigen, am meisten empfänglich. Die Oberfläche seiner Natur ist außerdem, daß sie die kleinste und leerste am Inhalte ist, auch die zärteste und reinste. Sie wird daher von den wenigsten Wirkungsstrahlen der großen Ursachen, von den feinsten der kleinen aber schon merklich getroffen. Sie wird ferner nicht von den blos zurückgeworfnen Strahlen ihres eignen Inhalts, sondern nur von den wirklichen der Gegenständen getroffen, und diese Wirkung wird durch keine fremdartige Bedeckung auf ihr selbst im mindesten verwandelt. Wir finden daher hierinn schon immer einen sehr merklichen Unterschied zwischen dem Kinde und den Knaben. Bey dem nämlichen Gegenstande, welchen das Kind, ungeachtet unsrer Bemühung, es darauf aufmerksam zu machen, als gar nicht gegenwärtig, vorbey geht, fängt der Knabe schon an, von selbst zu verweilen. Bey dem nämlichen Gegenstand, bey welchem das Kind oft lange verweilt, eilt der Knabe, als sähe er nichts, gleichgiltig vorüber. Das Kind läßt die Gegenstände ganz so auf sich wirken, wie sie sind. Der Knabe fängt schon an, dieselben manchmal so zu modeln, oder zu stellen, daß sie wirken, wie er will. Das Kind streckt den Eindrücken der Gegenstände seine bloße Natur entgegen. Der Knabe arbeitet meist schon daran, die seinige mit einer feinen Decke von Gewohnheit zu überziehen. Im Knaben zeigen sich also schon öfter die Erscheinungen größerer Ursachen, und seltner jene der sehr kleinen. Es zeigen sich in ihm schon einige Spuren irgend einer Kunst. Im Kinde zeigt sich von diesem Allen

bey-

beynahe noch nichts. Je kleiner irgend ein Reiz ist, desto gewißer ergreift er fast immer das Kind. Und wenn an irgend einem künstlichen Reiz ja noch etwas natürliches ist, so ist es der Regel nach immer dieses, was davon das Kind ergreift. — Belege zur Bestättigung dieser zwo Wahrheiten finden sich in jeder Familie, wo Kinder sind. Jeder Vater, der seine Kinder mehr, als dem Namen nach kennt, weis, daß sich tausend körperliche und geistige Dinge, die für ihn, die sogar für seine schon erwachsenen Abkömmlinge sehr gleichgiltig sind, für seine Kleinen als noch sehr wichtig ankünden. Er weis, daß tausend dergleichen Dinge, die ihm, und selbst wieder seinen schon erwachsenen Kindern die Kunst mehr oder weniger angenehm oder unangenehm, nützlich oder schädlich gemacht hat, seinen Kleinen noch gleichgiltig, oder oft gar das Gegentheil von dem sind, zu was sie ihm erst seine Kunst macht.

Zwölftes Kapitel.

Naturgemäßheit und Drang nach Freyheit während der Kindheit.

Fünftes allgemeines Gesetz der Kindheit; Die Kindheit zeigt die reinste, aber auch am leichtesten zu überwindende Naturgemäßheit, indeß doch eine schwerer zu bekämpfende in Rücksicht des Körpers, als in Rücksicht des Geistes.

Sechstes allgemeines Gesetz der Kindheit: Die Kindheit strebt mit der verhältnißmäßig größten, aber auch wieder am leichte-

sten zu überwindenden Reinheit und Schnellkraft nach Freyheit sowohl des Körpers, als des Geistes.

Wer den Menschen in seinen natürlichsten Gestalten finden will, der sucht ihn da auf, wo er ihn als Kind findet. Man hofft freylich da noch nicht viel zu finden. Aber man hofft doch das, was man findet, noch am wenigsten durch irgend eine Kunst geändert zu finden. Man hofft, ihn selbst, so viel davon schon erscheinen kann, und nicht, wie später, meistentheils blos seine Bekleidung zu sehen.

Ist diese Erwartung gegründet? Sie ist es. Als Kind erscheint der Mensch noch am natürlichsten, oder, weil ihm unsre Kunst gar so sehr schon vor, und bey seinem Entstehen aufpaßt, doch am wenigsten künstlich. Noch hat ihn die Kunst gewöhnlich doch nicht schon öfter und gewaltiger, als die Natur, berührt. Er hat also — der Regel nach — immer noch mehrere Merkmaale von dieser, als von jener aufzuweisen. Er ist, so wenig er davon ist, doch mehr Mensch, als er etwas anders ist. Wir sind daher auf dem rechten Wege, wenn wir etwas Unverfälschtes von einem Menschen sehen wollen, und es in der Kindheit suchen. Nur hätten wir uns, dasjenige, was wir durch unser Beobachten finden, durch unser Auslegen wieder zu verlieren! Wir kommen gar zu leicht in den Fall des Bauern in der Fabel, der die Goldstange liegen läßt, die ihm das Glück auf sein inständiges Bitten in den Weg legte.

Das Kind ist der Natur am getreuesten. Will es dasselbe aber auch seyn? Oder ist es dasselbe blos; weil

es noch am wenigsten Gelegenheit hatte, ihr ungetreu zu werden? — Es fühlt jeden noch so leichten Druck der Kunst, und sträubt sich dagegen. Es sieht jede noch so kleine Gestalt der Laune, und weicht ihr aus. Es läßt sich nur von der Natur berühren, ohne zu widerstehen. Es schmiegt sich nur in die Bildungen der Nothwendigkeit mit Geduld. Ergreift die Kunst die Hand der Natur nur ein wenig, so bewirket sie in ihm schon ungleich mehr, als wenn sie mit allen ihren tausend künstlichen Armen wirkt. Nimmt die Laune die Maske der Nothwendigkeit nur auf einen Augenblick, aber genau, vor, so erreicht sie in diesem Augenblick durch einen Wink, was sie sonst nicht in langer Zeit, oft nie, durch alle ihre manchmal sehr sinnreichen Mittel erreicht.

Der Knabe ist gewöhnlich schon nicht mehr so empfindlich für die Kunst und Laune, und nicht mehr so geschmeidig für die Natur und ihre Nothwendigkeit. Er erkennt schon manche Berührung der ersten nicht mehr so leicht, und fügt sich schon in manche Richtung der zwoten nicht mehr so folgsam. Ihn hat die Gewohnheit mit ihrer Zauberruthe gewöhnlich wenigst schon einmal berührt. — Das Kind will also derjenigen Macht auch getreu seyn, welcher es getreu ist. Es will es am vollkommensten seyn. Es hat das feinste Gefühl, und das reinste Verlangen dafür. Man betrachte den Menschen in allen Zeiträumen seines Lebens! Hat er irgend einmal so sehr blos natürliche Bedürfnisse, als in seiner Kindheit? Und werden diese irgend einmal so leicht, als da, durch blos natürliche Befriedigungen gestillt? Welche Bedürfnisse hat der Körper des

Kindes? Hunger, Durst, Bewegung, Schlaf. — Was braucht das Kind, um diese Bedürfnisse zu befriedigen? Brod, Wasser, die Freyheit, und den Boden des Zimmers, oder höchstens ein Rasenplatz. — Welche Bedürfnisse hat sein Geist? Wahrheit und Freude, — (beyde freylich nur erst sinnlich. Das Kind will Wahrheiten oder Wirklichkeiten sehen, hören, riechen, schmecken, greifen, und sich an selben glücklich fühlen) — Was braucht es, um diese Bedürfnisse zu befriedigen? seine Sinne und die Natur. — Was thut das Kind, wenn ihr ihm einige eure künstliche Bedürfnisse, oder wenigst für seine natürlichen einige eurer künstlichen Befriedigungen anbiethet? Nimmt es eure Unmäßigkeit, eure Unthätigkeit, eure geschraubte Thätigkeit, eure Verzärtlung so gerne, und leicht aus euern Händen, als seine einfachern Bedürfnisse aus den Händen der Natur? Nimmt es eure künstlichen Lehren, eure gelehrten Wahrheiten und Meynungen, und eure erzwungenen Quaalen und Freuden so bereitwillig und schnell an, als seine handgreiflichen Wahrheiten, und seine sich selbst darbiethenden Genüße? Sucht es überhaupt eure Kunst irgend einmal selbst auf, wenn ihr es nicht schon sehr früh und sehr schlau dazu gewöhnt? Müßt nicht ihr es immer mit eurer Kunst aufsuchen? Und zeigt es dann nicht fast immer durch irgend eine Widersetzlichkeit sehr deutlich, daß es die fremde Macht, der ihr es unterwerfen wollt, sehr bestimmt fühle und hasse? Ihr wißt es manchmal selbst nicht, daß in dem, was ihr euern Kindern geben wollt, irgend etwas von einer Kunst stecke. Aber die Kinder fühlen es bald, und sagen es euch durch irgend eine Widersetzlichkeit gegen eure Geschenke. Der

Knabe fühlt, und verlangt schon nicht immer so ganz rein. Er opfert schon manchmal mit oder ohne seinem Wissen irgend einer kleinen Gewohnheit, Uebereinkunft, Willkühr — kurz, irgend einer Kunst.

So groß aber die Reinheit des kindlichen Gefühls und Verlangens für Naturgemäßheit ist, so klein ist die Kraft, diesem Gefühle und Verlangen immer entsprechend zu handeln. Die Naturgemäßheit des Kindes ist daher zwar die reinste, aber auch die schwächste. Man muß ihr immer, aber man darf ihr jedesmal nur wenig entgegen arbeiten, wenn man sie unterdrücken will. Wenigst ist der Aufwand von Kräften, der zu ihrer Zerstörung erfodert wird, in Vergleichung mit der Menge derselben, die uns dazu überhaupt zu Gebothe stehen, sehr klein. Wir siegen also immer nicht nur gewiß, sondern auch leicht. Wir würden freylich noch leichter nicht siegen. Denn wollten wir auf das traurige Glück eines solchen Siegers Verzicht thun, so wäre selbst der kleine Kampf, den wir itzt bestehen müßen, nicht nöthig, und wir gelangten ohne Sieg, also auch ohne Streit, oder wenigst durch edlere Siege bey einem gemeinschaftlichem Streit, (nicht zwischen uns, sondern gegen einen äußern Feind) — zu einem bessern Zweck. Allein wir wollen nun einmal gewöhnlich dieses bessere und leichtere Glück nicht. Wir wollen lieber das beschwerlichere, aber doch noch leichte Unglück, welches mehr in unsre Plane, oder vielmehr in unsre Planlosigkeit paßt. Wir erreichen es. Wir müßen es erreichen. Wir haben der Mittel zu viele. Welche Menge von Künsten erwartet unsere Winke, wenn wir absichtlich zu Werke gehen wollen! Welche Menge von

Zufällen eilt unsern Wünschen zuvor, wenn wir uns gedankenlos dem Ohngefähr überlassen! Was hat das Kind allen diesen Angriffen entgegen zu stellen? Einige schwache Klagen über die Gewalt, die man ihm anthut, oder anthun läßt. Es weint, schreyt, — und giebt nach.

Dieses wissen diejenigen wohl, welche an dem Verderben des Menschen arbeiten. Da nun die Naturgemäßheit desselben ihren Absichten am meisten zuwider ist, so greifen sie selbe am planmäßigsten an. Sie greifen sie da an, wo sie am wenigsten widerstehen kann, im Kinde. Erreichen sie gleich da ihren Zweck selbst noch nicht, so nähern sie sich ihm doch schnell schon bis auf den halben Weg, und mit geringerer Mühe, als sie sich später langsam und weniger nähern würden. Sie gewinnen also immerhin schon viel. Sie gewinnen durch die Richtung, die sie dadurch der ganzen Natur des neuen Menschen geben, den wichtigsten Theil ihres verbrecherischen Geschäfftes. Und wenn ja die Richtung später wieder geändert werden kann, so haben sie doch immer die Zeit gewonnen, welche mit der Aenderung dieser Richtung verloren werden muß. Aber selbst diese Richtung wird nie mehr ganz geändert. Die ursprüngliche Schnellkraft des Menschen ist zu geschmeidig, um sich nicht statt der natürlichen Gestalt, in der sie ihn erhalten soll, leicht an jede künstliche oder widernatürliche zu gewöhnen. Ist er also frühzeitig gekrümmt worden, so wird er schwerlich jemals wieder gerade gemacht werden. Wird er es aber doch noch, so wird er es wenigst nicht mehr fest. Er wird es mehr gezwungen, als selbstständig. Mancherley Anläße werden ihm

noch oft seine Krümmung wieder geben. Er hat nun zwo Naturen, oder wenigst zwo Richtungen einer getheilten Natur.

Obwohl aber die Naturgemäßheit der Kindheit überhaupt — in Rücksicht auf unsre Ueberlegenheit — leicht überwältigt werden kann, so kann sie es doch schwerer von Seite des Körpers, als des Geistes. Der Körper zeigt schon frühzeitig merkliche Kräfte, wo der Geist noch kaum Anlagen zu Kräften zeigt. Jener gewinnt schon sehr bald wenigst in einigen Theilen eine Art Selbstständigkeit, während dem sich dieser noch fast ganz unbehilflich auf ein fremdes Daseyn legt. Der Körper ist also zu einer Zeit schon zu widerstehen fähig, wo der Geist beynahe ohne allem Widerstande der äußern Gewalt nachgiebt. Wir bemerken daher am Körper schon frühzeitig ein sehr bestimmtes Streben zur Erhaltung der Reinheit seiner Natur. Er folgt dem Gange der Entwicklung hierinn schon mit solcher Festigkeit, daß er manchmal sehr fühlbar gegen die Hindernisse stößt, mit welchen wir ihm in den Weg treten. Er schlägt manche Bahn, die ihm die Natur öffnet, von selbst ein, bleibt entgegen auf einer andern, die ihm unsre Willkühr bereitet, unbewegt, und kann oft nur mit Gewalt darauf vorwärts gebracht werden. Er gewöhnt sich alles Natürliche beynahe von selbst an, oder vielmehr er erwirbt sich beynahe von selbst den wichtigen Vorzug, an Nichts gewöhnt zu seyn. An unsere künstlichen Eigenschaften aber gewöhnt er sich erst durch uns. Erst wir müssen ihm und zwar oft mit einem ziemlich großen Aufwand von Kunst, und Zeit — die unglückliche Eigenschaft beybringen, an etwas Bestimmtes gewöhnt

zu seyn. — Wie leicht wird es den meisten der untern Volksklassen nicht, ihre Kinder gesund, stark, groß, gerade werden zu lassen? — Wie viele Künste und Kosten müßen entgegen die höhern Klassen nicht aufbiethen, um ihre Kinder kränklich, schwächlich, klein und zu Krüppeln zu machen? Zeigen — diese Leichtigkeit auf der einen Seite, und diese Anstrengung auf der andern nicht deutlich eine sehr nachdrückliche Ergebenheit für die Natur, und einen sehr nachdrücklichen Widerstand gegen die Feinde derselben an? Allein noch mehr! Ueberraschen uns nicht selbst in den höhern Volksklassen manchmal da noch ungewöhnliche Körper-Eigenschaften am Knaben, wo man das Kind nach der gewöhnlichen feindlichen Art behandelte? Zeigt also nicht der Körper des Kindes sogar schon einen so wichtigen Widerstand, daß er oft nur der Unterstützung eines kleinen unbekannten Umstandes bedarf, um wenigst einen getheilten Sieg zu erhalten? — Denken wir nur über unsre gewöhnliche Art, unsre Kinder zu behandeln, ernstlich und aufrichtig nach! Was unternehmen wir nicht alles ihnen? Wir pressen sie in leinene Panzer, die gerade nachgiebig genug sind, sie miswachsen zu lassen. Wir schleudern sie in schnellen Schwingungen hin, und wieder, welche gerade stark genug sind, ihr Blut toll untereinander zu jagen, aber nicht ihre Glieder wohlthätig zu erschüttern. Wir begraben sie in faulen Ausdünstungen, die gerade noch gesund genug sind, sie nicht auf der Stelle zu tödten, aber auch giftig genug, sie mit einer ewigen Kränklichkeit anzustecken. Wir reizen sie mit kunstreichen Speisen, Getränken und Medizinen; wir verhüllen sie in weiche, erstickende Kleider, wir — doch man sieht es ja alle Tage, und überall,

was wir thun. Sollte man also in unsern Kindern nicht — der Regel nach — nur bucklichte, verschrobne, siechе Knaben erwarten? Und doch sind diese Unglücklichen noch immer nur Ausnahme, — freylich sehr zahlreiche, aber doch nur Ausnahme. Der Regel nach erhalten wir noch immer, nur in einer ungleich kleinern Anzahl, als es seyn könnte und sollte, — gerade, symetrische, gesunde Knaben. Wer macht sie dazu? wer vereitelt unsre Mühe mit den Kindern? Sie selbst — oder, wenn dieser Ausdruck beleidigt, die Natur in ihnen.

Dem Geist des Kindes kann seine Naturgemäßheit leichter genommen werden, als dem Körper. Der Geist kann beynahe noch gar nicht widerstehen. Er wagt erst nur die allerersten Versuche seiner Kräfte, und hat beynahe die ganzen Vorräthe derselben zu diesen Versuchen allein schon nöthig. Es bleibt ihm also fast Nichts auch noch zur Vertheidigung gegen äußere Angriffe übrig. Er unterliegt beynahe stäts, sobald er hier schon zu kämpfen genöthigt wird. Ueberdieß kann man dem Geiste während der Kindheit größtentheils immer mittelbar beykommen, wogegen er dann gewöhnlich vollends nichts vermag. Man kann für ihn, ehe er noch eigentlich selbst hervorbricht, schon allerley Modellé zu widernatürlichen Gestalten verfertigen, in welche er sich, so bald er ganz eintritt, hineinbegeben muß, indem ihm keine andere Auswege offengelassen sind. Die Naturgemäßheit des kindlichen Geistes ist — also — der Regel nach — verloren, wenn man nur ein wenig ernstlich will, daß sie es sey. Diese kann sich gegen die feindlichen Anstrengungen nicht erhalten, gegen welche

sich jene des Körpers erhält. Wir sehen daher auch ungleich mehrere eigensinnige, rachsüchtige, furchtsame, träge, u. s. f. als bucklichte, verschrobne, und siechе Knaben. Angesteckтheit des Geistes ist schon nicht mehr bloße Ausnahme, wie es Verdorbenheit des Körpers ist. Sie ist schon gewöhnlicher, als Reinheit. Allein es ist doch wieder zu bewundern, daß sie nicht noch gewöhnlicher, als wirklich, — daß sie nämlich nicht allgemein sowohl in Rücksicht der Personen, als der Kräfte ist. Wenn die Anstrengung, den Körper des Kindes zu verderben, schon groß ist, so ist die Anstrengung, das nämliche an seinem Geiste zu bewirken, welche kleiner seyn dürfte, um doch noch so schädlich, als jene, zu seyn, ungeheuer; denn was thut man nicht alles, um das Kind schon frühzeitig zur Herrschsucht und zur Sklaverey, zum Zorn und zur Rache, zur Angst und zum Zittern u. s. f. zu gewöhnen? Kostet es ihm, wenn wir bey guter Laune sind mehr, als einen Schrey, um jede aufsteigende Laune befriedigt zu sehen — und weint es, wenn wir mismuthig sind, nicht vergebens um Befriedigung wirklicher Bedürfnisse, ohne etwas anders zu erhalten, als unsern Zank und die Ruthe? Gehört es nicht zu unsern Unterhaltungen, Kinder zu erzürnen, zu erschrecken, und überhaupt alle Leidenschaften und Thorheiten der Erwachsenen nachempfinden oder nachahmen zu machen, um zu sehen, welche Erscheinungen sich darüber bey ihnen ergeben? Gehört es nicht sogar in unsre Erziehungsplane, Kinder über erlittene Unfälle durch Rache, Schadenfreude, Nascherey, u. s. f. wieder zu beruhigen, vor bevorstehenden durch Eitelkeit, Eigennutz, Sklavenfurcht u. s. f. zu warnen, und überhaupt dadurch von ihrer Unwissenheit, Unerfahren-

heit und Unkunde im Felde der Sittlichkeit zu befreyen, daß man sie mit Irrthümern, Thorheiten und Lastern bekannt macht? Ist nicht unser ganzes Betragen gegen den Geist des Kindes feindlich? Wir liebkosen es, wenn es Strafe, und strafen es, wenn es Liebe verdient. Wir täuschen es, wenn es belehrt seyn will, und belehren es über Dinge, die es noch nicht wissen soll, weil es sie noch nicht verstehen kann. Wir reizen es, wenn und wie wir gereizt sind, und gebiethen ihm Gleichgiltigkeit, wenn es gereizt ist. Kurz! wir verschieben die Natur des Kindes mit unserm Zorne und mit unserer Liebe, mit unsern Thorheiten und mit unserer Weisheit, in unserm Ernste und bey unsern Scherzen *). Soll man also andere, als blos ver-

*) Ich wünschte, daß sich einmal ein glückliches Genie an die Verfassung eines Werkes machte, welches das vollständige System der Mittel darstellte, welche angewendet werden, den Menschen zu verderben. Dieses Werk würde sehr groß, aber auch sehr nützlich werden. Ein Hauptvortheil desselben würde die Ueberzeugung von der ungemeinen innern Stärke der menschlichen Natur, folglich die Befestigung des Glaubens an die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit ihrer allgemeinen Veredlung seyn. Der Plan zur Vollständigkeit eines solchen Werkes läge sehr deutlich in den verschiednen Theilen der menschlichen Natur, und die Materialien zur Ausfüllung fänden sich häufig — überall. Man müßte sie aber in den nächsten Vorbereitungen zum Daseyn des neuen Menschen, und in der Behandlung seiner Kindheit aufzusuchen anfangen, und dann durch alle folgende Zeiträume fortsetzen. Man würde erstaunen — wie viel angewandt wird, um den Men-

schobene, und zwar ganz verschobene Knaben erwarten? Und man findet doch noch so viele unverrückte ganze Naturen, und selbst an den verschobenen noch so viele unverrückte einzelne Theile. Ein Beweis, daß selbst der Geist des Kindes schon einige

schen zu verderben. Man würde aber auch erstaunen, daß er nicht noch gewöhnlicher und noch mehr verdorben ist. Man sieht die Kraft der Eiche mit einer Art von freudiger Bewunderung an. Und doch ist die Eiche verhältnißmäßig nicht im Stande, dasjenige anszustehen, ohne mehr oder weniger zu Grunde zu gehen, was der Mensch aussteht. Man erinnere sich z. B. nur aller der Mittel, die wir haben, den Muth zu zerstören. Die Aeltern haben entweder schwache Nerven, oder sie sind wenigst nicht gesund, nüchtern oder aufmerksam genug, beym Zeugungsgeschäfft für starke Nerven der Kinder zu sorgen. Sind aber diese auch so glücklich, starknervigt gebohren zu werden; was haben sie dann zu erwarten? — was — von unserm ersten Ernst? — die Ruthe — also Furcht. Was von unsern Scherzen? belustigende Schrecken — also Furcht. — Was von unsrer Pflege für ihren Körper? — entnervende Speisen, Getränke, Kleider, Luftarten, — also Anlagen zur Furcht. — Was von unsrer Pflege für ihren Geist? Bedenklichkeiten, Warnungen vor eingebildeten Gefahren, wirkliche aber unnöthige Gefahren, — also Anlagen zur Furcht. — Was — wenn sie ein wenig größer und verständiger werden, — auch noch von unserm Unterricht? — Strafen — also Furcht. — Und vom Staat? — Verbothe — also Furcht. — Und von der Religion? Gespenster, Teufel, Hölle — also Furcht — und immer Furcht. — Und doch giebt es unter den Menschen noch Muth. —

Kraft habe, der Gewalt zu widerstehen, die ihn von der Natur entfernen will.

Die nämliche Reinheit, welche wir in den Streben des Kindes nach Naturgemäßheit bemerken, bemerken wir auch in seinem Streben nach Freyheit. Die Natur und die Freyheit sind sich zu verwandt, als daß ein Verlangen nach der einen statt haben könnte, ohne daß ein gleiches auch nach der andern statt habe. Das Kind will immer nur natürlich seyn. Es will also auch immer nur frey seyn. Es fühlt jede Berührung der Kunst. Es fühlt also auch jede Berührung der Willkühr. Es kennt und verlangt noch keine andere Geschenke, als jene der Natur. Es kennt und geduldet also, so viel in seinem Vermögen steht, noch keine andere Schranken, als jene der Nothwendigkeit. Warum entzieht es sein Aermchen mit solcher Anstrengung den ersten Fesseln unserer Zärtlichkeit? Warum wirft es selbst die weniger pressenden spätern Bekleidungen so gerne von sich? Warum drückt und stößt es so unruhig gegen jeden Gegenstand, der seinen kleinen Kreis beschränkt? Kann man es mehr beglücken, als wenn man ihm alle seine Glieder zur ungehinderten Bewegung überläßt? Und kann man es leichter betrüben, als wenn man es in dieser Ungebundenheit stört? — Was verlangt sein Geist? — Eine gleiche Ungestörtheit im Genuße seiner Kräfte. Er will auch ungefesselt dem Drange des Bedürfnisses und dem Spiele der Erscheinungen folgen. Er will auch — selbst der leichtern Bande los seyn, welche ihn zwar nicht drücken, aber doch ohne Noth fühlbar berühren. Er gehorcht dem Ruf der Natur auf der Stelle. Aber bey den Ruf der

Kunst stutzt er erst, und folgt ihm nur dann, wenn er keine Gefahr für seine Freyheit zu setzen glaubte, oder von einer Macht fortgezogen wird, der er nicht genug widerstehen kann. In die Verhängnisse der Nothwendigkeit fügt er sich zwar ungern, aber doch geduldig. Gegen die Gesetze der Willkühr aber sträubt er sich mit aller Anstrengung, und schmiegt sich nicht eher, bis er nicht durch irgend eine der vielen Gewalten überwältigt ist, die uns darüber zu Gebothe stehen. Man beobachte nur, und denke nach! Warum lernt er seine selbstgewählten Kenntnisse und Fertigkeiten ohne Beystand so leicht, und unsre vorgeschriebnen mit unsrer Hilfe meist so schwer? Warum gehorcht er seinen selbstgegebnen Gesetzen bey seinen Spielen so gerne, und unsern ihm aufgedrungenen mit so vielen Widerwillen? Braucht es oft mehr, ihm etwas, das er liebt oder hasset, verhaßt oder angenehm zu machen, als es ihm zu gebiethen oder zu verbiethen? Braucht es mehr, ihn zu einer Ausschweifung zu bringen, als, ihm Schranken zu setzen, welche die Ausschweifung verhindern sollen? — „Dieses gilt aber nicht nur von dem kindlichen, sondern von dem jugendlichen Geist überhaupt.“ — Allein von dem ersten gilt es in einem höhern Grade. Der spätere jugendliche Geist kennt und achtet — wenigst manchmal — schon die Schranken der Klugheit und der Sittlichkeit. Er läßt sich sogar oft mitunter schon die Schranken der Willkühr gefallen. Der kindliche achtet nur jene der Nothwendigkeit. Alle übrige hält er für willkührliche Umzäumungen, und sträubt sich dagegen.

Eine so große Reinheit des Freyheitsgefühls muß auch von einer großen Schnellkraft desselben begleitet

seyn. Wirklich strebt das sonst so schwache Kind schon sehr nachdrücklich nach Freyheit. So wenig wir übrigens von Kräften an ihm wahrnehmen, so viele Anstrengung bemerken wir an ihm, wenn es darauf ankömmt, sich von Banden zu befreyen, welche seine Thätigkeit zu enge beschränken. Wir pressen seinen Körper zuerst fest zusamm, und doch macht das schwache Geschöpf, das noch nicht gehen kann, seine Glieder von dem Zwange der Fesseln los, welche eine größere Kraft fodern. Wir hüllen seinen Körper später nicht mehr so fest, aber künstlicher ein, und doch befreyt sich das unerfahrne Wesen, das noch nicht denken kann, auch von diesem künstlichern Druck. Wir schnüren seinen Geist mit Hoffnungen und Furcht zusammen, und doch entwischt er uns oft, wenn wir den Verband nicht genau machen, und wiederholt zusammziehen. Wir klammern ihn zwischen Gebothe und Verbothe, zwischen Belohnungen und Strafen ein, und doch durchbricht er oft die dichtesten Umzäumungen dieser Art, und entkömmt auf das Gebieth seiner Willkühr. Wie oft treffen wir nicht den Säugling in mehr oder weniger losgemachten Windeln an? Wie oft sehen wir nicht den Putz des Kindes vom Leibe gerissen und herumgestreut? Wie oft finden wir nicht unsre künstlichsten Lockungen und unsre schärfsten Befehle übersprungen? Wie oft — alle Schranken unsers Ernstes und unsrer Liebe, die Ruthe und das Zuckerbrod überwältigt? — Das Kind kennt und achtet (ich wiederhole es) keine andere Schranken, als jene der Nothwendigkeit. Es empört sich gegen jede Macht, welche nicht genau wenigst die Außenseite der Nothwendigkeit anzunehmen weis, und es empört sich dagegen mit einem Nachdrucke, der bey

der durchgängigen Kleinheit aller seiner Kräfte um so auffallender ist. Wenn seine Freyheit angegriffen wird, so zeigt es sich in seiner ganzen Natur angegriffen, und widersteht mit seiner ganzen Natur.

Indeß ist doch auch hierinn die Kindheit wieder derjenige Zeitraum, in welchem uns ein Sieg über die Natur des Menschen am wenigsten kostet. Der Widerstand des jungen Menschen ist da zwar bey seiner Armuth an Vertheidigungsmitteln der größte, — der er seyn kann, größer im Verhältniß, als er später noch irgend einmal wird, — aber auch in Rücksicht der Menge unsrer Angriffswerkzeuge noch der kleinste, den man jemals antrifft. Wir besitzen gelinde Mittel, womit wir den Freyheitstrieb nach und nach anzustecken, und scharfe, womit wir ihn auf der Stelle zu tödten im Stande sind. Wir können ihn dem jungen Besitzer rauben oder ablocken, oder gar im ersten Entstehen schon zu Grunde richten. Unsre Feindschaft und unsre Liebe verderben und vernichten ihn, und unsre ganze Sorgfalt sammt dem Heere von Nachlässigkeiten, welches gewöhnlich in ihrer Begleitung ist, arbeitet an seinem Untergange. Also Drohungen und Schmeicheleyen, Belohnungen und Strafen, zahlreich von Natur, und vervielfältigt durch Künste, — und an der Spitze dieser Reihen — unsere Erfahrung unterstützt von unsrer geübten Klugheit, und von tausend Zufällen, und überdieß noch mit der Zaubergabe versehen, die Schaaren der wirklichen Angreifer durch zahllose täuschende zu vermehren. — Alle diese mächtigen und zahlreichen Kräfte stehen uns bey dem ungleichen Kampfe zu Gebothe. — Welche Ueberlegenheit!

genheit! Wie soll das unerfahrne, wehrlose Kind — unserm Sieg entkommen, wenn wir ihn ernstlich wollen? — Es hat unsern Erfahrungen und Täuschungen nur sein Gefühl und seine Arglosigkeit, und unsern Waffen aller Art nur seinen Widerwillen und seine Geschmeidigkeit entgegen zu setzen. Das einzige Tröstende bey dieser Lage der Sachen ist dieses, daß wir überhaupt fast nichts ganz ernstlich wollen, also auch hierinn den sonst so gewißen Sieg durch Mangel an Vollständigkeit unsrer Bemühungen wenigst zum Theil ungewiß machen. Irrthümer, Thorheiten und Laster müßen sich immer selbst widerstreiten. Deswegen enthalten auch die furchtbarsten Verbindungen dieser Art stäts schon den Keim ihrer Vernichtung in sich. Ihre Widersprüche geben ihren angegriffnen — Blößen, welche von diesen zur Rettung benützt werden, aus welcher endlich, — oft freylich erst spät — die Auflösung der Angreifer selbst entsteht. Auf diese Art verschaffen auch die Uneinigkeiten und Nachläßigkeiten feindlicher Erziehungen immer der jungen Menschennatur einige Lücken, durch welche sie der Verfolgung entwischen, sich retten, und in ihrer Rettung endlich sogar der Verfolgung ihren Untergang bereiten kann.

Ihr habt also ganz recht, ihr Feinde der Menschheit! daß ihr ihren Trieb nach Freyheit schon in der Wiege des Menschen bekämpft. Ihr könnt ihn da am leichtesten besiegen. Ihr habt aber auch ganz unrecht, daß ihr glaubt, ihn in der ganzen Menschheit zu besiegen, weil ihr ihn manchmal in einzelnen Menschen besiegt. Ihr könnt ihn nur in Theilen, und nur auf einige Zeit besiegen. Euer Angriff überwältigt die

Natur, die er bestreitet, leicht; aber er wird von seiner eignen Natur, mit welcher er seinen Feind bestreitet, und von der er selbst wieder bestritten wird, auch selbst wieder überwältigt. Eure Gewaltthätigkeiten zerstören viel, aber sie werden selbst wieder zerstört, weil sie nie alles vernichten, was ihre Vernichtung hervorbringen kann. — Tödtet also immerhin alles, was ihr von Freyheit schon in der Wiege antrefft! Fesselt das neue Wesen gleich bey seiner Ankunft in die Bande eurer Willkühr! Beugt es gleich bey seiner Ankunft in die eigensinnigen Gestalten eurer Launen! Gewöhnt es an das Kriechen nach euern Wünschen! Haltet es unter der Zuchtruthe eurer Wildheit! und berühret es überdieß noch mit dem Zauberstab ausgesuchter, erdichteter Schrecken! — Es soll nicht fehlen, daß ihr Sklaven erhaltet. — Allein wißt ihr denn nicht, daß auch am letzten aller Sklaven nicht alles Sklav ist, — und nicht alles Sklav seyn kann. Er hörte ja sonst auf, ein Mensch zu seyn. Er wäre alsdann nicht einmal ein Thier — oder eine Pflanze. Er wäre — ein lebloses Ding. — Immer wird also irgend eine Faser ungefesselt, irgend ein Bestandtheil ungebeugt, irgend eine Kraft unentnervt bleiben.

Der Freyheitstrieb des Menschen ist ihm zur Richtigkeit seiner Entwicklung der unentbehrlichste, folglich auch der innigste und unentreißbarste. Was ihm also die Natur zu seiner Sicherheit nicht schon gleich Anfangs an eigner innerer Stärke mitgeben kann, das verschafft sie ihm an der innern Schwäche seiner Feinde. Sie giebt dem Irrthum und dem Laster, die ihn bekämpfen, die Unmöglichkeit mit, immer aufmerksam

und folgerecht zu seyn — straft sie mit Kurzsichtigkeit und Blindheit, in der sie dann oft Wahrheiten und lobenswerthe Neigungen in ihr Gefolge aufnehmen — verleitet sie zu Widersprüchen und Gegenkämpfen, in welchen sie sich selbst schwächen, und versetzt sie so überhaupt in die Nothwendigkeit, manchmal nachläßig, folgewidrig, ohnmächtig, oder gar — vernünftig zu seyn. Der stäts geängstigte, also stäts wahre Trieb — benützt die glücklichen Augenblicke, und rettet, was er retten kann. Deswegen finden wir bey allen unsern Angriffen auf die Freyheit des Menschen in seiner Kindheit, und bey aller verhältnißmäßig ungemeinen Schwäche desselben in diesem Zeitraume, doch immer noch so viel davon in seinem Knabenalter übrig. Das Kind ist schwach, aber wir sind es auch, und jede Schwäche von unserer Seite ist eine Gelegenheit zur Stärkung für das Kind. Seine Natur ist von der Art, daß sie da jedesmal schon gewinnt, wo sie von uns nicht genöthigt wird, zu verlieren. — Es ist dieses zwar der Jugend überhaupt, der Kindheit aber vorzüglich eigen. In den spätern Zeiten hat die Natur schon manchmal eine ziemlich feste nachtheilige Richtung erhalten, bey der sie auch dann noch verliert, wenn sie sich selbst überlassen ist. Hier am Anfange aber ist sie fast nicht, oder wenigst nicht fest verrückt. Hier benützt sie also noch jede Pause, welche die Thorheit oder das Laster der Erwachsenen macht, zu ihrer Veredlung.

Zweyter Abschnitt.

Periode des Verstandes (Knabenalter)

Dreyzehntes Kapitel.

Ableitung der Eigenthümlichkeiten der jugendlichen Grundeigenschaften während dem Knabenalter aus dem Begriffe des Knabenalters.

Der Körper des jungen Menschen entwickelt sich während der Kindheit so viel, als es zu seiner Sicherheit für die eigentlich körperlichen Verrichtungen, und zu seiner Brauchbarkeit für die ersten Verrichtungen seines Geistes nothwendig ist. Der Mensch ist nun gegen die ersten gewöhnlichsten Anfälle auf sein körperliches Daseyn geborgen, und für die ersten eigentlichen Aeusserungen seines geistigen zunächst hergerichtet.

Die Natur, welche im vorhergehenden Zeitraume ihre Sorge grösstentheils auf den Körper ihres Sohnes verwenden mußte, kann sich also um schon mehr, als zuvor, mit dem Geiste beschäfftigen. Jener ist itzt im Gange. Sie hat daher Gelegenheit und Zeit, auch diesen darein zu bringen. Sie thut es. Die kleinen Erschütterungen, welche sich im Geiste manchmal zuvor schon spüren ließen, werden nun immer vielfältiger, und endlich — zwar noch schwache, — aber doch schon ununterbrochene Bewegungen. Ein neues Triebwerk will im Menschen zur Thätigkeit kommen, und kömmt bald wirklich dazu.

Der Knabe theilt sein Leben nicht mehr grösstentheils blos zwischen Essen, Trinken und Schlafen. Es dringt sich ihm mächtig ein neues Bedürfniß auf, welches auch einen Antheil an seinem Leben verlangt. Er verrichtet die Geschäffte des vorigen Zeitraums, die er auch in diesem noch fortsetzt, das Gehen, das Bewegen seiner Glieder, das Herausstossen von Tönen, das Sehen, das Hören, u. s. f. nicht mehr blos mechanisch. Es meldet sich in ihm darüber nun auch eine höhere Kraft. Er vegetirt nicht mehr blos — soviel, wie zuvor. Er fühlt mehr. Er fühlt nicht mehr blos. Er fängt zu denken an. Er ist also nicht mehr blos eine organische — oder empfindende Maschine, welche nur bewegt wird. Er beginnt ein Wesen zu werden, welches mitunter auch selbst bewegen will.

Als Kind befindet sich der Mensch Anfangs in einem Zustande von Betäubung, worinn er nichts fühlt; geht dann in einem Zustande von einen Taumel über, worinn er hie und da etwas, aber nur dunkel fühlt, und endet endlich in einem Zustande von angehender Nüchternheit, worinn er mehr und deutlicher fühlt. Hier nun arbeitet sich sein Geist durch das dünnergewordene Gewühl von Eindrücken zu den ersten eignen Versuchen empor. Wenn das Kind einmal das Nöthigste deutlich zu fühlen gelernt hat, so fängt der Knabe dunkel zu denken an. Er wagt die ersten Verbindungen der manchfaltigen Eigenschaften eines Dings in einem Bewußtseyn. Es erscheinen ihm die ersten Begriffe, und geben ihm die Ahndung der Möglichkeit, das Gewirre der Erscheinungen in und außer sich durch hineinzubringende Einheiten in Ordnung und Deutlich-

keit zu beherrschen. Er empfindet, untersucht, vergleicht, verändert und untersucht wieder. Er beobachtet, erwartet, findet sich befriedigt oder getäuscht. Er schreyt nicht mehr blos. Er fangt zu reden an. Er frägt, ist neugierig, manchmal wißbegierig, will belehrt werden, und belehrt selbst wieder sich und andere, welche weniger oder mehr wissen, als er.

So weit er endlich aber auch immer als Knabe — in diesen Geschäfften vorwärts rückt, so rückt er darinn doch nie viel über die bloße Brauchbarkeit für die Gegenwart hinaus. Er versucht seine Geisteskräfte größtentheils nur an gegenwärtigen Gegenständen. Mit der Vergangenheit und Zukunft, mit den Vordersätzen und Schlußfolgen beschäfftigt er sich noch sehr wenig. Er will vor der Hand nur wissen, was ist, und nicht was gewesen ist, und noch weniger, was seyn wird, und am wenigsten, wie das zwote mit dem ersten, oder gar das dritte mit dem ersten zusammenhängt. Wenn er das nächste Glied — vor, und nach dem Gegenstand des gegenwärtigen Augenblicks noch bemerkt, so glaubt er alles gethan zu haben. Er denkt, aber er schließt nicht. Es hat sich in ihm der Verstand erhoben. Die Vernunft aber schläft noch.

Die Grundanlagen der Jugend sind also von der Natur — während dem Knabenalter des Menschen nicht mehr vorzüglich nur auf seinen Körper, sondern auch auf seinen Geist, aber vorzüglich nur auf den Verstand desselben, und der damit zunächst verwandten, oder von ihm zunächst abhängigen Kräfte berechnet. Sie fährt in diesem Zeitraum zwar mit der Entwicklung des

Körpers noch fort. Sie fängt aber auch schon die Entwicklung des Geistes sehr nachdrücklich und nicht, wie zuvor, blos mittelbar, aber freylich erst von einer Hauptseite, nämlich von der Seite des Verstandes, an. Sie giebt also jetzt auch schon dem Geiste jene Anlagen, welche er zu seiner Entwicklung, und zwar vorzüglich zur Entwicklung von dieser Seite nöthig hat. Für die übrigen Seiten sorgt sie gleichfalls, wie zuvor für den Geist überhaupt, nur mittelbar.

Vierzehntes Kapitel.

Unbestimmtheit und Empfänglichkeit des Knabenalters.

Erstes allgemeines Gesetz des Knabenalters: Das Knabenalter zeigt schon mehrere bestimmte Richtungen, als die Kindheit, aber doch noch ungleich wenigere, als das Jünglingsalter, auf, indem es zu den schon erhaltnen nicht nur in Rücksicht des Körpers sowohl unmittelbar, als mittelbar immer noch neue, sondern nun auch in Rücksicht des Geistes, und zwar in Rücksicht seines Verstandes unmittelbar, in Rücksicht seiner Vernunft aber freylich nur erst mittelbar die ersten deutlichen Bestimmtheiten erhält.

Zweytes allgemeines Gesetz des Knabenalters: Das Knabenalter ist noch für die meisten körperlichen Gestalten und Einflüssen, nun aber auch mittelbar, und für noch mehrere geistige, und zwar schon unmittelbar von Seite

seines Verstandes, und nur von Seite seiner Vernunft noch erst mittelbar empfänglich, und alles immer noch in einem solchen Grade, daß sich die Folgen der Anbildungen dieser Zeiten nicht wieder verlieren.

Das Kind bringt in das Knabenalter nur einige wenige und schwache eigenthümliche Bezeichnungen seiner Natur mit sich. So wie es aber in diesen Zeitraum eingetreten ist, fangen bald mehrere und stärkere Züge an, hervorzutreten. Es entstehen mehrere Abwechslungen von Licht und Schatten, Linien, die zuvor bloße allgemeine Richtungen angaben, schließen sich nun zur Bildung eigenthümlicher Beschaffenheiten. Punkte, die zuvor nur die einförmige Gleichheit der Gattung dort und da unterbrachen, vereinigen sich nun in zusammenhängende Linien zur Bezeichnung der Unterschiede in den Eigenheiten (Individualitäten) — Es erscheinen neue Linien und neue Punkte an den vorigen Theilen, und sogar neue Linien und neue Punkte an neuen Theilen, welche selbst erst zum Vorschein kommen. Die Allgemeinheit des jungen Wesens verliert sich immer mehr, und macht zusehends einer täglich mächtiger werdenden Eigenthümlichkeit Platz.

Die Kinder sind sich so ziemlich allenthalben gleich. Wenigst ist ihre Aehnlichkeit so groß, daß es meist eine nähere Untersuchung erfodert, ihre Unterschiede zu bemerken. Die Knaben sind sich schon nicht mehr so gleich. An ihnen biethen sich schon von selbst unterscheidende Merkmaale dar. Man bemerkt an ihnen schon leicht immer einige bestimmte Vorrichtungen zur Größe, Klein-

heit, Stärke, Schwäche, Gesundheit, Gebrechlichkeit, und überdieß noch zur Wahrheit, Thorheit, Weichheit, Härte, Gutartigkeit und Bösartigkeit. Ihr Anblick berührt unsre Empfindung nicht mehr so einfach, wie der Anblick der Kinder. Wir fühlen von ihnen schon verwickeltere und verschiedenere Eindrücke. Es ist nicht mehr Liebe allein, und immer, was sie in uns erwecken. Es ist auch stäts etwas von Hoffnung oder Furcht in verschiedenen Graden und Gestalten dabey. Oder es ist manchmal gar Widerwillen, Schrecken, Abscheu, anstatt der Liebe. Der Knabe öffnet uns schon einige bestimmte Aussichten. Er verleitet uns zu Prophezeyhungen. Die Aussichten am Kinde sind bloße allgemeine Erwartungen von den Ereignissen der menschlichen Natur überhaupt, ohne bestimmter Rücksicht auf eine besondere Zukunft. Sie sind meist Hoffnungen, weil man bey gleicher Möglichkeit, und bey noch großer Entfernung des Uebels überhaupt lieber hofft, als fürchtet. Diese Hoffnungen erheben sich aber nie zu Prophezeyhungen, wenigst itzt nicht mehr, seitdem der Himmel aufgehört hat, Strahlen um die Häupter seiner neugebohrnen Heiligen herum zu senden. Die Aussichten am Knaben aber sind schon bestimmtere Erwartungen von den Ereignissen der ihm besonders zu Theil gewordenen Natur. Sie sind nicht mehr so gewöhnlich bloße Hoffnungen, sondern oft auch Anwandlungen von Furcht. Sie gehen in Vorhersagungen einer wahrscheinlichen Zukunft über. Die Ausdrücke: hoffnungsvoll, vielversprechend, wenig- oder nichts-versprechend u. dgl. werden nicht, oder nur sehr selten und sehr unbestimmt von Kindern — sie werden aber sehr gewöhnlich und vielbedeutend von Knaben und Jünglingen, aber freylich

auch von den ersten immer noch weniger und unbestimmter, als von den letzten gebraucht.

Der Knabe befindet sich hierinn, wie in allem übrigen zwischen dem Kinde und dem Jünglinge in der Mitte. So weit er an Bestimmtheit jenem vorsteht, so weit steht er diesem noch nach. Die Eigenthümlichkeiten, die sich an ihm zu zeigen anfangen, zeigen sich immer erst an einigen Seiten seiner Natur, und auch an diesen noch nicht so weit vollendet, wie am Jünglinge. Die Farben sind noch zu grell, und nicht vielfach genug. Licht und Schatten wechseln in zu entfernten und zu wenigen Stufen. Das Ganze ist immer noch zu sehr Skizze. Es sind erst einige Theile darinn ein wenig sorgfältiger ausgearbeitet. Der Jüngling ist der Vollendung *) schon ungleich näher. Er ist also schon auf ungleich mehreren Seiten, und auf den vorigen ungleich mehr ausgearbeitet. Er zeigt deswegen auch ungleich mehrere und offenbarere Unterschiede, erweckt in uns ungleich zahlreichere und vielfachere Empfindungen, und bestimmt uns zu ungleich gewißern Erwartungen. Wir sehen und fühlen im Knaben noch manchmal das Kind — im Jüngling aber schon oft den Mann.

Die meisten und gewißesten Bestimmtheiten trifft man am Körper des Knaben an. Der Körper bringt schon aus der Kindheit manche Anfänge von bestimmten

*) Der Vollendung der Entwicklung — nicht der Bildung. Ein entwickelter Mensch ist deswegen noch kein vollendeter in jenem Sinne, in welchem dieser Ausdruck gewöhnlich genommen wird.

Richtungen mit herauf. Diese werden nun vollendet, oder wenigst fortgesetzt. Ueberdieß werden aber auch immer noch neue angefangen, und zwar nicht nur, wie zuvor blos unmittelbar, sondern auch mittelbar. Es hat sich nämlich nun zur Bestimmung des Körpers ein neuer Weg, der zuvor beynahe ganz ungangbar war, geöffnet. Man kann itzt dem Leibe durch die Seele, und zwar schon sehr vielfach beykommen. Zuvor war jener größtentheils nur für körperliche, oder höchstens noch für ein paar Arten halb unkörperlicher Einflüsse erreichbar. Itzt ist er es überdieß auch für geistige von verschiedener, obwohl noch nicht aller Art. Es wirken nun nicht mehr blos Speisen und Getränke, Wärme und Kälte, körperliche Freude und körperlicher Schmerz auf ihn. Es thun es itzt auch schon Begriffe und Neigungen, Wahrheiten und Thorheiten *), geistige Freuden und geistige Leiden. Der Knabe hat schon Ueberzeugungen und Meynungen, Lieblingsgeschäffte und Anliegenheiten, Hoffnungen und Sorgen. Er hat diese Dinge freylich erst im verjüngten Maaße. Aber er hat sie wenigst. Sie bezeichnen und bemodeln also, wie sie es bey uns thun, auch seinen Körper, obgleich nur mit kleinen und feinen Strichen und Gestalten. Sie stärken oder schwächen, beleben oder benagen ihn, obgleich nur wenig. Genug! sie thun es doch. Man sieht daher den Knaben oft schon bey geringen körperlichen Gedeihungsmitteln am Körper zunehmen, und bey einem Ueberfluß derselben abnehmen. Man sieht ihn daran thätig oder in Ruhe, freudig oder

*) Wenn gleich noch nicht reingeistige — wenigst schon gemischtgeistige.

leidend, wenn auch kein merklicher körperlicher Stoß, kein merkliches körperliches Hinderniß, kein merklicher körperlicher Kützel oder Schmerz vorangegangen ist. Ein Beweis, daß schon eine Fähigkeit und ein Bedürfniß für eine höhere Nahrung, als für eine blos körperliche, und ein Sinn für feinere Berührungen, als für blos sinnliche vorhanden ist. Der Körper erhält also itzt auf zween Wegen, was er zuvor nur auf einem erhielt, — neue Bestimmungen. Er erhält wenigst auf dem zweyten, auf welchen er zuvor kaum ein paarmal eine erhielt, itzt schon viele. Die Seele ist dem Körper nun näher gerückt. Sie fängt an, die Gemeinschaft zu erwiedern, welche er mit ihr schon im vorigen Zeitraum angefangen hat.

Die wichtigsten Bestimmtheiten erhält aber in dem itzigen Zeitraume die Seele selbst. — Diese ist nun nicht mehr, wie ehemals, ein bloßes Spiel der Eindrücke von Außen. Es ist in ihr eine Kraft zu eignen Versuchen erwacht. Neue Einflüsse haben eine Ahndung von Selbstständigkeit erweckt. Ein neues Licht hat eine neue Sehkraft, eine neue Wärme hat ein neues Gefühl hervorgerufen. Der Knabe fängt an, die Erscheinungen der Begriffe und feinerer Reize zu bemerken und liebzugewinnen oder zu fliehen. Er sieht Wahrheiten und Irrthümer, fühlt Schönheiten und Häßlichkeiten. Er gewöhnt sich an Regelmäßigkeiten und Thorheiten, an Verhältnisse und Misverhältnisse. Die reinen geistigen Gestalten sieht er zwar noch nicht, und hat für die reinen Einflüsse der Ehrfurcht, und des Abscheues gegen Ideale noch keinen Sinn; aber er sieht wenigst schon die halbgeistigen Gestalten, und fühlt die

halbgeistigen Gefühle, welche den Uebergang zu den ganz geistigen ausmachen. Er ist also für eine große Menge von Einwirkungen schon offen, für welche er als Kind noch verschlossen war.

Man findet deswegen am Knaben schon so deutliche und feste Richtungen zur **Geradheit** oder **Verschrobenheit des Verstandes**, und zur **Lauterkeit** oder **Unreinigkeit des Herzens**. Man findet an ihm einen Sinn für Wahrheiten, oder eine Eingenommenheit für Irrthümer, — einen leicht zu weckenden Widerhall für Wohllaute, oder ein Schweigen, oder gar eine Geneigtheit, Mislaute zurück zu geben. Man findet Urtheile oder Vorurtheile, eine sich eben anlegende Klugheit oder kleine, eben aufwachende Thorheiten, eine der Tugend einst sehr günstige Gutartigkeit, oder eine das künftige Laster nachdrücklich einleitende Bösartigkeit. Es entstehen diejenigen deutlichen Vorrichtungen zur Brauchbarkeit und Sittlichkeit, welche unter dem Namen der Talente und der sittlichen Anlagen bekannt sind. Es sondern sich die schwachen Köpfe von den aufgeweckten, die weichen Seelen von den harten ab. Sogar die **Genies** und die **Dümmlinge**, die künftigen Edeln und die künftigen **Verbrecher** geben hier schon manchen deutlich unterscheidenden Lichtstrahl, oder manche finstere Aussicht in Nacht und Grauen von sich. Und gerade diese geistigen, oder wenigst halbgeistigen Erscheinungen am Knaben bestimmen uns am meisten und am öftesten zu Erwartungen. Gerade diese sind die vorzüglichsten Ursachen, wegen welchen wir die Knaben hoffnungsvoll, oder nichts versprechend, oder gar abschreckend nennen.

So viele Bestimmtheiten indeß der Knabe von Seite des Verstandes, und seiner zunächst verbündeten Kräfte schon zeigt, so wenige zeigt er noch von Seite seiner Vernunft. Von dieser Seite ist er noch leer. Außer einigen entferntern Vorbereitungen zur künftigen Bezeichnung derselben sieht man hier noch nichts als Plätze, welche etwas aufnehmen können, aber noch nichts aufgenommen haben, sondern sich sogar das, was man ihnen eigensinnig aufgeklebt hat, sogleich wieder entsinken lassen. Hier hält noch keine Farbe fest. Keine zusammenhängende Linie bleibt auf der glatten Fläche zurück. Wessen diese Seite itzt fähig ist, das ist höchstens die Anlegung eines Grundes, auf welchem später endlich das Gemälde selbst aufgetragen werden kann.

Man beobachte den Knaben! Er, der die kleine Wahrheit in der gegenwärtigen Erscheinung oft so scharfsinnig ausspäht, sieht gewöhnlich die große in der nächsten Folge schon nicht mehr. Er, der die feinste Berührung eines sinnlichen und halbgeistigen Reizes oft so mächtig fühlt, spürt die stärkste eines übersinnlichen, ganz geistigen nicht im geringsten. Er, der auf dem Gebiethe des Verstandes oft schon so viel Selbstständigkeit zeigt, zeigt auf dem Gebiethe der Vernunft noch eine gänzliche Selbstlosigkeit. Er legt sich, wenn wir ihn dahin versetzen, ganz auf die Bande und Gaben unsrer Willkühr. Er legt seine Gedanken auf unsre Worte, und seine Empfindungen auf unsre Mienen, das ist, er sagt unsere Worte, und ahmt unsre Mienen nach, ohne unsre Begriffe nachzudenken, und unsre Empfindungen nachzuempfinden. Er ist für diese Gegend noch

nicht gemacht. Er kann ihr noch nicht mittheilen. Er kann also auch von ihr noch nicht annehmen. Der hohe Dunstkreis blos geistiger Erscheinungen ist für seine dermaligen Organe noch zu fein. Es muß sich erst ein neues Organ an seiner Natur öffnen, um der neuen Einflüsse fähig zu werden. Schlüsse von mehrern Gliedern, Erwartungen einer entferntern Zukunft, Gestalten ohne sinnlichen Bekleidungen erreichen ihn noch nicht. Er folgt dem Gedanken durch tausend abwechselnde Hüllen, die er annimmt, aber dem Schluße, der ihn nur durch ein paar geistige Verhältnisse führen will, folgt er nicht. Er giebt sich jeder kleinen Freude des Augenblicks hin, flieht vor jedem kleinen Schmerz der Gegenwart, aber der großen Freude und des großen Schmerzens in der Zukunft achtet er wenig oder nicht. Er begreift verwickelte Erscheinungen seiner Sinnenwelt, und liebt oder fürchtet sie, obwohl sie oft unbedeutend sind, und die einfachsten der höhern Geisterwelt begreift er nicht, und liebt oder fürchtet sie nicht, wenn sie es auch noch so sehr verdienen. —

So verschieden die Knaben an ihrem Körper und an einigen Seiten ihres Geistes sind, so gleich sind sie sich überhaupt an dieser Seite. Hier zeigen der Gesunde und der Kränklichte, der Aufgeweckte und der Schwachköpfige, der Gutartige und Bösartige beynahe eine gleiche Unbestimmtheit — einen gleichen Mangel. Der eine zeigt zwar mehrere und günstigere Vorbereitungen zur Sache als der andere; aber nicht mehrere Sachen selbst. Er zeigt mehr Wahrscheinlichkeit einer glücklichen Zukunft, aber nicht irgend eine Gewißheit einer solchen Gegenwart. Dieses ist auch das Einzige, was er hierüber zeigen kann, denn es ist

das Einzige, was er darüber empfangen kann. So wie zuvor sein Geist überhaupt nur mittelbar erreicht werden kann, so kann es derselbe itzt nur auf dieser Seite. Zuvor war er beynahe so viel, als gar nicht, da. Itzt ist er so viel, als noch nicht ganz da. Man bemerkt diese Erscheinung am auffallendsten an den seltnen Ausgezeichneten unsrer Gattung. Selbst diese Wundergeschöpfe erscheinen in ihrer Jugend außer dem Fache, worinn sie schon sehr früh zu glänzen anfangen, gewöhnlich in der nämlichen Gestalt, in welcher ihre weniger merkwürdigen Mitbrüder erscheinen. Sie sind in ihrem Kreise — Virtuosen, und außer demselben — Knaben, wie die andere. Mozart als Knabe schon ein Meister in der Musik, war, wenn er die Noten und Instrumente weggelegt hatte, wieder blos Knabe, und nahm den Kreisel und den Ball in die Hand. Er scherzte und tändelte, wenn er sich in einer Gesellschaft hatte hören lassen, so jugendlich, als andre seines Alters, die sich nicht so hören lassen konnten. — Der kleine Heinecken wanderte, als er seine Rede und sein Gedicht vor dem Hofe von Dänemark hergesagt hatte, von Schooße zu Schooße, liebkoste, und ließ sich liebkosen, und war also nur so lang ein Gelehrter, als er lateinisch oder französisch sprach, oder Fragen aus der Geschichte und Erdbeschreibung beantwortete, sonst aber gleich wieder blos Knabe. — Bleiben doch manche Menschen in dieser Rücksicht immer Knaben. Man weis ja, wie zahlreich die Klasse von Menschen ist, wozu jener Professor der Oekonomie gehörte, welcher über seine Wissenschaft vortrefflich las, selbst aber nur zween Kleider hatte, ein Sommerkleid, das er im Winter, und

ein

ein Winterkleid, das er im Sommer in das Pfandhaus schickte.

Die Bestimmtheit des Knaben hat sich vermehrt, seine Empfänglichkeit aber vermindert. Diese zwo Eigenschaften stehen miteinander in verkehrtem Verhältnisse. Wenn sich die Bestimmungen einer gewißen Art häufen, so verlieren sich die Anlagen zu den Bestimmungen aller übrigen Arten. Nicht genug! daß die Stellen, welche sonst noch leer waren, itzt besetzt sind. Die schon bestimmte Kraft hat überdieß in ihrer Bestimmtheit auch einen Grund zum Widerstand, den sie in ihrer bloßen Bestimmbarkeit nicht hatte. Wo noch keine Richtung vorhanden ist, da kann leicht jede mitgetheilt werden. Ist aber schon einmal eine da, so muß man immer erst diese vertilgen, ehe man die neue ertheilen kann. Die Kraft, die sich sonst unbedingt hingab, widersteht nun, wenn sie nicht nach der ihr schon beygebrachten Richtung fortgeführt wird. Um sie itzt zu besiegen, muß man kämpfen. Zuvor konnte ohne Kampf gesiegt, es konnte nämlich durch eine bloße Einwirkung erhalten werden, was man wollte. Es wird also itzt eine grösere Ursache zur Herstellung der verlangten Wirkung erfodert. Und diese größere Macht wirkt nun auf ihren Gegenstand nicht allein. Die schon vorhandne Beschaffenheit des Gegenstands wirkt auch mit. Wenn also jene sogar überwindet, so ist wenigst der Sieg nicht vollkommen. Die Wirkung ist nicht mehr die einfache Folge der Hauptursache. Sie ist das zusammengesetzte, also sehr veränderte Machwerk zwoer einander entgegen arbeitender Mächte.

Der Knabe ist deswegen schon für Manches nicht mehr, oder wenigst nicht mehr so rein und leicht empfänglich, für welches es das Kind ist. Jenem ist schon manches angenehm oder unangenehm, was diesem gleichgiltig ist. Es ist ihm manches schädlich, was diesem nützt, oder wenigst nicht schadet. Der Knabe widersetzt sich, wo sich das Kind ganz unserer Willkühr überläßt. Es zeigen sich Bestrebungen, welche etwas mehr, als blos die Hand des Pflegers, fodern. Die Sorge der Wachsamkeit allein reicht nicht mehr allenthalben hin. Es ist hier und da die Hilfe des Zwanges, oder des geübtern Nachdenkens nöthig. Die Nerve ist schon ein wenig gestählt, oder ein wenig angesteckt. Nur ein größerer Schlag kann ihr ihre Stärke wieder zerbrechen, oder nur eine sinnreichere Kunst — ihre Ansteckung wieder heilen, und beydes kann itzt nicht mehr so vollständig geschehen, daß keine Folge des vorgehenden Zustandes übrig bliebe. — Die Denkkraft ist auf ihrer richtigen Laufbahne schon ein wenig vorgerückt, oder sie hat eine unrichtige schon ein wenig betreten. Nur Gewalt oder eine wohlausgedachte List können sie von dem einmal eingeschlagenen Wege wieder abbringen, und selbst davon entfernt — vergißt sie auf dem neuen Pfade die Kenntnisse und Fertigkeiten nie mehr ganz, die sie sich auf dem alten sammelte. Wir wollen der Zeit nicht gedenken, welche sie für den einen auf immer verlor, indem sie selbe auf dem andern gewann. — Das Gefühl hat sich schon ein wenig verschanzt. Nur überlegte oder wiederholte Angriffe locken, oder jagen es aus seiner kleinen Feste wieder heraus, und es unterläßt nie, wenigst etwas von dem mitzunehmen, was ihm besonders kostbar ist. — Wir klagen,

daß wir aus unseren Zöglingen das, was wir wollen, nicht, oder nur sehr schwer, und meist nur halb machen können. Wir fangen aber unsre Arbeit auch gewöhnlich sehr spät an. Wir fangen sie erst an den Knaben an. Sind denn die Kinder nicht auch schon unsre Zöglinge? Kömmt der Mensch als Knabe auf die Welt? Oder ist die Kindheit nur ein wirkungs- und folgenloser Zeitraum im menschlichen Leben, blos dazu vorhanden, um eine Lücke in dem Daseyn desselben auszufüllen? Ist sie nicht die Einleitung zu einem kapitelreichen Buche, welche die ersten Grundbegriffe, und die vorzüglichste Eintheilung enthält? Der Knabe ist schon ein Haupttheil selbst. Soll dieser ausgearbeitet werden, so muß es entweder nach den vorgehenden Grundsätzen der Einleitung geschehen, oder die Einleitung muß ausgestrichen werden. Wer löscht aber die ersten Züge des Menschen aus, welche bekanntlich mit einer beynahe unvertilgbaren Dinte gezeichnet sind. Man wird schwerlich mehr, als Risse hervorbringen, wenn man sich an das Auslöschen wagt.

Wenn aber gleich die Empfänglichkeit des jungen Menschen während dem Knabenalter schon eingeschränkter ist, so ist sie doch noch außerordentlich ausgebreitet. Wenn nämlich der Knabe gleich nicht mehr ganz und rein für alle Gestalten und Einflüsse empfänglich ist, so ist er es doch noch für unzählige. Er ist es sogar — ich möchte sagen, uneigentlich, das ist, in kleinern Graden, — noch für alle. Wenigst befindet er sich noch in demjenigen Zustande von Weichheit und Geschmeidigkeit, in welchem er die schon vorhandnen Gestalten, wenn gleich nicht mehr ganz, —

doch noch am meisten, gegen neue austauschen kann. Will man die ersten Anbildungen des Kindes wieder vertilgen, so muß man es am Knaben zu bewerkstelligen suchen. An diesem kann es noch so sehr geschehen, daß die Verwandlung für die meisten Zuschauer unbekannt bleibt, und nur dem feinern Beobachter noch bemerkbar ist. Macht man sich später an dieses Geschäfft, so bleiben immer auch noch auffallendere Spuren der Aenderung übrig.

Selbst der Körper des Knaben ist noch ungemein empfänglich, obwohl er schon die meisten und festesten Bestimmtheiten besitzt. Er ist, wenn er gleich schon gewiße Richtungen hat, doch noch nicht unabänderlich gerichtet. Seine Entwicklung ist erst so weit vorgerückt, daß nun auch die Entwicklung des Geistes merklich vorrücken kann. Sie ist aber noch nicht vollendet. Es ist also noch immer alles an ihm — mehr oder weniger — verrückbar. Er ist zwar nicht mehr so ganz weich und geschmeidig, wie ehemals, aber er ist es noch sehr. Die Gestalt, welche schon vorhanden ist, weicht also der neuen nicht mehr ganz, aber doch noch gröstentheils. Die ursprüngliche Empfindlichkeit für die Einflüsse, welche nun schon mit einer feinen Bedeckung von Gewohnheit überzogen ist, ist nicht mehr so ganz offen, aber doch erst nur sehr leicht bedeckt. Ueberdieß kömmt an ihm nun eine neue Seite zum Vorschein, welche ihm wieder vieles von dem, was er an unmittelbarer Empfänglichkeit verliert, an mittelbarer ersetzt. Man kann itzt, wie ich schon anmerkte durch seinen Geist auf seinen Körper wirken. Man kann diesem Gestalten geben, indem man jenem Gestalten

giebt. Der Körper ist itzt für manche Einflüsse verschlossen, für welche er sonst offen war. Er ist aber auch für manche und noch mehrere offen, für welche er sonst verschlossen war. Die Behauptungen von der unbeschränkten Empfänglichkeit des kindlichen Körpers passen also beynahe noch ganz auch auf den Körper des Knaben. Man kann sie fast alle auch an diesem, nur mit mehr Anstrengung noch wahr machen. Man kann daran noch Wunder thun. Es wird sehr wenige Gestalten geben, die man ihm nicht noch, wenn gleich nicht ganz, doch im Wesentlichen mittheilen, und sehr wenige Einflüsse, die man ihm nicht noch fühlbar machen, oder größtentheils durch andere ersetzen kann. Wir sehen ja dergleichen Wunder, leider! nur zu gewöhnlich unter uns geschehen, und bewundern sie nur deswegen nicht, weil wir sie meist nur beklagen müßen. Die Wange, welche am Kind von Leben strotzte und glühte, fällt am Knaben schnell ein, und bleicht ab. Das Glied, welches sich ehemals in schönen Verhältnissen und Richtungen ausdehnte, verliert sein Ebenmaaß. Es schwillt auf, schwindet zusamm, krümmt sich. Die Nerve, welche kurz zuvor voll Thätigkeit und Schnellkraft nach Bewegung rang, trocknet zur Trägheit ein. Schnell ändern sich die Erscheinungen. Blüthen verwelken. Keime ersticken. Das neue Leben macht einer unbegreiflich geschwinden Fäulniß Platz. Es legen sich andere Früchte an, als welche die Blüthen zu verkünden schienen. Unerwartete Sprossen schießen aus den bekannten Keimen auf. Die Jahrszeiten des menschlichen Lebens scheinen in verwirrter Ordnung auf die erste zu folgen, oder die Naturen der Kleinen durch einen feindlichen Zauber ausgewechselt zu seyn. Man fin-

det sich nicht mehr. Es ist da, was nicht da seyn kann. Es fehlt, was da seyn muß. Man ärndtet, was man nicht säete; — und was man säete, und immer wachsend fand, ärndet man nun nicht. Es ist weggetilgt, als wäre es nie vorhanden gewesen. Kaum daß man noch in den leeren Stellen, oder in einigen magern Keimen wenige Spuren seines ehemaligen Daseyns sieht. — Manchmal, aber seltner überraschen uns angenehmere Wunder. Das Leben, welches schon erloschen schien, erhebt sich wieder zur Flamme. Die Kraft, die beynahe vertrocknet war, quillt wieder. Die nachgelassene Nerve spannt sich an. Das gekrümmte Glied wird schlank. Die eingefallene Wange füllt sich aus. Die Misverhältnisse lösen sich auf. Es treten Linien zur Bildung des Ebenmaases hervor. — Welche große und leichte Empfänglichkeit! —

Die ausgebreiteste Empfänglichkeit des Knaben zeigt sich aber an seinem Geiste. Dieser befindet sich in dem gegenwärtigen Zeitraum beynahe noch in demjenigen Zustande, in welchem sich sein Körper in dem vorigen befand. Er ist nämlich noch sehr wenig berührt, also sehr wenig bestimmt, und daher sehr vielfach bestimmbar. Außer einigen mittelbaren Vorrichtungen, die für ihn schon in der Kindheit durch den Körper hergestellt wurden, hat er selbst noch fast keine unmittelbare Richtungen, und nimmt also jede, die man ihm giebt, in dieser Rücksicht leicht an. Der Knabe ist hierinn noch fast ganz Kind. Man kann aus ihm — von dieser Seite — noch machen, was man will. Soll er ein brauchbarer Kopf, oder ein Dümmling werden? Soll er ein weiches oder ein hartes Herz bekommen?

Was verlangst du? Er kann beydes. Es steht noch ganz bey dir, was du bewirken willst. Du kannst das eine, wie das andere wenigst so sehr erreichen, daß dasjenige davon, was du nicht mehr erreichst, in Rücksicht des ganzen unbedeutend ist. Noch steht es also bey dir, ob er künftig die **Wahrheit**, oder den **Irrthum** wahr finden, das **Glaubwürdige** oder das **Unglaubwürdige** glauben, und **Einheiten** oder **Widersprüche**, oder das liebe **Nichts** denken wird. Noch steht es bey dir, ob er künftig jeder **Berührung** eines Reizes, wie das Blatt am Baum jedem Lüftchen, nachgeben, oder ob er zwar erschüttert, aber nicht bewegt, wie der Baum selbst, dem Sturme trotzen, und ob er die **Schläge** der **Begebenheiten**, wie der Ambos die des Hammers, blos annehmen, oder auch fühlen wird. Es steht bey dir, ob er denken und empfinden, wie ein **Mensch**, oder glauben, wie ein Kind, und tönen, wie ein Erz, oder schwärmen und empfindeln wird, wie ein Schmetterling.

Das **Knabenalter** ist derjenige Zeitraum des menschlichen Lebens, in welchem der größte Theil des **Grundes** zur künftigen geistigen Wirthschaft gelegt wird. Es ist der Zeitraum der ersten deutlichen Erscheinung der **Wahrheit** oder des **Irrthums**, — der Zeitraum der ersten Anwandlungen der **Ueberzeugung**, oder der ersten Angewöhnungen an die **Meynung**, — der Zeitraum der ersten Versuche der **Selbstständigkeit** in der Einheit der Begriffe und Gefühle, oder des **Herumtreibens** und **Getriebenwerdens** unter Widersprüchen, Leidenschaften und Stumpfheit. Es ist der Zeitraum des ersten eigentlich — sogenannten **Unterrichts**, der

ersten Fragen und Antworten, der ersten Lehrstunden und Lehrbücher, der ersten Schulen von Künsten und Wissenschaften, der ersten Katechisationen und Predigten über Wissen, Glauben, Zweifeln, Handeln oder Meynen, und sich behandeln lassen, — also der Zeitraum, in welchem sich die Weisheit zuerst unmittelbar an den Geist des Menschen wenden soll, und die Thorheit und Bosheit zuerst meist wirklich an selben wenden, um ihn für sich zu gewinnen. Wie vielfältig sind nun die Gestalten, welche diese Mächte dem Menschen mittheilen, wie ausgedehnt ist also die Empfänglichkeit des Knaben, der sich alle diese Gestalten (wenigst zum Theil) mittheilen läßt! Welche Manchfaltigkeit in den Naturen und Graden der Bildungen vom Weisen, welcher Sonnen und Wesenheiten mißt, und für Wahrheiten und Ewigkeiten handelt, bis zum Feuerländer, welcher in seiner ganzen Sprache kein dutzend Worte zählt, und sich gegen die Rauhheit seines Himmelstriches nur durch ein Feuer, und einen kleinen Zaun nach der Seite des kältesten Windes hin schützet! Aller der zahllosen Gestalten, die sich innerhalb den Gränzen dieser beyden äußersten Punkte befinden, ist der Knabe in ihren Grundrissen fähig. Er fieng in Sparta und Rom an, die geheimen Beziehungen der Wahrheit und geistiger Schönheiten zu ahnden. Er fieng im Mittelalter an, sich in die widernatürlichen Umrisse geistloser Gestalten hineinzulegen. Er fieng in der itzigen Umwälzung der Dinge an, Theil an den Gefahren des Kampfes dafür, und an dem Hochgefühle für bessere Ordnungen zu nehmen. Er fängt unter den Wilden an, Begriffe und Gefühle zur Sinnlosigkeit und Härte abzustumpfen. — Jener spartanische Knabe

geboth dem Schmerz des Bißes zu schweigen, weil sein Ehrgefühl von der Schande der Entdeckung sprach. Jener kleine Römer wich dem Gedränge der Fragen seiner Mutter, und der Schuldigkeit des Stillschweigens durch die bekannte List aus, welche die Matronen Roms, wie im Sturme, vor dem Rathhaus zusammtrieb. Die Knaben des Mittelalters spielten Priester, sangen Messen und Litaneyen, und traten in Mönchsorden. Die Knaben unter den Wilden binden sich ihre Aerme zusamm, legen glühende Kohlen dazwischen, um sich in Schmerzen zu üben, und helfen ihren Aeltern und Anverwandten die gefangnen Feinde kalt und frohlockend zu Tode martern. — Welchen Menschen verlangt man? Im Knabenalter ist es, wie man sieht, noch Zeit, jeden zu erhalten, den man will. Wenn auch eine verschiedenartige Kindheit immer fremde Merkmaale zurückläßt, so ist es wenigst noch Zeit, diese wenigen mit vielen neuen so zu überhäufen, daß das Werk, welches zwar kein reines Meisterstück seiner Art mehr werden kann, doch immer noch eine im Wesentlichen vollständige Arbeit wird. Wenn hier die Empfänglichkeit des Knaben als noch beynahe unbeschränkt in Rücksicht der Gestalten seines Geistes angegeben wird, so wird sie deswegen nicht auch als unbeschränkt in Rücksicht der Seiten desselben angegeben. Es wird also nur behauptet, daß sein Geist — aller Anbildungen in so weit fähig sey, als es die schon zum Vorschein gekommenen Seiten desselben zu lassen; — daß er daher zwar noch nicht die vollendeten Gestalten aller Art selbst, aber doch die ersten, und wichtigsten Umrisse davon annehmen könne. Wirklich ist der Knab vor der Hand immer nur für diejenigen Theile irgend einer Ge-

stalt unmittelbar empfänglich, welche den Verstand, und die damit zunächst verbundnen Kräfte angehen. Für die übrigen, welche die Vernunft mit ihrem Gefolge verlangen, ist er es noch nicht, oder höchstens manchmal nur mittelbar. Der Verstand befindet sich eben auf dem Wege seiner Entwicklung. Dieser kann also angetrieben, aufgehalten, oder auf tausend Nebenwegen herumgegängelt werden. Er ist schon im Gehen begriffen. Die Vernunft aber schläft noch, und erwacht vor der Zeit nie, man mag mit ihr anfangen, was man will. Dieser kann man also itzt noch nicht unmittelbar beykommen. Was man itzt schon für oder gegen sie thun kann, kann blos mittelbar geschehen, nämlich dadurch, daß man den Verstand so bereichert oder verarmt, daß die Vernunft, wenn sie erwacht, von ihm hinlänglichen und brauchbaren Stoff zur Beschäfftigung erhalte, oder wegen Mangel und Unbrauchbarkeit des Stoffs wieder einschlafe. — Welche Wahrheiten ergreifen den Knaben? Die gegenwärtigen, wenn auch schon kleinen und versteckten, aber die entfernten noch so großen und offenbaren nicht. Er untersucht gerne, aber schließen mag er nicht. Welche Eindrücke berühren ihn? Die kleinsten wirklichen, oder zunächst lockenden und drohenden, aber die größten, die blos aus einer fernern Zukunft winken oder drohen, nicht. Er empfindet gerne, aber erwarten mag er nicht. Welche Gestalten hangen ihm genau und fest an? Die kleinen, wenn gleich sonst sehr nachläßig und zerbrechlich scheinenden seines Alters. Welche Gestalten liegen nur locker auf ihn? Die größern, übrigens sehr sorgfältig und haltbar gemachten der spätern Alter. Man fühlt diese Einseitigkeit des Geistes im Knaben

allenthalben. Man braucht daher vom Knaben die Ausdrücke: verständig, unverständig, geschickt, ungeschickt, gutartig und bösartig, — aber nicht jene: vernünftig, unvernünftig, weise, unweise, tugendhaft und lasterhaft. Man spricht von seinen klugen und dummen Streichen, von seinen Fertigkeiten und Unwissenheiten, von seiner Artigkeit und von seinen Bübereyen, aber nicht von seinen auf allen Seiten wohlüberlegten Plänen, von seinen Wissenschaften, von seinen Großthaten oder Verbrechen. Man lößt vielmehr die Täuschung, die manchmal ein anscheinendes Ereigniß der zwoten Art hervorbringt, zuletzt gewöhnlich damit auf, daß man sagt: „Es ist ja erst ein Knabe, an welchem sich dieses zutrug. Es ist also nicht so zu nehmen, wie es scheint.“ — Man fühlt richtig. Man folge nur diesem Gefühle auch in seinen Handlungen! Man wende sich, wenn man dem Geiste des Knaben etwas mittheilen will, immer nur unmittelbar an den Verstand! Wendet man sich schon an die Vernunft, so ist Zeit und Arbeit verloren. Alle noch so kunstreichen Lehrgebäude, alle noch so schönen Predigten, alle noch so lockenden Hoffnungen, und alle noch so fürchterlichen Drohungen sind fruchtlos. Das System fesselt den Geist nicht, den es noch nicht packen kann. Die Rede bekehrt den Zuhörer nicht, der sie noch nicht anhört. Die Belohnung und die Strafe bewegen das Herz nicht, das sie so schnell wieder vergißt, als es sie vernommen hat. Man glaube nicht, daß man die Vernunft des Knaben berührt habe, wenn man etwas an ihm hervorgebracht hat, was man an uns nur durch Vernunft hervorbringen kann. Es ist nicht die Vernunft des Knaben, die man getroffen hat,

sondern sein **Verstand**, den wir in der **Undeutlichkeit** unsers Gesichts oft für jene ansehen, und der auch wirklich manchmal jener sehr ähnlich ist. Oft ist es aber gar nicht einmal dieser, sondern nur irgend eine Neigung des Knaben, an welcher etwas von demjenigen hangen blieb, was wir seiner **Vernunft** anzuhängen gedachten. Der zurückgebliebne Fleck gefällt uns, und wir sind dann bald von der Freude eines glücklichen Erfolgs so eingenommen, daß wir im Taumel den Fleck für das ganze Kleid halten, und nicht mehr sehen, was darunter steckt. Daher wünschen wir uns so oft zu der nicht mehr zu bezweifelnden **Weisheit** oder **Heiligkeit** unserer Zöglinge Glück, über deren Thorheiten und **Laster** wir zuletzt um so schrecklicher erstaunen müßen. Wollen wir uns gründliche Hoffnungen von der **Vernunft** unsrer Zöglinge machen, so erwarten wir in diesem Zeitraume mehr nicht, als was uns die **Beschaffenheit des Verstandes** davon verspricht. Die Vernunft des Zöglings verspricht uns noch nichts. Glauben wir von ihr selbst schon etwas zu vernehmen, so können wir gewiß überzeugt seyn, daß wir getäuscht werden. Der fähigste Knabe ist hierinn dem unfähigsten gleich, — daß in beyden die **Vernunft noch unfähig** ist. Der Unterschied besteht blos darinn, daß im ersten dem Ende ihrer Unfähigkeit glücklich vorgearbeitet wird, im zweyten aber dieses nicht geschieht.

Wenn nun aber die Anbildungen des Geistes im Knabenalter schon noch nicht den ganzen Geist umfassen, so umfassen sie doch eine Seite desselben, welche für alle übrige entscheidend ist. Die Gestalten dieses Zeitraums werden also durch ihre Folgen wichtig,

wenn sie es auch durch ihren Umfang nicht wären. Sie vergehen nie wieder ganz. Sie bleiben wenigst in einigen Umrissen zurück, wenn sie auch in ihren vollen Zeichnungen aufhören. Man trifft im spätesten Alter immer wenigst noch einige Meynungen, Vorurtheile, Neigungen und Fertigkeiten — aus dem Knabenalter an, und man trifft diese Erscheinungen oft dicht neben ganz ungleichartigen an. Man findet irgend einen Schülerglauben neben männlicher Selbstständigkeit, irgend einen offenbaren Irrthum neben der Weisheit, einen Widerspruch mitten unter Wahrheiten, eine gelähmte Faser an einer übrigens kraftvollen Nerve, oder auch alles dieses in umgekehrten Verhältnissen. Woher kömmt dieß? Woher kömmt es, daß das Meiste von demjenigen für den Menschen gewöhnlich immer Wahrheit und Irrthum bleibt, was für ihn in seinem Knabenalter Wahrheit und Irrthum war? und daß es, wenn es ja einmal aufhört, für ihn das zu seyn, was es war, nur so langsam und so schwer, und meist nie ganz aufhört? Woher kömmt die Anhänglichkeit an die Religionen, an die Verfassungen von Staaten, oder kleinern Gesellschaften, an die Urtheile und Vorurtheile eines Landes, einer Schule, einer Familie? Woher — die Aehnlichkeit der Neigungen und Abneigungen im männlichen Alter mit jenen des Knabenalters? Haben die meisten Menschen andere Gründe für ihr Wissen und Meynen, als Verjährungsgründe? Aendern sich die Neigungen der Erwachsenen gewöhnlich von einer andern Seite, als von der Seite ihrer Grade? Was lehrte man in den Schulen der Griechen und Römer? Einen Olimp und ein Vaterland. Was glaubte und liebte man in

Athen und Rom? Einen Olimp und ein Vaterland. Was lehrt man in unsern Schulen und Katechisationen? Einen Himmel und eine Hölle. Was glaubt und liebt man unter uns? Man glaubt einen Himmel und eine Hölle, und liebt sich. War die Mehrheit irgend eines Volks jemals im Wesentlichen anders gestimmt, als wie die Mehrheit seiner Mitglieder im Knabenalter gestimmt wurde? Zeigte nicht der Stand der Erziehung eines Volks, und zwar vorzüglich der Erziehung im Knabenalter, immer auch den Stand der Bildung desselben an? Gerade das Knabenalter ist der wichtigste Zeitraum des menschlichen Lebens. Die Natur des Menschen ist da schon stark genug, die Gestalten, die sie bekömmt, ziemlich fest an sich zu halten, und doch noch weich genug, jede anzunehmen. Sie ist vielseitig genug, für vielerley Einflüsse empfänglich zu seyn, und doch noch zu einseitig, durch alle Einflüsse gehörig behandelt zu werden. Sie ist noch wenig, wird immer sehr viel, und hört nie wieder ganz auf, das zu seyn, was sie geworden ist. Sie ist früher und später, in der Kindheit und im Jünglingsalter, auch so ziemlich von dieser Art. Sie ist es aber dort und da nicht so sehr. Anbildungen aus jenen Zeiträumen bleiben auch. Es bleiben ihrer aber nicht so viele, und diejenigen, welche bleiben, bleiben nicht so kennbar, oder so unvertreibbar. Es bleiben Gewohnheiten und Neigungen aus der Kindheit. Aber sie nehmen nach und nach solche Zusätze an, daß man Mühe hat, sie zu erkennen. Es bleiben Neigungen Gewohnheiten und Neigungen aus den Jünglingsjahren. Aber eine ernstliche Anstrengung kann sie meist doch noch einmal vertreiben. Wer erkennt aber

nicht, und wer vertreibt — alle jene Urtheile, Vorurtheile, Gewohnheiten und Neigungen aus dem Knabenalter? Wer erkennt, um nur ein Beyspiel anzuführen, in dem unwillkührlichen Schauder des sonst hellen und muthvollen Mannes beym Eintritt in eine Todtenkruft zur Mitternachtsstunde — nicht die Gespensterfurcht des Knaben? *) — Wer vertreibt diese ihre letzte Folge aus allen ihren Verschanzungen? Wir kennen ja die Schicksale und Geständnisse der aufgeklärtesten Menschen darüber.

Als Knabe erscheint der junge Mensch zuerst als ein beynahe ganzer, aber noch sehr weicher Mensch. Als Kind erscheint er mehr blos als menschlicher Körper, und als Jüngling schon als ein festerer Mensch. Als Knabe ist er also schon von vielen Sei-

*) Die Schrecken der Kindheit bleiben auch immer in irgend einer Feigherzigkeit zurück. Diese Schrecken graben sich aber mehr in den Körper, als in den Geist ein, und können auch wieder durch körperliche Mittel wenigst grossentheils geheilt werden. Die Schrecken des Knabenalters, besonders die Gespensterschrecken graben sich auch dem Geiste ein, und bleiben gewöhnlich — mehr oder weniger — unheilbar. Sie wirken von dem Geiste so sehr auf den Körper, daß die nachfolgende Aufklärung darüber, die nicht so leidenschaftlich, also nicht so mächtig seyn kann, auch nicht mehr im Stande ist, alle Folgen wieder aus dem Körper zu vertreiben, welche die erste Furcht hineinwarf. — Die Gespensterfurcht wird eigentlich im Knabenalter erzeugt. In der Kindheit kann nur Furcht überhaupt erzeugt werden. —

ten berührbar, und auf allen berührbaren noch sehr geschmeidig. Er bekömmt deswegen itzt die meisten und wichtigsten Anbildungen. Er fängt itzt das meiste und am wesentlichsten zu seyn an, was er, — mehr oder weniger — immer bleiben wird. Was er später noch anfängt, das wird er nun richtig werden, wenn er dieses frühere unrichtig geworden ist. Der Bürger kann auf alle Fälle am Jüngling und Mann noch nachgeholt werden. Der Mensch muß aber am Knaben schon sehr deutlich anfangen, und bis über die Hälfte vollendet seyn, oder er fängt nie wieder an, und wird noch weniger jemals vollendet. So wichtig ist das Knabenalter.

Fünfzehntes Kapitel.

Lebensfülle und Reizbarkeit des Knabenalters.

Drittes allgemeines Gesetz des Knabenalters: Das Knabenalter hat den verhältnißmäßig größten Vorrath von körperlichen und geistigem Leben.

Viertes allgemeines Gesetz des Knabenalters: Das Knabenalter ist für die körperlichen Gegenstände nicht mehr in dem Grade reizbar, wie die Kindheit, aber doch noch ungleich mehr, als das Jünglingsalter, für die geistigen aber, und zwar für die Gegenstände des Verstandes ist es das Knabenalter unmittelbar sehr viel, für jene der Vernunft weniger und nur

mit-

mittelbar — übrigens überhaupt auf die der Jugend im allgemeinen eigenthümliche Art.

„Alles bebt an ihm“ ist der gewöhnliche Aufruf, wenn die Rede von einem Knaben ist. Man denkt überhaupt immer an eine Bewegung aller Leibs- und Seelenkräfte, an fortwährende Aeußerungen eines überreichen Lebens, an eine stäte Unruhe, wenn man an Knaben denkt. Man ist gewohnt, dieselben immer in Thätigkeit, ohne davon ermüdet, immer brennen zu sehen, ohne jemals vom Feuer verzehrt zu werden. Man ist vielmehr gewohnt, sie in der Thätigkeit ihre angenehmste Ruhe finden, und vom zehrenden Feuer genährt werden zu sehen. Man beklagt die feuerlosen, trägen Knaben als unglückliche Ausnähme von der wohlthätigen Regel. Man verzweifelt an ihrem Werthe, und nennt sie todte Knaben. Sie sind auch wirklich — der Regel nach — nichts werth. Wenn der Knab mit seinem Leben schon spart, so bettelt der Mann damit. Wenn jener schon nur geht, und nicht läuft, so schläft dieser; wenn jener schon altklug thut, so ist dieser dumm. Es giebt zwar dort und da Fabiusse, die man wegen ihrem ruhigen und trägen Wesen in ihrer Jugend als gutmüthige, aber wenig versprechende Schäfchen, *) bemitleidet und verachtet, und dann doch in ihren höhern Altern als ungewohnte Erscheinungen bewundern muß. Allein diese Fabiusse machen keine Regel.

*) So nannte man den Fabius Cunctator in seiner Jugend.

Der gesunde, hoffnungsvolle Knabe geht gewöhnlich nicht ängstlich und langweilig mit seinem Leben um. Er ist freygebig damit, und verschwendet sogar gerne, und erwirbt sich dadurch mehr, als durch eine furchtsame Sparsamkeit. Man sehe ihn nur an! Was thut er gewöhnlich? Er geht nicht. Er hüpft, springt, läuft. — Er bewegt seine Glieder nicht in kleinen gewöhnlichen Linien. Er treibt sie stark und oft sehr seltsam untereinander. — Er redet nicht. Er schreyt, ruft, schwätzt, singt, pfeift. — Er frägt nicht. Er bestürmt mit Fragen. — Er antwortet nicht. Er fließt von Erzählungen über. — Er forscht nicht nach. Er verschlingt. — Er ist nicht zufrieden. Er ist fröhlich, freudig, entzückt. — Das Haus ist wie ausgestorben, wenn er nicht zu Hause ist. Alles hört und läßt sich hören, wenn er wieder eintritt. Hat er etwa gar noch einen gleichen Bruder und Gespielen, nun! dann kennt ja jedermann den Krieg, welcher der ganzen Ordnung der Dinge im Hause auf immer angekündigt ist, und nur mühsam durch kleine Waffenstillstände manchmal unterbrochen wird. Man kennt die ewigen abwechselnden Ritte, Fahrten, Wettrennen, Kämpfe, Predigten, Gesänge, Jagden, Heereszüge, und alle die zahllosen Angriffe mit und ohne Namen, womit die liebenswürdigen kleinen Feinde unsere Geduld bekämpfen, und sich ihres Lebens entledigen, um dafür neues brauchbares zu erhalten.

Es wird, wie ich glaube, nicht nöthig seyn, den übergroßen Reichthum des Lebens im Knabenalter noch durch mehrere Beobachtungen zu zeigen. Er ist zu einleuchtend. Nur bey der Vergleichung desselben mit dem

Reichthum vor und nach diesem Zeitraume müßen wir noch ein wenig verweilen. Daß die Natur des Knaben reicher an Leben sey, als die des Kindes, ist offenbar. Das körperliche Leben des Kindes verlischt vor einem Hauchen, welcher das Leben des Knaben nicht mehr unterbricht, sondern manchmal sogar vermehrt. Das Kind schläft, wo der Knabe tanzt und jauchzt. Von tausend Menschen, die gebohren wurden, starben bisher fünfhundert vor dem zehnten Jahre. Aber von diesen fünfhundert starben — wenigst in Städten — mehr als dritthalbhundert schon vor dem zweyten. Während der Kindheit nimmt der Körper zwar schon merklich zu, allein größtentheils nur an Festigkeit gegen die Anfälle auf sein Daseyn, und ein wenig an Größe und den ersten Richtungen zu einigen Fertigkeiten. Im Knabenalter wächst er nicht nur an neuer und gewißerer Sicherheit, sondern überdieß auch noch an zahllosen Fertigkeiten und an Größe ungleich mehr. — Was das geistige Leben betrifft, so ist der Vorzug des Knaben noch auffallender. Das Kind empfindet, und zwar noch sehr unvollkommen. Das ist alles. Der Knabe empfindet deutlicher, denkt, weis, glaubt, zweifelt, lernt, belehrt, freut sich selbstbewußter, und macht absichtlich froh. Das Kind bereitet sich erst zum Empfang des geistigen Lebens. Der Knabe hat es wirklich empfangen. Er vermehrt es sogar bald schon so sehr, daß er davon andern mittheilen kann. Er ist reich, und wird immer reicher.

Allein selbst vor dem Jünglingsalter behauptet das Knabenalter hierinn in mancher Rücksicht den Vorzug. Das Leben des Jünglings ist zwar an sich

grösser, als das Leben des Knaben. Aber es ist auch die Zahl seiner Quellen und der Rinnsal grösser, den es alsdann ausfüllen muß. Im Jüngling treten manche Ursprünge ein, welche im Knaben noch nicht vorhanden sind. Und der Umfang der Persönlichkeit im Jüngling ist bey weitem ausgedehnter, als der Umfang derselben im Knaben. Der Körper des Jünglings fängt an zu reifen. Der Körper des Knaben blüht erst. Dem Geiste des Jünglings haben sich alle Hauptaussichten des menschlichen Geistes geöffnet. Dem Geiste des Knaben erst einige, nämlich die ersten deutlichsten und nothwendigsten. Das Leben des Jünglings quillt also schon aus allen seinen wesentlichen Ursprüngen. Es fließt deswegen in großer Menge daher. Es muß aber auch in solcher Menge daherfließen, um das große und immer noch wachsende Bett auszufüllen, das seiner nun wartet. Das Leben des Knaben sprudelt noch nicht aus so vielen Oeffnungen hervor. Es fließt deswegen auch noch nicht in solcher an sich großen Menge daher. Es hat aber auch noch nicht nöthig, so mächtig zu kommen. Das kleinere Bett, das für selbes bestimmt ist, kann doch leicht ausgefüllt werden. Es wird es auch wirklich. Die wenigen, aber immer übervollen Quellen geben immer überreiche Vorräthe für den noch kleinern Rinnsal her. Indeß also der Bach später zwar an sich schon gewaltiger, aber doch nicht mehr gewöhnlich überfließend — dahin rinnt, strömt das Bächchen itzt noch, obgleich kleiner, immer wenigst — der Regel nach — nur zwischen überschwemmten Ufern fort. Der Jüngling wird schon ruhiger, das ist, er hört schon auf, so ganz und ununterbrochen unruhig zu seyn. Sein Gang ist weniger eilfertig, seine Gebär-

de weniger gewaltthätig, seine Stimme weniger lärmend. Alles ist noch voll, aber gemessener. Die Verhältnisse der Kraft zum Bedürfnisse sind nun näher zusammengerückt. Man sieht, daß die Zeit vorüber ist, in welcher jene dieses sehr weit zurückließ. Die rastlosen, ununterbrochnen Jagden, Kriege und Wettrennen durch alle Theile des Hauses haben nun ein Ende. Es treten andere Arbeiten und Spiele an ihren Platz, welche zwar eine größere Kraft fodern, als die vorigen, und auch eine größere erhalten, als sie fodern, aber doch keine um so viel größere mehr finden, als die vorigen fanden. Die Kraft hat sich also indeß vermehrt, aber das Bedürfniß auch, und dieses mehr, als jene. Im Verhältniß auf das Bedürfniß hat also die Kraft abgenommen, ob sie gleich an sich zugenommen hat. Es zeigt sich dieses in allen Wirkungen des Wachsthums, der Stärke und der Gesundheit oder der Krankheiten. Wächst nicht der Knabe — der Regel nach — schon über die Hälfte seiner künftigen Größe hinaus? Und ist nicht sein Körper dabey immer doch noch ziemlich voll und rund? Der Jüngling setzt nicht mehr so viel an seine Größe, und ist dünner, schlanker. — Ermüdet nicht der Knabe nur äußerst selten bey seinen immerwährenden Anstrengungen? sondern findet er nicht vielmehr oft gerade in der Anstrengung Ruhe, und in der Ruhe, wenn sie ein wenig lange dauert, die meiste Anstrengung? Der Jüngling erschöpft sich schon leichter. Er unterscheidet schon öfter und deutlicher zwischen Anstrengung und Ruhe, und liebt abwechslungsweise beyde, jene seltner, diese öfter. — Ist der Knabe nicht wenigern Krankheiten unterworfen, und geht er nicht leichter und schneller zur Gesundheit über, wenn

ihn auch irgend eine Krankheit ergriffen hat? — Der Jüngling biethet den Krankheiten schon eine größere Fläche dar, worauf sie sich anlegen können, und er erholt sich zwar auch noch sehr leicht, aber doch ist der Kampf, den er bestehen muß, schon ernstlicher, also hartnäckiger.

Eben so vortheilhaft zeichnet sich der Knabe in Rücksicht des geistigen Lebens aus. Obwohl auch hier das Leben des Jünglings an sich größer ist, weil es vielseitiger ist, so ist doch auch hier wieder das Leben des Knaben im Verhältnisse mit seinen wenigen Seiten, größer als jenes im Verhältniß zu seinen vielen. Die Natur hat mit weiser Freygebigkeit in jedem Zeitraum der Jugend gerade auf jenen Bestandtheil des jungen Menschen die meisten Vorräthe des Lebens hingehäuft, welcher derselben am meisten bedarf. Sie gab der Kindheit das verhältnißmäßig größte Körperleben, das sie ihr geben konnte, und dem Knabenalter das verhältnißmäßig größte geistige. Wie man am Kinde ein immerwährendes Streben nach Aeußerungen seines Körperlebens, und ein immer neues Anfüllen seiner ohnehin schon vollen Körpergefäße, also ein stätes, immer bald merkliches Ausdehnen derselben bemerkt, so bemerkt man am Knaben ein immerwährendes Streben nach Aeußerungen seines geistigen Lebens, und ein immer neues Anfüllen seiner geistigen schon gefüllten Vorrathsplätze, also ein stätes Aufhäufen auf den alten Plätzen, und ein stätes Durchbrechen nach neuen. Man bemerkt die Unruhe an dem Geiste des Menschen nie wieder, die man am Geiste des Knaben bemerkt. Man bemerkt nie wieder die brennende Neugierde, den nicht zu ermüden-

den Eifer, die leichte Fassungskraft, die herzliche Freude, die der Knabe für die Bereicherung seines Geistes zeigt. Wir können nichts in den Kreis seines Daseyns bringen, das er nicht zu kennen wünscht. Wir treffen ihn nie wachend an, ohne daß er nicht etwas lerne. Wir dürfen ihm oft nur Winke geben, und er hat unsre Lehre schon gefaßt, und wir belehren ihn oft, ohne daß wir selbst daran denken, oder ohne daß wir es eigentlich zu thun im Stande wären, wenn wir es auch eigentlich thun wollten. Wir können ihn nicht — mehr beglücken, als wenn wir ihm erzählen, zeigen, erklären, was er eben zu wissen nöthig hat. Er will immer lernen, und lernt immer, strengt sich immer an, und ruht in dieser Anstrengung immer aus, zehrt immer von seinem geistigen Leben, und vermehrt es dadurch immer. Es versteht sich, daß ich stäts von den natürlichen Kenntnissen und Fertigkeiten des Menschen rede, die für sein Alter passen, und nicht von den künstlichern des Bürgers, die gewöhnlich ein höhers Alter voraussetzen. Die letzten, die ihm aufgedrungen werden, wünscht er freylich meist nicht, und nimmt sie nur schwer und halb an. Aber die ersten, die ihm nothwendig sind, verlangt er heftig, und ergreift sie leicht und ganz, wenn sie ihm richtig und ganz angebothen werden. Jene hemmen und tödten sein Leben, denn sie können davon noch nicht verdaut werden. Diese befördern und beleben es, denn sie werden davon verwandelt.

Es wird gewöhnlich gar nicht bedacht, wie viel der Knabe lernt. Es ist aber auch fast gar nicht zu berechnen. Man denke nur oberflächlich darüber nach! Der Knabe lernt bald sprechen. Er lernt bald so viel

sprechen, also auch denken, daß man sich mit ihm über unzählige Angelegenheiten desjenigen Kreises, in welchem er sich befindet, unterhalten kann. Wie viele tausend Worte muß der Knabe dazu schon kennen? — Also wie viele tausend Begriffe? — Wie viele Abänderungen dieser Worte, also wie vielerley Verhältnisse ihrer Begriffe? Wie viele Grade der Bedeutungen des nämlichen Wortes? Also wie viele Abstufungen des Sinnes vom nämlichen Begriffe? Und dann noch wie viele Versetzungen, Verbindungen und Trennungen aller dieser Worte und Begriffe mit allen ihren Abänderungen, Verhältnissen, Bedeutungen und Stufen? Man ahndet es gewöhnlich nicht, wie viel dazu gehört, um nur die ersten gewöhnlichsten Angelegenheiten des Menschen durch richtig zusammengefügte Sätze auszudrücken. Wir halten es nur deswegen für so unbedeutend, weil wir zur Erlernung desselben wissentlich so wenig beytragen. Wir thun nämlich nichts anders, als daß wir in der Gegenwart unsrer Zöglinge reden. Diese hören es, und reden endlich auch. Wir glauben nicht zu lehren, und sie glauben nicht zu lernen, und doch können sie dann, was sie zuvor nicht konnten. Da nun wir uns selten überwinden können, etwas für wichtig zu halten, was nicht wir absichtlich hervorgebracht haben, so scheint uns die ganze Erscheinung, die zuletzt dasteht, unbedeutend. Wenn die Natur einmal aufhörte, diese für so unwichtig gehaltne Wirkungen statt uns herzusetzen; wenn sie sie nur einmal ganz unsrer Kunst überließ, wenn sie also unsern Zöglingen nichts als die Sprach- und Gehörwerkzeuge, sammt der Fassungskraft des Geistes gäbe, den Nachahmungstrieb aber, der hier fast alles thut, zu-

rückbehielte, — wie bald würden wir eines bessern belehrt seyn, wie bald würden wir einsehen, wie viel dazu gehöre, den Knaben nur einen einzigen Satz denken, und ausdrücken zu lehren. Gehört doch itzt, da unsre Zöglinge das Wesentlichste ihrer Sprache schon von selbst lernen, noch so viel dazu, sie des Zufälligern — durch unsern Unterricht zu lehren! Gehört besonders so viel dazu, sie die Gründe ihres Verfahrens, die sie doch schon von selbst fühlen, und nach diesem Gefühle befolgen lernen, nun auch wissen, und aus Ueberzeugung beobachten zu lehren! Gehört so viel dazu, das, was die Natur schon aus dem ersten Schlaf weckte, nun vollends durch die Wissenschaft zum deutlichen Bewußtseyn zu wecken, — das, was jene schon bis zur nothwendigen Brauchbarkeit vollendete, nun auch durch diese bis zur nützlichen und angenehmen Brauchbarkeit zu vollenden! — Das letzte ist doch ungleich leichter. Die Wissenschaft thut doch überall nur das wenigste. Wie würde man das Schwerere bestehen können, da man das Leichtere nur so mühsam besteht? Wie das Geschäfft der Natur verrichten; da uns das Geschäfft der Wissenschaft schon so viele Arbeit macht? Wie wollte man seinem Zöglinge die ersten Regeln der Natur, wie alle Regeln derselben beybringen? Welche Wissenschaft ertheilt auch die ersten Regeln? — Welche enthält alle? Wollen wir immer das — für das erste und für alles halten, was unsre Lehrbücher dafür ausgeben?

Es ist also beynahe nicht zu berechnen, wie viele geistige Lebenskraft der Mensch in seinem Knabenalter schon zeige und gewinne. Er besitzt und erhält hier schon

die meisten Grundlagen seiner nachmaligen geistigen Baarschaft. Die meisten Grundbegriffe und Grundneigungen entstehen itzt in ihm, und er findet sie später, wenn er sich ihrer deutlich zu bedienen anfängt, schon vorhanden, ohne daß er weis, wie sie hergekommen sind. Er vermehrt sie zwar alsdann noch mit einigen Nebenbegriffen und Nebenneigungen. Allein dieser Nebendinge sind gewöhnlich so viele nicht, als sie bey ihren glänzendern Farben scheinen, und selbst in diesen kommen dann immer doch nur wieder Abdrücke der ersten häufigern Grunderwerbungen vor. Man zähle die tausende von neuen Begriffen und Neigungen, die im Knabenalter erworben werden, zusamm, und vergleiche sie mit den Sümmchen der hinzugekommnen neuen Artikel dieser Art in spätern Zeiträumen, und der Schluß wird sich von selbst geben! — Man rechne aber unpartheyisch! Man lasse sich von der anscheinenden Unbedeutenheit der ersten, und von dem Glanze der letzten nicht täuschen. Wenn schon die ersten nur die kleinen oder gewöhnlichen Gegenstände des häuslichen oder wenigst nur des täglichen Lebens, und die zweyten die großen oder ungewöhnlichen merkwürdigerer Vorfälle betreffen, so sind ihrer doch von jenen immer Hunderttausende, bis ihrer von diesen — zehen sind. Wir haben hier nur auf die Summen zu sehen. — Und dann trifft man ja die ersten selbst in den letzten gewöhnlich immer wieder, nur in einer andern Ausdehnung, an. Also ist ja auch ihre Wichtigkeit nicht so klein, als man glaubt. Wahrlich! der Knabe lernt mehrere und wichtigere Dinge in seinem Knabenalter, als der Jüngling auf seiner Akademie. Jener hört täglich über tausend verschiedene Gegenstände Kollegien,

indeß dieser täglich vielleicht nur sechs oder acht hört. Freylich sind die Gegenstände des ersten nur klein, und seine Lehrer nur Meubeln, und Wände, und Bäume, und Thiere, und die Menschen, die er zufällig oder absichtlich sieht und hört. Aber ohne diesen kleinen Gegenständen würde er die größern nie kennen lernen, und ohne diesen ungraduirten Professoren seine graduirten nie verstehen.

Die Fülle des Lebens ist mit der Reizbarkeit desselben gewöhnlich so genau verbunden, daß man manchmal Mühe hat, die eine von der andern zu unterscheiden. Die eine ist oft der Grund der andern, und dann doch auch bald wieder ihre Folge, und so also immer bald in jener, bald in dieser Gestalt ihre unzertrennliche Begleiterinn. Die beynahe nämlichen Erscheinungen kündigen daher oft die zwote an, welche die erste angekündig haben.

Der Knabe ist also auch sehr reizbar, wie er sehr reich am Leben ist. Wir finden ihn nicht nur immer überhaupt — (körperlich und geistig) thätig. Wir finden ihn auch immer sehr eingenommen für oder gegen diese seine doppelte Thätigkeit. Wir sehen nicht nur immer viel Leben aus ihm heraus — sondern auch immer viele Reize in ihn hineinwirken. Wir treffen aber doch einigen Unterschied in den Graden dieser seiner doppelten Reizbarkeit an.

Seine körperliche Reizbarkeit ist zwar noch sehr groß, aber doch schon kleiner, als sie in seiner Kindheit war. Manche Reize, die ihn einst heftig ergriffen, be-

rühren ihn itzt nicht mehr merkbar. Was ihm einst gefährlich oder wohlthätig ward, ist ihm itzt gleichgiltig geworden. Was ihn erschütterte, bewegt ihn nun blos, — was ihn bewegte, trifft ihn nun nicht mehr, oder geht ohne einer fühlbaren Wirkung vorüber. Er hat seine Oberfläche nun schon mit einer feinen Bedeckung versehen. Er beherrscht also die Eindrücke schon ein wenig, indeß er sich zuvor ganz von den Eindrücken beherrschen lassen mußte. Diese finden ihn nun nicht mehr ganz ungeschützt. Seine Haut ist nun schon ein bischen dichter, sein Fleisch fester, sein Bein härter, seine Nerve elastischer geworden. Sein Körper hat schon eine sehr merkliche Selbstständigkeit erreicht. Er ist nicht mehr blos das Spiel der Speisen, der Getränke, der Kleider, der Wärme, der Kälte, u. dgl. sondern schon der Spieler mit denselben. Er verdaut kräftiger, verwandelt allgewaltiger, erträgt leichter; denn er fühlt gemäßigter. Das Gefühl des Kindes ist allenthalben neu, also immer in einem Zustande von Erhöhung. Das Gefühl des Knaben ist mit den Gegenständen schon bekannter, also nicht mehr in einer immerwährenden erhöhten Spannung. Es verliert daher mit der Kindheit eine Menge körperlicher Hochgefühle bey Kleinigkeiten, und eine Menge von Krankheiten. Der Knabe ist schon nicht mehr so gewöhnlich — körperlich gekützelt, oder so leicht gefährlich angegriffen. Sein Körpergleichgewicht wird wenigst durch die kleinsten Veranlassungen nicht mehr gestört. Er ist wenigst leichter sehr gesund, als sehr krank. Was seinen Körper reizt, das lockt aus demselben schon eher eine neue Kraft heraus, als daß es eine neue Schwäche hineindrückte. Der Körper widersteht mehr, verarbeitet mehr, wird also

zwar noch leicht gereizt, behandelt aber den Reiz nun auch selbst, anstatt daß er zuvor ganz von diesem behandelt wurde.

So sehr aber die körperliche Reizbarkeit im Knabenalter abnimmt, so ist sie doch noch ungleich größer, als in jedem folgenden Zeitraum des menschlichen Lebens. Die Bedeckung, die sich auf der Oberfläche der jungen Natur angelegt hat, ist, wie schon gesagt worden, noch sehr fein, — die Kraft, die sich indeß gestärkt hat, noch sehr schwach, — und also die Selbstständigkeit, die dadurch entstanden ist, noch sehr unsicher. Die erste hält nur die leichtesten Berührungen aus, ohne zertrennt zu werden. Ein leichter Stoß aber überwindet ihren Zusammenhang schon. Die zwote beherrscht nur die schwächsten Eindrücke. Ein schwacher Angriff aber bezwingt sie schon. Die Selbstständigkeit besteht nur unter den gewöhnlichsten Einflüssen. Kleine Ungewöhnlichkeiten werfen sie schon aus ihrem Gleichgewicht hinaus. Es giebt also noch ungemein viele Speisen und Getränke, ungemein viele Arten, sich zu kleiden und zu wohnen, ungemein viele Grade der Wärme und der Kälte, u. dgl. welche den Knaben noch sehr lebhaft, den Jüngling aber schon nicht mehr merklich verändern. Es giebt noch sehr viele körperliche Hochgefühle und Krankheiten des Knabenalters, wovon man im Jünglingsalter keine Spuren mehr findet. Der Knabe gränzt noch an das Kind. — Der Jüngling gränzt schon an den Mann.

Die ohne Vergleichung größte Reizbarkeit zeigt der Knabe aber von der Seite seines Geistes. So reiz-

bar er, als Kind von seiner körperlichen Seite war, so reizbar ist er itzt noch von seiner geistigen. Nichts ist für diese so klein, daß es ihn nicht merklich berühren, nichts so unwichtig; daß es ihm nicht wichtig werden, — nichts so gleichgiltig, daß es ihn nicht zur Freude oder Traurigkeit stimmen könnte. Sein Geist ist in einer ununterbrochnen starken Spannung oder starken Nachlassung, — gewöhnlicher aber in der ersten, als in der zwoten. Die kleinsten Einflüsse dehnen die Fasern desselben schon sehr an, oder erschlaffen sie schon sehr, thun aber jenes ungleich öfter, als dieses, weil ihnen ihre noch gewöhnliche Neuheit fast immer mehr anziehende, als ihre Unbedeutenheit — erweichende Kraft giebt. Der Knabe ist also noch immer ungemein, und zwar itzt vielseitiger, als zuvor beschäfftigt, oder ungemein geschäfftlos und ungemein, aber auch wieder vielseitiger glücklich oder unglücklich. Man findet ihn kaum irgend einmal in jenem Mittelzustand zwischen dringender Geschäfftigkeit und gänzlicher Geschäfftlosigkeit, zwischen dem glänzenden Lichtgefühl von lautern Freuden, und dem finstern Nachgefühl von lautern Leiden, in welchem man den Jüngling schon manchmal, öfter aber den Mann findet. Das Instrument von einem Menschen, welches während der ganzen Jugend immer sehr anhaltend und laut gespielt wird, wird während dem Knabenalter am anhaltendsten und lautesten gespielt. Die Saiten sind schon sehr zahlreich, und alle noch sehr zart, und doch schon zur Höhe des Tönens gespannt. Sie zittern leicht. Die geringste Berührung lockt ihnen sehr vernehmbare Schwingungen ab. Früher waren sie zu wenig und zu schlaff, um so leicht zu zittern. Später werden sie zu dichte oder zu gedehnt.

Itzt bewegt sie alles. Alles, was sie vorher nur leise oder noch nicht berührt, berührt sie itzt laut. Alles, was sie nachher nur mehr halb berührt, berührt sie itzt ganz. Und für vieles, wofür sie weder vorher, noch nachher berührbar sind, sind sie es itzt noch. Alles, was den Geist des Menschen ergreifen kann, ergreift den Geist des Knaben, nur freylich nicht immer so, wie es den Geist des Jünglings oder des Manns ergreift. Manches scheint ihn also freylich nicht zu ergreifen, weil auf ihn noch nicht die Wesenheit, die darinn liegt, sondern erst blos die Verzierung, die daran ist, wirkt. Genug aber! Es ergreift ihn doch.

Am offenbarsten zeigt sich die geistige Reizbarkeit des Knaben in Rücksicht des **Verstandes**, und der mit demselben aufwachenden Kräfte. Von dieser Seite ist der Knabe unmittelbar, also deutlich reizbar. Wie sehr beschäfftigen ihn die ersten menschlichen Begriffe und Gefühle? Wie wichtig sind ihm alle die tausend kleinen Gegenstände seines Kreises, welche ihn mit diesen Begriffen und Gefühlen versehen? Geben ihm einst seine **Wissenschaften** und seine **Berufsarbeiten** mehr zu schaffen, als itzt seine Spiele? Sind ihm einst seine **Familien- und Staatsangelegenheiten** interessanter, als itzt die **Angelegenheiten** seiner **Trommel** oder seines Steckenpferdes? Reißen ihn später die großen **Begebenheiten** seines **männlichen Kreises** so unwiderstehlich an sich, als itzt die **kleinen Begebenheiten** seines **Knabenzirkels**? — *Du Gueselin*, nachmals Connetable von Frankreich gieng als Knabe mit seinem Onkel über einen freyen Platz, wo mehrere Knaben sich im Ringen übten. Einer davon, welcher stärker und

geübter, als die übrigen, war, hatte alle überwunden, und foderte nun in einem hohen Tone einen jeden auf, der noch Luſt hätte, ſich an ihn zu wagen. Du Gueſelin, den dieſe Prahlerey ärgerte, entwiſchte ſeinem Führer, und da dieſer näher an die kleinen Ringer hintrat, um ihrem Spiel zuzuſehen, ſah er zu ſeiner Verwunderung ſeinen eignen Neffen im Kampfe. — Wird dieſe Geſchichte nicht — mehr oder weniger — von jedem Knaben wiederholt? Erinnern wir uns unſrer erſten Jugendjahre nicht mehr? Wir klagen itzt oft über gehäufte Arbeiten und vielfache Leiden, und bedauern mit ſehnſuchtsvoller Schwermuth die vorübergeeilten glücklichen Zeiten der Jugend, wo wir in einer glücklichen Geſchäfftloſigkeit unter bloßen Freuden dahin gleiteten. Berechnen wir die Vergangenheit richtig? Hatten wir einſt wirklich ſo wenige Geſchäffte und keine Leiden? Hatten wir nicht vielmehr immer vollauf zu thun? Und mußten wir nicht mitunter ſehr niederſchlagende Geſchicke erdulden? Welche Menge von Geſchäfften umrang uns nicht immer, da bald die Ankunft vieler uns unbekannter Dinge unſre Wißbegierde aufrief, bald die verwandelte Erſcheinung bekannter Weſen unſern Unterſuchungsgeiſt reizte, bald ein gewöhnlicher Fall eine unſrer ſchon erlangten Fertigkeiten auffoderte, bald ein ungewöhnlicher die Erwerbung einer neuen befahl? Da bald das Zimmer, oder der Gang, oder der Speicher, und bald die Wieſe, oder der Bach, oder der Wald, unſere Gegenwart verlangte? Und welche harte Schläge des Schickſals trafen uns, da wir ſo oft mit unſerm Steckenpferd ſtürzten, wobey dann gewöhnlich nicht nur der Reiter, ſondern, was ungleich ſchlimmer war, auch das Roß litt, oder da wir ſo oft

den

den nun bald vollendeten Bau eines Kartenhauses durch einen unvorsichtigen Stoß von uns, oder durch einen muthwilligen Hauch eines Fremden auf einmal wieder vernichtet sahen? Unsere Erinnerung täuscht uns. Wir hatten der Geschäffte unzählige. Sie waren nur schneller abgethan, als unsre itzigen, und waren uns mehr Bedürfniß. Wir bekommen nie wieder so viel zu thun. Wir bekommen aber auch nie wieder so was Natürliches und Unentbehrliches zu thun. Wir werden also unser Thun nicht wieder so wenig oder so glücklich fühlen. — Wir hatten der Leiden manche und tiefe. Wir werden vielleicht kaum nochmal tiefere auszustehen haben. Wir hatten aber der Freuden ungleich mehrere. Und die Leiden waren, wie damals alles, kurz. Sie waren also immer so schnell wieder geheilt, daß sich nicht einmal die Erinnerung, sie gehabt zu haben, deutlich ansetzen konnte.

So ist der Knabe. Immer von einem Gegenstande zum andern gejagt fühlt er den Sporn nicht einmal, der ihn treibt. Er fühlt immer nur den Gegenstand, zu dem er getrieben wird. Alles ergreift ihn. Aber er weis es nicht, denn er ergreift auch wieder alles. Er wird immer gereizt. Aber er will auch immer gereizt seyn. Tausend Eindrücke öffnen seinem Leben neue Bahnen. Sie müßen sie aber auch öffnen. Wohin ergößen sich sonst die immer nachkommenden Zuflüsse desselben? Daher seine immer hitzige Jagd nach Begriffen, sein stätes begieriges Fragen und Horchen, sein vielfaches Versuchen und Sehen, sein unermüdetes Erzählen und Erzählen lassen, sein geschäfftiges Sammeln und Austheilen, — Aufbauen und Zerstören, — Annehmen, Ver-

ändern und Vertauschen. Daher alsdann auch sein beständiges Hin- und Herschwanken zwischen den ungleichartigsten Gefühlen, sein unausgesetztes heftiges Genießen oder Entbehren, sein stäts lebhaftes Freuen und Hoffen, oder Trauern und Fürchten, und all sein ununterbrochenes Beglücktseyn und Beglücken, Erobern und Vertilgen, Entzücktwerden und Verzweifeln. Er ißt und thut nichts — mäßig. Er ergreift und verläßt alles heftig und schnell. Er fällt nun über einige Kenntnisse her, die sich ihm darbiethen, und verschlingt sie. Aber schon zeigen sich ihm andre. Die vorigen eckeln ihn nun an. Er stürzt sich auf die neuern. — Er wirft sich einigen Freuden in die Arme, und ist im Himmel. Nun zieht ein Wölkchen an seiner Sonne vorüber, und sein Himmel ist vernichtet. Er sieht nur Nacht und Grauen. Das Wölkchen fließt aber bald hinweg. Es winken neue Freuden, und seine Glückseligkeit ist wieder gränzenlos. Er ist in zwanzig Augenblicken der Schüler von zwanzig Gegenständen, und der Ball von zwanzig Leidenschaften.

Alle diese Gegenstände und Leidenschaften müßen sich aber nahe an ihn hinbegeben, wenn sie ihn gewinnen wollen. Entfernt mögen sie noch so laut und nachdrücklich handeln, sie erreichen doch nicht, was sie itzt erreichen, da sie nur leise und leicht, aber in der Nähe handeln. Er ist nur für die nächste Gegenwart reizbar. Für die entferntern, oder gar für die Vergangenheit, oder Zukunft ist er es nicht. Was ihn treffen soll, muß seinen Verstand, oder sein Gefühl treffen. Was nur die Vernunft oder den Willen treffen kann, das trifft ihn nicht. Davon trifft höchstens nur ein

Theil, auch einen Theil von ihm. So scharf sein Gesicht und sein Gehör für nahe Gegenstände ist, so kurz und stumpf ist es für entfernte. So fein sein Herz wirkliche Berührungen fühlt, so unempfindlich ist es gegen die Schläge bloßer Erwartungen. Der Knabe sieht oft die feinsten Beziehungen, hört die leisesten Laute der Dinge, die in seinem Kreise liegen, und sein Herz antwortet manchem uns kaum vernehmbaren Ruf einer Neigung desselben. Aber die abstechendsten Kontraste der meisten Dinge aus unsern Kreisen sieht er nicht, und ihren oft betäubenden Lärm hört er nicht, und auf die deutlichste Anrede manches lauten Gefühls davon schweigt sein Herz. Ein Käfer lockt sein Auge und seine Aufmerksamkeit. Ein ganzer, auch kollosaler Staatskörper ist aber für ihn so gut, als nicht da. Er folgt dem ersten, beobachtet, versucht, und sieht den kleinsten Bau seiner Glieder, die feinsten Schattirungen seiner Oberfläche, die einfachsten Einrichtungen seiner Haushaltung, die unbedeutendsten Auftritte seines Schicksals. Von dem zweyten sieht er nichts. Die ganze ungeheure Ausdehnung berührt hier sein Auge nicht. Alle großen Abwechslungen von Licht und Schatten, alle auffallenden Bilder von öffentlicher Glückseligkeit und öffentlichem Elende, — alle merkwürdigen Erscheinungen von Aufnahme und Verfalle sind vergebens da. Er sieht sie nicht. Er erblickt höchstens hie und da einen abgerissenen Lappen, von dem er nicht weis, warum er da hangt, und wozu er zu brauchen ist. — Eine kleine Begebenheit ruft ihn leise. Er hört sie. Unsre Predigten donnern vergebens. Er horcht auf jene, vernimmt ihre stillsten Lehren, und versteht schon ihre halbgesagten Wahrheiten. Unsre Reden gleiten mit aller ihrer Weis-

heit ungehört an seinen Ohren vorbey. Er vernimmt nichts, als höchstens den Schall, der aus unsern Lungen hervorströmt, und von dem er nicht begreift, warum wir ihn so reichlich ausgießen, da ein kleiner Theil schon hingereicht hätte, ihm überflüßige Langeweile zu machen. — Ein kleiner Dorn auf seinem Pfade verwundet ihn gränzenlos, und jedes Blümchen macht ihn gränzenlos glücklich. — Das ganze Geschütz des zahlreichen blos männlichen Elends bringt ihm keine Wunde bey, und die aufgehäuften Schätze blos männlicher Freuden sind ihm gleichgiltig. Er weint über die kleine Wunde, die ihm der Dorn versetzt, und trinkt aus der Blume Wohllust in vollen Zügen. Der Tod aus unsern Unglücksschlünden berührt ihn nicht, und in den Vorrathshäusern unserer Glückseligkeit gähnt er nach Freude. Sind euch diese — keine bekannte Wahrheiten? Kennt ihr den Knaben so wenig? Er ist eine ganz eigne Art von Menschen. Er hat immer hunderttausend kleine Geschäffte und Gefühle, die ihm sogar dann noch Zeit und Aufmerksamkeit für unsre größern nehmen würden, wenn auch er den Sinn dafür hätte. — Die Bewegungen der Himmelskörper, und die Wesenheiten der Dinge sieht er nicht. Er hat zu viel mit den Bewegungen seines Kreisels — und mit den Empfindungen der Dinge zu thun. Die Welten können sich seinetwegen nach der Manier der Tycho, oder des Kopernikus drehen, und die Naturen der Dinge können Sachen an sich, oder bloße Erscheinungen seyn. Das ist für ihn gleichviel. Die große Frage für ihn ist nur, ob sich sein Kreisel nach seinem Wunsch dreht, und ob die Dinge an sich, oder ihre Erscheinungen ihm Langeweile machen oder nicht. — Er kann die

Stimme unsrer Weisheit nicht hören. Er muß zu sehr auf die tausend Stimmen seiner Vorfälle horchen. Diese sagten ihm schon Manches, was er sehr gut brauchen konnte. Unsre Weisheit mag sehr künstlich seyn, und überdieß sehr oft Recht haben. Er hat aber vor der Hand mehr Natur als Kunst vonnöthen, und möchte wohl manchmal auch das Fehlen versuchen, um inne zu werden, was denn dieses sey. — Er kann unsre fremden Freuden, und Sorgen nicht fühlen. Sein Herz ist von seinen eigenen zu voll. Kann ein König mehr besitzen, als er, der ein Kasquet, einen Säbel und eine Patrontasche besitzt? Wenigst hat sich dieses der König nicht selbst gemacht. — — Was geht ihn die verlorne Hauptschlacht an? Bey dem Regiment, das er aus seinen Gespielen errichtete, steht alles gut. — Mit dieser Geneigtheit des Knaben für kleine Reize ist noch eine andere sehr ausgezeichnete Eigenthümlichkeit seiner Reizbarkeit verbunden, nämlich eine vorzügliche Naturgemäßheit derselben.

Wenn man die Natur irgend eines körperlichen oder geistigen Reizes bestimmen soll, so darf man ihn nur an einem noch nicht verdorbnen Knaben versuchen. Die Wirkung, die am Knaben erfolgt, wird der Regel genau die Wirkung der Natur seyn. Wenn der Mensch ja einmal und zwar in einer schon ziemlich großen Ausgedehntheit blos Mensch ist, so ist er es als Knabe, so viel er es da schon seyn kann. Da fühlt er nur noch den Eindruck der Sache. Später fühlt er gewöhnlich schon mehr nur die Gegenwirkung seiner Gewohnheit. Itzt steht er größtentheils nur noch unter den Einflüssen der Dinge. Später steht er meist unter

den Einflüssen seiner Meynungen von den Dingen. — Was ist uns gewöhnlich wohlschmeckend oder eckelhaft? Was wir gewohnt oder nicht gewohnt sind. Was ist es dem Knaben? Was ihn einfach oder stark nährt, wenn er hungert, — oder überladen will, wenn er satt ist. Was giebt uns gewöhnlich ein Gefühl von Stärke? Was unsre Lebensgeister untereinander jagt. Was giebt es dem Knaben? Was ihm wirkliche Stärke giebt. Was ist unserer Gesundheit vortheilhaft oder nachtheilig? Was in unsre einmal angenommene Lebensweise paßt oder nicht paßt. Was ist es der Gesundheit des Knaben? Was die menschliche Natur an sich begünstigt oder zerstört. — Was ist uns gewöhnlich Wahrheit oder Irrthum? Was mit unsern vorgefaßten Meynungen übereinstimmt oder nicht übereinstimmt. Was ist es dem Knaben? Was mit sich selbst einig oder nicht einig ist. — Was macht uns gewöhnlich froh oder traurig? Was unsre Einbildungen befriedigt oder nicht befriedigt. Was macht es den Knaben? Was seine Bedürfnisse stillt oder nicht stillt. — Wie oft setzen wir dem Knaben unsre Leckerbissen vor, ohne seinen Geschmack zu locken, und wie viel gehört dazu, auch ihn das Unschmackhafte schmackhaft finden zu machen, das wir so finden? — Wie oft biethen wir dem Knaben unsre Zaubertränke an, ohne von ihm Bescheid zu erhalten, und wie viel gehört dazu, auch ihn die kurze Empfindung einer Kraft ohne dem Besitz derselben verlangen zu lehren, die wir so gerne verlangen? — Wie oft wenden wir bey dem Knaben unsre Heilmittel oder Gifte an, ohne ihm zu helfen oder zu schaden, und wie viel gehört dazu, auch ihn so künstlich gesund oder krank zu seyn zu gewöhnen,

wie wir es sind? — Wie oft tragen wir dem Knaben mit vielem Scharfsinn unsre tiefausgedachten Irrthümer vor, ohne seine Ueberzeugung zu gewinnen, und wie viel gehört dazu, auch ihn mit den Widersprüchen auszusöhnen, mit welchen wir ausgesöhnt sind? —

Wie oft ziehen wir den Knaben mit aller Anstrengung an die schwelgerische Tafel unsrer Lüste, ohne ihn dabey festhalten zu können, und wie oft sehen wir ihn dicht neben einer unsrer fürchterlichsten Schreckensgestalten stehen, ohne an ihm eine unruhige Miene und eine Bewegung zur Flucht zu bemerken, und wie viel gehört dazu, auch ihn endlich unter den Blendwerken eingebildeter Freuden und Leiden leben zu lehren, unter welchen wir leben. Es ist für den, der noch — auch nur wenig — an die Natur glaubt, zum Erstaunen, wie oft der Knabe in den Angelegenheiten seines Kreises gegen uns Männer Recht habe.

Diese nämliche Naturgemäßheit seiner Reizbarkeit ist es, welche den Knaben so bald kenntnißreich und geschickt, so innig und andauernd glücklich, und so kurz unglücklich macht. Der Knabe nimmt — der Regel nach — nur von der Natur an, und diese giebt nur brauchbare Lehren und brauchbare Fertigkeiten, giebt der Freuden unzählige, und von den Leiden nur die unentbehrlichsten und schnellsten vor. Erst die Kunst giebt mitunter — erworbne Unwissenheit. Erst diese ist sparsam mit der Glückseligkeit, und freygebig mit dem Elend. — Glückliche Zeiten! rufen wir aus, wenn wir von unsern Knabenjahren reden, glückliche Zeiten, in welchen uns alles unterrichtete, fast alles beglückte,

und das Wenige, was schmerzen wollte, schnell vorübereilte? — Läßt sich das geheimnißvolle Glück dieser Jahre nicht festhalten? — Zum Theil. Wenn wir die Natur nie ganz verlassen, so verläßt uns die Seligkeit dieser schönen Tage auch nie ganz.

Sechszehntes Kapitel.

Naturgemäßheit und Drang nach Freyheit während dem Knabenalter.

Fünftes allgemeines Gesetz des Knabenalters. Das Knabenalter zeigt keine so ganz reine, aber auch keine so ganz leicht zu überwindende Naturgemäßheit mehr, wie die Kindheit, aber doch eine reinere und noch leichter zu überwindende, als das Jünglingsalter, und dabey vorzüglich in Rücksicht des Verstandes eine überhaupt noch so kräftige, daß sie sich, wenn sie etwa schon verwundet wurde, noch am leichtesten, wenigst sehr viel, wenn schon nicht mehr ganz, wieder erholt.

Sechstes allgemeines Gesetz des Knabenalters. Das Knabenalter strebt zwar nicht mehr mit der ganzen Reinheit und Schnellkraft der Kindheit nach Freyheit, aber nur mit einer verhältnißmäßig wenig kleinern, und dabey nun schon mit einem selbst gegen die äußern Angriffe großen Nachdruck, vorzüglich in Rücksicht des Körpers, und von Seite seines Geistes —

in Rücksicht des Verstandes, und seiner nächsten Kräfte.

Wir nennen einen noch wenig durch Menscheneinflüsse berührten Knaben ein Naturkind. Er ist es auch. Die Benennung eines Gegenstandes wird von seinen meisten Bestandtheilen hergenommen, und im Knaben behauptet die Natur, wenn er nicht schon außerordentlich verwandelt ist, noch immer den größten Platz. Allein so ganz alleinherrschend, wie im Kinde, ist sie in ihm doch nicht mehr. Es haben sich nun doch schon dort und da einige fremde Mächte eingedrungen, welche auch einigen Antheil an der Regierung des Ganzen nehmen. Der Knabe gehorcht schon manchmal einer kleinen Gewohnheit. Er glaubt schon manchmal lieber einer Meynung, als seiner Empfindung. Er opfert schon manchmal mehr der Laune, als dem Bedürfniß. Es legen sich schiefe Richtungen an. Es wollen sich Vorurtheile bilden. Es giebt Augenblicke, wo Rücksichten genommen werden. Des Kindes freuen wir uns gewöhnlich nur. Den Knaben bedauern wir schon manchmal. Beym Kinde wissen wir gewöhnlich von allen, woher es dasselbe habe, — nämlich von der Natur. Im Knaben stößt uns schon Manches auf, was wir nicht begreifen, wozu wir keine Quellen kennen. Das Kind finden wir unter dem Kreise der Belohnungen und Strafen. Was es thut, thut es ganz nothwendig. Den Knaben treffen wir schon manchmal in dem Gebiethe einer Art von Verdienst oder Schuld an. Dieser fängt schon an, willkührlich zu seyn.

Wenn aber auch die Naturgemäßheit des Knaben an ihrer ursprünglichen Reinheit ein wenig verliert,

und bey den unvermeidlichen Einflüssen der Künste aller Art, und unter allen Menschen verlieren muß, so gewinnt sie desto mehr an Selbstständigkeit, und muß bey dem eben so unvermeidlichen Wachsthum der Kräfte, daran gewinnen. Dem Knaben kann sein Streben nach seinen natürlichsten Gestalten nicht mehr so ganz leicht gelähmt werden, wie dem Kinde. Hier muß man schon mehrere und nachdrücklichere Mittel anwenden, wenn man zu seinem Zweck kommen will. Die Natur, die man im Knaben zu bekämpfen hat, ist nun schon stärker und gewandter geworden. Sie steht nun schon eine Stufe höher, als zuvor, ist also itzt schon im Stande, manchen Feind zu erreichen, für den sie sonst zu tief stand, und manchen Ausweg zur Flucht zu erblicken, den sie zuvor nicht sah. Wir müßen daher schon manche Abtheilung aus dem Heere unsrer Künste aufbiethen, um die Natur des Knaben zu besiegen. Der Knabe läßt sich die Gestalten unsrer Laune nicht mehr so leicht aufheften. Wir müßen sie ihm aufbinden. Wenn uns beym Kinde oft schon ein paar einfache Versuche zum Ziele führten, so führen uns beym Knaben erst viele verschiedne dahin. Wenn es bey jenem eine Miene that, so thun es bey diesem erst Worte. Wenn bey jenem eine blos gezeigte Lockspeise, oder eine blos gedrohte Strafe hinreichte, so reicht bey diesem erst die Tafel mit den Speisen, oder die Pein selbst hin. Wenn endlich bey jenem sogar schon Künste erfodert wurden, so werden bey diesem Wiederholungen und Vermehrungen derselben erfodert. Man hört nicht so allgemein und nicht so viel über die Widerspänstigkeit und Hartnäckigkeit der Kinder, als der Knaben klagen. Wenn uns jene viel zu schaffen machen,

so machen sie es blos wegen ihrer Unbehilflichkeit. Diese aber machen es wegen ihrem Widerstande. Den ersten müßen wir immer beystehen, die zweyten immer bekämpfen und belauern.

Da die nämlichen Ursachen im Jünglinge noch fortwirken, so steht der Knabe hierinn wieder so weit vor, oder nach dem Jüngling, als er nach oder vor dem Kinde steht. Er übertrifft den Jüngling an der Reinheit seiner Naturgemäßheit, wie er an selber von dem Kinde übertroffen wird, und er wird vom Jüngling an der Selbstständigkeit derselben übertroffen, wie er darinn das Kind übertrifft. Die Eindrücke der Kunst, und die damit fest unzertrennlichen Angriffe auf die Natur häufen sich bis zum Jünglingsalter ohne Vergleichung mehr, als sie sich bis zum Knabenalter häufen. Aber auch die Gegenwirkungen, und dadurch die Kräfte zum Widerstande häufen sich indeß ungleich mehr. Es erscheinen also auf der Natur des Jünglings schon mehrere und größere Bezirke unter einer andern, als einer einheimischen Herrschaft. Es treten aber auch in den noch freyen Bezirken mehrere und größere Kräfte auf, welche die Unabhängigkeit dieser glücklichern Plätze gegen fremde Eingriffe vertheidigen. Der Knabe ist daher freylich — der Regel nach — im Ganzen — der Natur — noch getreuer. Aber er kann ihr auch noch leichter ungetreu gemacht werden. Aller Ernst, und alle Kunst, die man immer zur Besiegung der Natur des Knaben schon nöthig haben mag, ist gegen den Ernst und die Kunst, die zur Besiegung der Natur des Jünglings erfodert werden, doch nur Spiel. Die Nerve des Knaben ist zwar noch nicht so sehr verwöhnt, aber ver-

wöhnbarer. Sein Bein ist noch nicht so mißgestaltet, aber weicher. Sein Kopf ist noch nicht so sehr verschoben, aber leichter zu verschieben. Sein Herz ist noch nicht so angesteckt, aber empfänglicher. Die Feinde der Menschheit wissen dieses sehr genau. Sie betreiben deswegen die Ausführung ihrer Pläne zur Verderbung des Menschen — so sorgfältig schon im Knaben. — Das Knabenalter ist ihnen die eigentliche Saatzeit für ihre giftigen Saamen. Hier jäten sie schon sorgfältig jede Wurzel aus, welche ein Saamenkorn der Natur senkte. Hier ziehen sie schon mühsam mit tiefeingreifenden Strafen scharfe Furchen. Hier düngen sie schon reichlich mit ihrem befeuchtenden Beyspiel den empfänglichen Boden. Hier säen sie schon ämsig hundertfachen Saamen, und vollenden endlich ihren schrecklichen Fleiß gewissenhaft mit der Befeuchtung durch passende Belohnungen. Das Kind überließen sie, nach den abgelegten ersten Fesseln, oft auf lange Zeit, größtentheils sich selbst und dem Spiel mit seiner Natur. Aber den Knaben packen sie schon fester und ununterbrochner. Diesen packen sie schon mit den meisten ihrer Gebräuche und Gewohnheiten, ihrer Lebensregeln und Lebensweisen, mit ihren Schulen, Katechisationen, Predigten, Büchern, Reden, Gesellschaften, Freuden, Schmerzen, Hoffnungen und Aengsten, also beynahe mit dem ganzen Waffenvorrath aus den reichen Zeughäusern ihrer verworfnen Weisheit. Sie sparen zwar auch noch einen Theil ihrer Arbeit für das Jünglingsalter auf. Aber den größten und wichtigsten vollenden sie schon im Knabenalter. Sie wissen, daß ihre Mühe am Jünglinge ganz, oder wenigst größtentheils verloren ist, wenn sie nicht schon am Knaben bis über

die Hälfte gewonnen wird. Der Jüngling kann nicht mehr so vollständig, wie sie es wünschen, verdorben werden, wenn er sich nicht selbst mit verdirbt, welches nur dann geschieht, wenn er als Knabe dazu gehörig vorbereitet wird.

Im Knabenalter ist also der wichtige Zeitpunkt, in welchem es größtentheils entschieden wird, ob der Mensch — künftig der Natur, oder irgend einer feindlichen Kunst angehören soll. Als Knabe huldigt er — wenigst anfangs — überhaupt noch der ersten wohlthätigen Macht, und zwar mit einer Ergebenheit, welche oft durch viele Gegenversuche nicht abgeleitet werden kann. Als Knabe zeigt er noch eine ungemeine Reinheit in seinem Dienste gegen die Natur, und schon einen ungemeinen Nachdruck gegen die Unternehmungen ihrer Feinde, ihn davon abtrinnig zu machen.

Diese ausgezeichnete Naturgemäßheit des Knaben zeigt sich aber vorzüglich von der Seite seines Verstandes, und der damit zunächst verbundnen Kräfte. Nichts überrascht uns an ihm öfter, als eine uns manchmal fast unbegreifliche Wahrheit seiner Begriffe und Neigungen. Nichts macht uns öfter und jedesmal eine größere Mühe, als die Verfälschung die er seiner Begriffe und Neigungen. Wie oft setzt er uns mit seinen Fragen, Bemerkungen, Einwürfen, Wünschen und Verabscheuungen in Verlegenheit? Wie oft reizt und vereitelt er die ganze Aufmerksamkeit und Anstrengung unsrer zahlreichen widernatürlichen Künste? — *Descartes* war noch sehr jung, als er schon, statt nachzubethen, zu zweifeln anfieng, und manches Naturwidri-

ge in den Denkregeln fühlte und rügte, welche ihm seine Lehrer vortrugen. — Bayle machte sich — auch schon sehr frühzeitig — oft den Spaß, seine Lehrer durch seine Fragen und Einwendungen zu verwirren. — Gassendi hatte schon früh sich selbst zu unterrichten angefangen. Er stieg in seinem siebenten Jahre schon öfter des Nachts aus seinem Bette, um die Gestirne zu beobachten. Es zeigte sich auch bald der Unterschied zwischen ihm und seinen Gespielen, die mehr blos von ihren Lehrern unterrichtet waren. Diese Knaben behaupteten eines Abends: daß die Wolken stehen, und der Mond gehe. Gassendi behauptete das Gegentheil. Er bewies seine Behauptung durch Gründe, welche aber auf seine schon verschobenen Gegner keinen Eindruck machten. Er nahm sie also mit sich in das Freye, stellte Mann vor Mann unter einen Baum, und befahl ihnen, durch die Zweige nach dem Gegenstand des Streits hinaufzusehen, wo sich dann der Mond stäts zwischen einerley Blättern sehen ließ, indeß die Wolken vorübereilten. — Die Empfindungen sind im Knabenalter nicht weniger richtig, als die Begriffe. — Kato der jüngere spielte einst in dem Hause eines seiner Anverwandten, wo er mit mehrern andern seines Alters zu Gast gebethen ward. Die Kleinen stellten ein Gericht vor, wobey einige die Richter, andere die Ankläger, und wieder andere die Gerichtsdiener waren. Einer von diesen Knaben, der sich ungerecht verurtheilt, und eingesperrt fühlte, appellirte an den Kato. Dieser ließ sich den ganzen Prozeß berichten, gieng dann an die Thüre des Zimmers, wo der Verurtheilte gefangen saß, drängte die Wache, die sich widersetzte, weg, und führte den Unschuldigen unter Bezeugung seines Un-

willens und unter Begleitung der übrigen Knaben nach Hause. — Kato setzte sich durch dergleichen Handlungen schon frühzeitig bey allen seinen Gespielen in eine allgemeine Achtung. Als Sylla einst ein jugendliches Wettrennen anstellte, und darüber zween junge Ritter zu Anführern ernannte, nahmen die übrigen zwar einen davon an, den andern aber nicht, und als Sylla sie fragte, welchen sie denn zu ihrem Anführer wünschten, riefen sie einstimmig: den Kato. — Cicero erwarb sich ebenfalls schon sehr frühzeitig die Achtung aller seiner Mitschüler. Die Söhne der Patricier ließen den kleinen homo novus immer in der Mitte gehen, um ihm ihre Ehrfurcht zu beweisen. Manche Aeltern wurden deswegen auf ihre Kinder böse. — Diese Beyspiele sind zwar alle nur aus dem Jugendleben ausgezeichneter Menschen hergenommen. Allein es haben nur nicht alle junge Leute das Glück, so genau beobachtet, — oder so richtig verstanden, — oder später so wenig verdorben, und endlich so berühmt zu werden. Wir würden sonst die Jugendgeschichte dieser merkwürdigen Menschen in der Jugendgeschichte jedes gewöhnlich gut organisirten — höchstens nur unter einigen veränderten Hüllen — wieder finden. Wir können ja wirklich schon oft einen Theil derselben in unsern Zöglingen finden, wenn wir suchen wollen. Wie natürlich frägt, zweifelt, urtheilt, antwortet, liebt, hasset, fürchtet, oder verachtet nicht — wenigst manchmal — jeder auch von unsern Zöglingen bey allen den großen Anstrengungen widernatürlicher Künste, jede Regung der Natur schon früh zu ersticken? —

Es ist hier noch eine Eigenthümlichkeit der Naturgemäßheit des Knaben nicht zu übergehen, welche ohne

Zweifel zur verhältnißmäßig beträchtlichen Größe, und Stärke derselben das Meiste beyträgt. Der Knabe erholt sich nämlich von den Wunden, welche seiner Natur beygebracht wurden oder werden, meist sehr leicht, und wenn auch nicht immer ganz, doch stäts so viel wieder, daß außer der Narbe keine sehr schädliche Folge zurückbleibt. Er ist schon so viel gehärtet, daß der feindliche Eindruck nicht mehr ganz in seine innerste Natur eindringen kann, und doch noch so weich, daß die getrennten oder verschobnen Theile wieder ohne Zersplitterung vereinigt oder zurecht geschoben werden können. Er ist schon so selbstständig gegen die Willkühr, daß er selbst mächtigen Stößen nach fremden Richtungen merklich widersteht, — und doch noch so ergeben gegen die Natur, daß er leicht einem schwachen Zuge nach einheimischen Zwecken nachgiebt. Er ist im Ganzen noch nicht angesteckt. Er muß es erst werden. Seine Natur arbeitet also größtentheils stäts noch auf Vermehrung und Verbesserung, und nicht auf Ansteckung hin. Diese kömmt größtentheils stäts nur noch von Außen. Von innen kommt fast nur Leben, und das Leben arbeitet — der Regel nach — nur wieder nach Leben, also nach Ersetzung des abgegangenen, nach Heilung des Beschädigten und nach Entfernung des Schädlichen hin. Der Knabe kehrt also wieder am leichtesten und meisten — zur Natur zurück, wenn er davon entfernt worden ist. Seine geschwächten Nerven können noch am leichtesten und meisten wieder gestählt werden, denn sie stählen sich noch selbst, und sind noch nicht vollends geschwächt. Seine niedergetretene Begriffe können noch am leichtesten und meisten wieder erhoben werden; denn sie erheben sich noch selbst, und sind noch nicht vollends

zertre-

zertreten. Seine angesteckten Neigungen können noch am leichtesten und meisten gereinigt werden, denn sie reinigen sich noch selbst, und sind noch nicht vollends vergiftet. Es ist manchmal bewundernswürdig, wie leicht und sehr sich da die Natur noch selbst hilft. Ein unbedeutender Umstand öffnet dem ringsumher angehäuften Leben unvermuthet einen kleinen Rinsaal in das geschwächte Daseyn des kleinen Menschen. Das Leben dringt hinein, erweitert bald den Eingang, strömt dann reichlicher zu, und der für verloren gehaltne ist gerettet, ist zum Erstaunen derer, die ihn in seiner Verdorbenheit sahen, mit einer Stärke gerettet, die man kaum ohne vorhergegangener Schwäche erwartet hätte. Sind die Belege zur Bestättigung dieser Wahrheit selten? Jeder wird einige in seinem Kreise finden, wenn er suchen, wenn er nur beobachten will. Hören wir nicht tausendmal die Fragen: „Ist es möglich, daß dieß der nämliche Knabe ist, den ich einst so schwach fand?“ — „Wie kömmt denn das Bürschchen zu diesen Gedanken, Urtheilen, Zweifeln?“ Woher hat der Bube diesen Muth, diese Festigkeit? u. dgl.“ —

Der Freyheitstrieb hält mit dem Trieb nach Naturgemäßheit gleichen Schritt. Beyde haben ein gemeinschaftliches Schicksal. Man kann keinen von ihnen leben lassen, oder ersticken, ohne auch den andern zu beleben, oder zu ersticken. Sie sind unzertrennlich. Sie entspringen aus der nämlichen Quelle, fließen durch den nämlichen Rinnsaal, und ergießen sich durch die nämliche Mündung in den gemeinschaftlichen Sammelplatz aller menschlichen Eigenschaften. Sie entstehen aus den unverdorbnen Vorräthen des jugendlichen Lebens, gehen durch die immer wiederholten Versuche ungehin-

derter Selbstthätigkeit, und führen zu der Brauchbarkeit männlicher Selbstständigkeit.

So wie also die ursprüngliche Naturgemäßheit im Knaben schon ein wenig gelitten hat, so hat auch das ursprüngliche Freyheitsgefühl gelitten. Die nämlichen Einflüsse, welche die erste Pflanze unfreundlich behandelten, behandelten auch die zwote so. Beyde ziehen, wie gesagt, die nämliche Nahrung an sich, und beyde sind gleich zart. Gebricht es der einen an der gehörigen Nahrung, oder an der nothwendigen Feinheit der Behandlung, so gebricht es auch der andern daran. Und dieses ist der gewöhnliche Fall für beyde. Nicht nur unsre itzt für sie sehr feindlichen Verhältnisse machen diesen Fall zur Regel. Auch bessere werden ihn immer, nur freylich in einem ungleich schwächern Grade, dazu machen. Es werden nämlich immer einige aus den hunderttausend kleinen und geheimen Ursachen, welche das Kind umgeben, seine erste ganz reine Naturgemäßheit dort und da ein wenig beflecken, und sein ursprüngliches Freyheitsgefühl dort und da ein wenig unempfindlicher machen. Aber sie werden dieses einst ohne Vergleichung weniger thun, als es itzt geschieht, und der kleine Nachtheil, der daraus entsteht, wird durch die ungleich grössern Vortheile, die aus den wohlthätigen Einflüssen der ungleich zahlreichern übrigen Ursachen entstehen werden, so sehr aufgewogen werden, daß jener gegen diese nicht mehr, wie itzt, in Berechnung gebracht zu werden brauchen wird. Ueberhaupt muß ich hier wieder anmerken, daß sich mit der Abnahme der vorliegenden Jugendeigenthümlichkeiten in einigen ihrer Theile, welche ich hier behaupte, doch eine Zunahme derselben im Gan-

zen sehr gut vereinigen lasse. Ich behaupte also nicht, daß der Knabe überhaupt weniger von den besitze, wovon die Rede ist, sondern nur, daß er in einigen Rücksichten weniger davon besitze. In andern besitzt er mehr, und zwar ungleich mehr, als in den vorigen weniger. Das Kind hat noch nichts, oder sehr wenig verloren, aber auch noch nichts, oder sehr wenig gewonnen. Der Knabe hat schon etwas, oder mehr verloren, aber noch viel mehr gewonnen. Es ist hier, wie fast immer, von einem verhältnißmäßigen Werth die Rede.

Nun, das Freyheitsgefühl ist bis zum Knabenalter schon durch viele Einflüsse behandelt worden. Es kann, besonders unter uns, nicht fehlen, daß sich nicht unfreundliche darunter befanden. Die ursprüngliche Reinheit des Gefühls ist also schon an einigen Stellen befleckt. Die ursprüngliche Schnellkraft desselben ist an einigen Fäserchen angegriffen. Wirklich sehen wir, daß sich der Knabe schon manche kleine Einschränkung seiner Freyheit gefallen läßt. Er fühlt schon nicht gar jede leise Berührung der Willkühr mehr. Er wagt sich schon nicht an die Niederreissung gar jeder nicht unumgänglich nöthigen Schranke mehr. Das Kind fühlt jede Berührung, wagt sich an jedes Hinderniß. Dieses mißt nie erst seine Kraft, sondern immer nur seinen Wunsch. Der Knabe besinnt sich wenigst schon manchmal und mißt manchmal seine Kraft. Das Kind wirft weg, was es nicht behalten mag, horcht, oder lallt, so wie es dieses oder jenes mehr freut, und lacht oder weint, je nachdem es zufrieden oder unzufrieden ist. Es kennt und achtet keine Rücksichten. Der Knabe behält schon manch-

mal, was er wegwünschte. Er hört, oder schweigt, wo er sehen oder reden möchte. Er zwingt sich (auf einen Augenblick) seine Laune oder seine Miene in eine vorgelegte Gestalt zu schmiegen. Er ahndet Rücksichten.

Allein die Einschränkungen, die sich der Knabe gefallen läßt, sind nur sehr wenige und sehr kleine. Der Knabe hat also nur sehr wenig verloren. Gewonnen hat er aber desto mehr. Wenn er nämlich nun einige Einschränkungen nicht mehr fühlt, so fühlt er andere, die er zuvor nur dunkel fühlte, itzt deutlicher. Wenn er sich itzt an einige nicht mehr wagt, so greift er andere, die er zuvor nur schwach angriff, itzt stark an. Man weis, wie leicht es ist, einem Kinde die Schranken zu verbergen, die man ihm setzt, und die Kraft, die es dagegen aufbiethet, zu überwinden. Man braucht an jene manchmal nur ein Spielzeug zu hängen, und dieser nur mit einer finstern Miene, oder mit einem rauhen Worte entgegen zu drücken. Und braucht man mehr, so darf man nur alle drey Hilfsmittel vereinigen, und der Zweck wird kaum jemals unerreicht bleiben. Geht es uns aber mit dem Knaben auch so leicht, wenn er einmal sein Auge und seinen Angriff auf eine unsrer Schranken gerichtet hat? Man kennt ja den Krieg, den man darüber mit dem Knaben führt. Welche Menge von Kriegslisten, von Angriffs- und Vertheidigungswaffen stehen uns zu Gebothe? Und wie viele, und welche Siege erfechten wir damit? Entwischt der kleine arglose Feind nicht tausendmal unsern schlauesten Schlingen? Steht er nicht tausendmal bey unsern heftigsten Angriffen unverwundet und unbesiegt auf seinem unentrissenem

Schlachtfeld? Treibt er uns nicht tausendmal selbst aus unsern wohlverschanzten Lagern heraus? Wie viele Tage vergehen in einer Familie, ohne sich durch dergleichen unerwartete Abwechslungen des Sieges auszuzeichnen. — Man weißt dem Knaben das Haus und den Garten zum Bezirk seiner Spiele an. Die verschlossenen Thüren des Hauses und Gartens bürgen gegen seine Entfernung. Er hat keinen Schlüssel. Aber er findet bald Mittel, die eine oder die andere zu öffnen. Er kömmt wieder ungesehen zurück. Man bemerkt aber an einigen Merkmaalen der Thüre die vorgegangene Ausschweifung. Man sorgt gegen die Möglichkeit einer Wiederholung. Er klettert über die Mauer. Nun wird ihm der ganze Garten verbothen. Er kann auf dem Speicher sein Wesen treiben. Er schwingt sich zum Dachfenster hinaus, und versucht in der Höhe sein Glück, weil man es ihm auf der Erde nicht gönnen will. — Itzt wird er im Zimmer zu bleiben genöthigt. Die Reihe kömmt also nun an Stühle und Bänke. Er schreitet, springt und fällt nun über kleine Gegenstände weg, weil er es über keine größere kann. Und dann gehen ja Vater und Mutter doch auch manchmal aus, oder sie geben ihm einen Auftrag an die Küche, oder sie sehen sich wenigst um. Er ist jedesmal bald entwischt, und holt dann das Versäumte getreu nach. — Haltet ihr ihn aber gar auf einem Stuhle fest, und gebt ihm irgend eine Hand- oder Kopfarbeit, so erwartet der Regel nach nur nichts anders, als daß eure ihm übertragne Arbeit so schlecht, als möglich, ausfallen werde. Er hat indeß zwo Arbeiten gemacht, die eine, nämlich die schlechtere für euch, und die andere bessere für sich. Sucht nur am Tische, oder am Stuhle, oder in seinen Klei-

dern, oder an seinem Körper nach! Oder könnt ihr in der Miene, in den Augen, in kleinen Bewegungen und Richtungen des Körpers, und überhaupt in kleinen Umständen lesen, so sucht hier nach! Ihr werdet finden, daß er indeß etwas anders — für ihn Wichtigeres und Vollständigeres that, als ihr befahlt. — Auf welcher Seite ist der Sieg?

Doch dergleichen Geschichten sind ja so bekannt, als die Knaben selbst. Man hört sie überall, wo man von Knaben hört. Sie sind aber nicht geachtet genug. Man erzählt oder hört, und bejammert sie, statt sie zur Belehrung zu benützen. — „Was lehren sie?“ Daß es widersprechend sey, die Quelle, aus der sie entstehen, immer offen zu lassen, und dann doch zu verlangen, daß sie nicht entstehen. — „Woher entstehen sie?“ — Wie gesagt, aus unserm Kampf mit unsern Zöglingen. Scheuen wir also, besiegt zu werden, so fangen wir nur nicht zu kämpfen an. „Können wir denn aber nicht selbst siegen?“ — Wie man sieht, wenigst nicht ununterbrochen und nicht vollständig. Die Natur, die wir angreifen, ist schon ziemlich stark, denn sie ist schon ziemlich thätig, und dabey noch sehr ungeschwächt. Und was ihr an Stärke mangelt, ist ihr größtentheils an **Gewandheit, Unverwundbarkeit** oder schneller **Heilkraft** ersetzt. Sie widersteht schon sehr nachdrücklich, sie weicht dem Angriff aus, ist oft gar nicht angegriffen, obwohl wir es glauben, und hat sich von einer Wunde manchmal schon wieder erholt, ehe wir noch recht deutlich sehen, daß sie wirklich eine erhalten hat. — Dank der Vorsehung, daß sie ihre heiligsten Triebe in den wehrlosen Kleinen gegen die Willkühr des Irrthums, und der Bosheit we-

nigst durch einige wesentliche Verschanzungen in Schutz nimmt! Wir hörten sonst wahrscheinlich itzt selbst die Laute: Menschheit, Menschenwohl und Menschenwerth, — nicht einmal mehr unter uns.

Der Drang nach Freyheit zeigt sich im Knaben schon in Rücksicht seines Körpers sehr mächtig. Er geduldet zwar an diesen schon leichter, als das Kind, einige kleine willkührliche Beschränkungen. Es geschieht aber nicht oft und nicht gerne. Gewöhnlich, und am heftigsten wünscht er sich von allen Körperbanden frey, und macht sich auch bey jeder geringen Gelegenheit dazu wirklich davon frey. Die meisten seiner Versuche, der Aufsicht zu entwischen, haben diese körperliche Freyheit zum Zweck. Er will nach Bedürfniß und Herzenslust körperlich thätig seyn, und da ist nun kaum ein Hinderniß zu groß, oder eine Gefahr zu drohend, oder eine Belohnung zu ablockend, daß er nicht darüber hinwegspränge. Die Wiese und eine Gesellschaft bekannter oder unbekannter, zum Spiel und Kampf gerüsteter Streiter winken. Er bittet, schmeichelt, weint, trotzt, — oder entwischt wenigst. Und nun fliegt er davon, über Zaun, Graben und Strauch. Er steht auf dem Kampfplatz. Da liegt nun sein Kleid, dort sein Hut, hier seine Binde, dort sein Schuh. Eine Häcke hindert die Aussicht. Sie wird weggeschafft. Ein Zaun beschränkt das Schlachtfeld. Er wird abgebrochen. Und nun beginnt der Kampf um Freude in vollem Genuße der Unabhängigkeit. Er springt, und läuft, und schreyt, und ringt, und scherzt, nach den Ergießungen seiner Laune, — kennt kein anderes Ziel, als seinen Wunsch, und keine andre Einschränkung, als sein Bedürfniß, und

seine Kraft, und ist glücklich, weil er frey ist. Er mag gewinnen oder verlieren, besiegen oder besiegt werden. Er ist glücklich. Er gewinnt, auch, wenn er verliert, denn er erobert für seine Freyheit wenigst alle jene Zeit, welche er sonst der Willkühr anderer überlassen müßte. Er siegt, auch, wenn er besiegt wird; denn er verjagt in seiner Freyheit wenigst alle die Uebel, die ihn sonst unter der Willkühr treffen würden. Er ist in seinem Element, und alles Unangenehme, was ihm darinn gewöhnlich begegnen kann, ist ihm tausendmal willkommner, als das Angenehmste, was seiner — außer diesem Kreise wartet. Er athmet nur in diesem seinen eigentlichen Dunstkreis leicht. Es drängt und arbeitet sich deswegen immer mit solcher Anstrengung nach ihm durch, und wird nur wieder mit solcher Anstrengung davon zurückgebracht. Man sieht ihn bey jeder Gelegenheit von selbst in selben hinüber schlüpfen. Man sieht ihn aber nie denselben von selbst verlassen; dazu muß er immer durch eine äußere Ursache gezwungen werden, und diese Ursache darf wohl meist schon eine ziemlich ungewöhnliche seyn. Die gewöhnlichen bewegen ihn nicht leicht von der Stelle. Wenn er sich in diesem Element befindet, so hungert ihn nicht. Es friert ihn nicht. Es ist ihm nicht zu heiß. Er hat da keine andere Bedürfnisse, als seine Freyheit.

Eine ähnliche Stärke zeigt der Freyheitstrieb des Knaben in Rücksicht der Unabhängigkeit seines Geistes, in so weit sich dieser in ihm schon geöffnet hat, — also in Rücksicht seines Verstandes und Gefühlvermögens. Er will wissen, und befriedigt man ihn nicht, so sucht er sich selbst Befriedigung. Er will brauch-

bare Wahrheiten wissen, und giebt man ihm unbrauchbare, so läßt er sie liegen, oder steckt sie in einen Winkel, den er selten besucht, und holt sich selbst bessere. Er will fühlen, und zwingt man ihn blos sich so zu gebärden, als wenn er fühlte, so stemmt er sich dagegen, und sucht zu entfliehen. Er will angenehme Empfindungen fühlen, und dringt man ihm unangenehme auf, so weis er denselben sehr schlau auszuweichen, und sich willkommnere zu verschaffen. Er will alles dieses ungezwungen — blos nach seinem jedesmaligen Bedürfniß — thun, und nöthigt man ihn durch Zwangsmittel nach fremden Launen, oder eben so fremden Regeln dazu, so widersetzt er sich. Er vertheidigt sich, sobald er hier im Geringsten angegriffen wird. Er greift oft selbst an, wenn er nur von Ferne einen Angriff auf sich vermuthet. Und er siegt in beyden Fällen sehr oft, und immer wenigst darinn, daß er den Sieg seiner Feinde verzögert oder verringert. Was reizt unsre Knaben mehr und öfter zur Widersetzlichkeit, als unsre Weisheit und unsre Heiligkeit, die wir auch ihnen schon aufdringen wollen? Worüber haben wir mehr und öfter zu klagen, als darüber, daß sie nicht gelehrt und fromm werden wollen? Worinn sehen wir uns in unsern Erwartungen mehr und öfter betrogen, als darinn, daß sie am Ende sehr oft gerade das Gegentheil von dem sind, wozu wir sie mit aller Anstrengung machten? Der nämliche Knabe, der sonst so geschmeidig und gehorsam ist, wird unbeugsam und widerspänstig, wenn er in die Schule oder Kirche gehen soll. Der nämliche Knabe, der sonst so wißbegierig und gutartig ist, wird träge und ausschweifend, wenn er studiren soll, und unsre Predigten angehört hat. Der näm-

liche Knabe, der so leicht jede Gestalt von selbst annimmt, nimmt oft diejenige nicht an, wozu auch wir ihm noch behilflich sind. Vergebens wenden wir alle Hilfsmittel unsrer zahlreichen Künste an. Vergebens biethen wir Belohnungen und Strafen auf. Vergebens setzen wir unsre Anstrengung mehrere Jahre fort. Wir siegen wohl manchmal. Aber wir werden auch oft besiegt, und wir siegen nie vollkommen, und selten so, wie es unsre Anstrengung erwarten ließ, und unser Wunsch verlangte. Woher kömmt dieß? Daher, daß wir unsre Absichten nicht anders, als auf Kosten der Freyheit unsrer Untergebnen erreichen können, also die ganze Natur derselben zum Gegenkampf auffodern. Die Knaben sollen schon gelehrt und heilig werden. Sie haben aber vor der Hand andre Bedürfnisse. Sie wollen vor allem weiter nichts, als verständig und gutartig seyn. Nöthigt man sie zu mehrerem, so hat man sie gegen sich. Es ist ein Krieg erklärt. Sie streiten heftig und schlau. Die Natur hilft ihnen. Wir haben eine schwere Arbeit und üble Aussichten. Wir haben immer zu hüten, und zu warnen, das Verlorne wieder aufzusuchen, und das Verirrte wieder zurück zu führen, Schranken aufzustellen, und zerbrochne wieder ganz zu machen, zu belohnen und zu strafen, zu treiben und zurück zu halten, zu tragen, zu ziehen und zu schleppen, u. s. f. und wissen dann doch nicht, ob wir am Ende mit aller unsrer Sorgfalt und Anstrengung nicht vielleicht weiter zurück sind, als wir anfangs waren. Es ist unsre Schuld. Warum verlassen wir das Gebieth der Freyheit. Da ist nur eine Hauptstraße, nur ein Hauptziel, nur eine Art von Hauptmittel. Im Gebiethe der Willkühr giebt es der Hauptstraß-

sen, Hauptziele, und Hauptmittel unzählige. Man hat also da unzählige Wachen, Wegweiser und Vorsichtsregeln nöthig, um einen der vielen Zwecke zu erreichen, und man verirrr sich doch noch immer leicht. Im Gebieth der Freyheit thut eine Wache, ein Wegweiser und eine Regel ungleich bessere Dienste. — Wollen wir also unsre Knaben wirklich gescheider und gutartiger machen? — Wollen wir ihnen wirklich ihre Unwissenheit, ihre Irrthümer, ihre Unarten nehmen? — Nun! so fangen wir ja nicht mehr damit an, ihnen ihre Freyheit zu nehmen! Dieses ist gerade das Mittel, ihnen noch mehr Unwissenheit, Irrthümer und Unarten zu geben, als sie schon haben, denn wir können ihnen ihr Liebstes und Heiligstes nicht entreissen, ohne sie zum hitzigsten und andauernsten Widerstand zu nöthigen, und mit dem Streit ist Verwirrung, und mit der Verwirrung jedes Uebel verbunden.

Das Gefühl der Freyheit ist im Knaben schon so stark und reizbar, daß es sich nur gegen jeden wirklichen Angriff, sondern schon gegen jeden entfernten Schein desselben rüstet. Der Knabe stemmt sich nicht nur gegen unsre **willkührlichen** Schranken, sondern oft auch schon gegen die **natürlichen**, wenn wir diese durch eine Unterstützung mit unsrer **Willkühr** befestigen wollen. Braucht es oft mehr, ihn zur Unterlassung, oder zur Unternehmung einer Sache zu bewegen, als, sie ihm zu **gebiethen**, oder zu **verbiethen**? — Der Knabe will eine Sprache lernen. Er horcht uns unsre Worte ab. Er wiederholt sie. Er bemerkt seine Fehler, und verbessert sie. Wie sehen, daß er zunimmt, und noch mehr zunehmen will. Wir kommen seiner Lehrbe-

gierde zu Hilfe, und geben ihm eigentlichen Unterricht. Er muß sich täglich eine Stunde, oder nur eine halbe Stunde zu uns hersetzen, und sich die Sprachgesetze erklären lassen, oder wenigst Gespräche, Berichtigungen, Verbesserungen, Vorsichtsregeln anhören. Er muß, und nun ist es mit seiner Lust zum Lernen — Ende. Er mag nun die Sprache nicht mehr lernen. Er verlangt unsre Worte nicht mehr zu hören. Er übt sich nicht mehr in ihrer Wiederholung. Er begeht neue Fehler, anstatt die alten zu verbessern. — Es fiel dem Knaben nie ein, in einem gewißen Buch, worinn er uns öfter lesen sah, nachzublättern, und zu sehen, was uns darinn so sehr beschäfftige. Er hatte wichtigere und angenehmere Geschäffte in Menge. Nun fällt ihm einmal ein Bildchen darinn auf. Er wünscht dieses zu sehen, und greift nach dem Buche. Wir reißen es ihm aus der Hand, und verbiethen ihm bey schwerer Strafe, jemals wieder darnach zu greifen. Er läßt es für den Augenblick liegen. Aber, „Es muß wohl etwas sehr sonderbares darinn enthalten seyn“ — denkt er. Nun ist das Buch einer seiner Hauptgedanken und Hauptwünsche, der beym Geschäffte und beym Spiel wiederkehrt. Er vergißt, daß er an seiner Aufgabe für die nahe Lehrstunde arbeitet, und denkt an das Buch. Er läßt von seinem Galoppe nach, wenn er das Buch sieht. Endlich ist er so glücklich, seine Begierde befriedigen zu können. Wir haben uns auf einige Augenblicke entfernt, und er verschlingt nun das mit Heißhunger, wonach ihn ohne uns gar nicht gelüstet hätte. — Wie lange wird unsere ganze Erziehung noch im bloßen Befehlen bestehen? Sehen wir es denn nicht täglich, daß diese Art, zu leiten, nichts tauge? Wenn wir uns aber von ihr durchaus nicht trennen können, so unter-

sagen wir wenigst das, was wir gethan, und gebiethen wir das, was wir unterlassen wissen wollen! Wir werden alsdann unsre geheime Absicht doch seltner verfehlen. — Können uns aber entschließen, klüger zu werden, so verbiethen wir weniger, und es wird mehr Schlimmes unterbleiben, und gebiethen wir weniger, und es wird mehr Gutes geschehen, — und gebiethen oder verbiethen wir nichts, als was die Natur oder die Nothwendigkeit gebiethet und verbiethet, und lassen wir uns nie anmerken, daß wir es sind, welche befehlen. Wir sollen in den Augen unsrer Zöglinge nicht die Gesetzgeber, sondern nur die Verkünder der Gesetze seyn.

Dritter Abschnitt.

Periode der Vernunft (Jünglingsalter).

Siebenzehntes Kapitel.

Ableitung oder Eigenthümlichkeiten der jugendlichen Grundeigenschaften während dem Jünglingsalter, aus dem Begriff des Jünglingsalters.

Der Knabe ist am Ende seines Zeitraums nun schon sehr weit in der Entwicklung seiner Natur vorgerückt. Das einst beynahe blos mechanische, oder blos vegetirende, oder wenigst blos empfindende Wesen ist nun ein denkendes geworden. Es ist außer dem körperlichem Triebrock nun auch ein geistiges in ihm in starker Bewegung. Allein er ist doch noch nicht am Ziel

seiner Entwicklung. Das nun denkende Wesen denkt größtentheils blos über die gegenwärtigen Gegenstände. Das geistige Triebwerk in ihm steht noch in einigen Rädern stille. Das Wesen soll aber auch über Vergangenheit, Zukunft und die Verwandschaft derselben unter sich, und mit der Gegenwart denken. Die ruhenden Räder sollen auch in die allgemeine Bewegung eingreifen. Es scheint itzt geschehen zu wollen. Es melden sich lebhaftere Erinnerungen, Erwartungen, — und Ahndungen ihrer Verhältnisse untereinander, und mit den Empfindungen. Es entsteht unter den bisher stillgestandnen Rädern ein Ziehen und Gezogen werden, ein Streben und Drücken — nach Bewegung. Es erwacht eine neue Hauptkraft, — die Vernunft, — und mit ihr eine Menge verwandter Kräfte von gleich hoher Abkunft. Das Wesen, das sonst blos nach den Dingen aus seinem nächsten, um ihn herumliegenden Kreise griff, greift nun auch nach Dingen aus entferntern Kreisen. Es greift rückwärts in das Vergangene und vorwärts in das Kommende hinein. Es fängt zu ahnden an, daß seine Gegenwart nicht abgerissen zwischen zwo Kluften schwebe, sondern beyderseits noch mit einigen Gegenden zusammhänge, deren nähere Kenntniß nun auch Bedeutung und Interesse zu haben scheinen.

Der Knabe denkt. Der Jüngling schließt auch. Der Knabe schließt zwar gleichfalls, aber nur von der klaren Gegenwart auf die dunkle. Der Jüngling schließt von der Gegenwart auf die Zukunft, oder von der Vergangenheit auf beyde. Der Knabe beobachtet, aber nur die Erscheinungen der Gegen-

wart. Er erwartet, aber nur die Enthüllungen der Gegenwart. Der Jüngling beobachtet auch Erscheinungen der Vergangenheit, erwartet auch Enthüllungen der Zukunft. Der Knabe redet. Der Jüngling fängt zu deklamiren an. Der Knabe ist mehr neugierig, als wißbegierig, lernt viel, und will viel lehren. Der Jüngling ist mehr wißbegierig, als neugierig, lernt, und will mehr lernen, als lehren. Er zweifelt sehr viel. Er weis immer weniger, je mehr er weis. Seine Gefühle verfeinern und vermehren sich mit seinen Begriffen. Seine Freuden und Leiden erscheinen immer in leichtern Hüllen. Sie scheinen sich entkörpern zu wollen. Es durchzittern ihn neue Gefühle, die bey ihrer ihm bisher ungewohnten Natur mit den vorigen nur noch den bisher gewohnten Namen gemein haben. Es zeigt sich ein neues bisher unbekanntes Wollen, ein eigentliches Wollen. Er fühlt außer Liebe, Haß und Furcht nun auch Etwas von eigentlicher Achtung, Verachtung und Verabscheuung.

Die Grundanlagen der Jugend sind also in diesem ihren letzten Zeitraum noch mehr, als im vorigen, auch auf den Geist des Menschen, und nicht blos so sehr auf seinen Körper berechnet, und sie sind es vorzüglich auf die Vernunft. Die Natur setzt auch da noch die Entwicklung des Körpers fort. Sie setzt aber zugleich die Entwicklung des Geistes noch ungleich nachdrücklicher fort, denn sie beginnt selbe nun auch von der andern Hauptseite desselben, nämlich von der Seite der Vernunft. Sie versieht also die Jugend noch immer auch von Seite des Körpers mit den nöthigen Entwick-

lungsanlagen. Sie versieht selbe aber von der Seite des Geistes noch reichlicher damit, und zwar vorzüglich in Rücksicht der Vernunft, weil diese itzt erst eigentlich entwickelt wird, also itzt erst eine ausgezeichnete Aufmerksamkeit fodert. Es sind nun alle Seiten des jungen Menschen offen. Alle können nun darinn unmittelbar entwickelt werden, worinn sie es noch nicht sind, die Vernunft kann es nun am meisten, denn sie ists am wenigsten.

Achtzehntes Kapitel.

Unbestimmtheit und Empfänglichkeit des Jünglingsalters.

Erstes allgemeines Gesetz des Jünglingsalters. Das Jünglingsalter hat unter allen Zeiträumen der Jugend die meisten bestimmten Richtungen, und zwar vorzüglich in Rücksicht des Körpers, und von Seite des Geistes in Rücksicht des Verstandes, keine aber noch in Rücksicht der Vernunft, wenn man die mittelbaren Anfänge derselben ausnimmt.

Zweytes allgemeines Gesetz des Jünglingsalters. Das Jünglingsalter ist auch noch für viele körperliche Gestalten, und zwar sowohl unmittelbar, als mittelbar, — aber für ungleich mehrere geistige, nun auch von Seite der Vernunft unmittelbar empfänglich, alles auch itzt noch in einem solchen Grade, daß sich

die

die Folgen dieser Anbildungen nicht wieder ganz verlieren.

Die anfangs sehr große Aehnlichkeit der jungen Leute unter sich nimmt mit ihrem zunehmenden Alter immer mehr ab. Unter den Jünglingen ist sie während der eigentlichen Jugend — am kleinsten. Die Jünglinge unterscheiden sich mehr von einander, als die Kinder und Knaben. Im Jüngling ist die vielfachste und eigenthümlichste Abwechslung von Licht und Schatten, die vor dem männlichen Alter anzutreffen ist. Das Gemälde ist itzt seiner Vollendung, als vollständige Zeichnung, am nächsten. Von seiner Vollendung, als Meisterstück, ist es freylich noch weit entfernt. Dieser nähert es sich aber auch erst im spätern Leben, und nähert sich ihr blos stäts, ohne sie jemals zu erreichen. Genug indeß! daß es der Vollständigkeit nahe ist. Vollständigkeit (von guter oder schlimmer Art) ist Bedürfniß für den Menschen. Bis zu ihr muß der Mensch gelangen, der im Daseyn bleibt. Der Jüngling ist bald bey ihr. In ihm sind schon die meisten Unbestimmtheiten verschwunden, und haben ihre Bezirke der Zuverläßigkeit abgetreten. In ihm haben sich schon die meisten Allgemeinheiten verloren, um gleich vielen Eigenthümlichkeiten Platz zu machen. Er wird dasjenige bald seyn, was er im Wesentlichen — der Regel nach — immer bleiben wird. Wir sehen in ihm beynahe schon den ganzen künftigen Mann. Er bestimmt unsre Erwartungen von ihm schon im deutlichsten und vollständigsten. Er giebt uns am bestimmtesten und zuverläßigsten zu hoffen, oder zu fürchten. Wir wissen, was er seyn wird, wenn wir wissen, was er ist. Wir

müßen aber freylich das letzte sehr genau wissen, um uns nicht zu täuschen. Die Menge bestimmter Erscheinungen ist hier schon groß, und die durch das Gewirre entstehende Leichtigkeit der Täuschung wird überdieß noch dadurch vermehrt, daß sich itzt zu den Erscheinungen auch Schein gesellt. Scheiden wir aber diesen genau von jenen, und besehen und erklären wir jene in Ordnung und Deutlichkeit, so finden wir immer den ganzen Grundriß des künftigen Menschen bis auf eine einzige Stelle im Jüngling schon fast ganz bestimmt vorgezeichnet, und selbst diese einzige noch am meisten unvollendete Stelle finden wir ihrer allgemeinen Vollendung sichtbar näher rücken.

Wir empfangen deswegen auch den jungen Menschen in keinem Zeitraum seiner Jugend mit so zusammengesetzten und verschiednen Gefühlen, wie in seinem letzten. Wir empfangen ihn hier beynahe schon mit den nämlichen Empfindungen, mit welchen wir einen aus unserer Mitte empfangen, nur in kleinern Graden. Wir vermischen unser Gefühl nur mit etwas weniger Achtung, oder mit etwas mehr Nachsicht, lassen es aber übrigens beynahe so abwechselnd, als gegen Erwachsene, seyn. Der Jüngling erweckt in uns schon die verschiedenartigsten Neigungen und Abneigungen, indeß das Kind und der Knabe gewöhnlich nur eine Art, oder höchstens ein paar Arten derselben erwecken. Liebe ist beynahe die einzige Leidenschaft, die wir für das Kind empfinden. Liebe ist wenigst noch unsre herrschende Leidenschaft für den Knaben. Mischt sich da auch noch Hoffnung dazu, so geschieht jener durch diese kein Abbruch, und mischen sich manchmal sogar Furcht, Unwil-

le und Schrecken dazu, so behauptet doch fast immer auch die Liebe noch einen sehr mächtigen Platz darunter, und verschafft sich sogar leicht wieder das Uebergewicht. Für den Jüngling ist aber Liebe in uns nicht mehr die einzige, sie ist nicht einmal mehr die herrschende Leidenschaft. Es herrschen hier manchmal schon Furcht, Unwille, Schrecken, Verachtung, Abscheu, und — die Liebe ist ihnen dann — nur noch in grössern Portionen, als später für Erwachsene, beygemischt. Wir erfahren gegen Jünglinge schon wenigst etwas von den meisten jener Seelenzustände, in welche uns unsre Verhältnisse mit unsers Gleichen versetzen. Wir nähern uns aber auch itzt schon sehr merklich dem Eintritt in diese Verhältnisse mit unsern Jünglingen; denn diese nähern sich eben so merklich der Brauchbarkeit, oder einer erworbnen Unbrauchbarkeit dafür.

Die gröste Bestimmtheit ist am Körper des Jünglings vorhanden. Der Körper hat hier zwar noch nicht alle Bestimmtheiten, welche er in seinem ganz entwickelten Zustande hat. Aber er hat doch schon die meisten. Er besitzt schon sehr feste Richtungen nach Grösse, Stärke und Gesundheit. Er besitzt sogar manche dieser Eigenschaften schon selbst, und zwar beynahe ganz vollendet. Man weis nun sehr bestimmt und deutlich, was man von dieser Seite seines Zöglings zu erwarten habe; denn man sieht, was schon da ist, und daß dieses nicht mehr viel werde erhöht werden. Der Jüngling ist schon beynahe so groß, so stark, und so dauerhaft gesund, als der Mann. Vermehrt dieser seine Größe, Stärke und Gesundheit noch, so vermehrt er sie nur mit einigen zufälligen, aber selten mehr mit we-

entlichen Zusätzen. Es dehnt sich vielleicht seine Oberfläche, aber schwerlich seine Länge noch mehr aus. Es gewinnt vielleicht seine Geschicklichkeit in der Anwendung seiner Kräfte, aber nicht die Entwicklung derselben noch einen neuen Zuwachs. Es erhält vielleicht die Bedeckung von Gewohnheit, welche seine Gesundheit umgiebt, noch mehr Härte, aber nicht seine Gesundheit selbst mehr Reichthum. Was der Jüngling an seinem Körper ist, das bleibt der Mann — der Regel nach — nur mit unwesentlichen Veränderungen. Braucht man nicht jenen hierinn schon wirklich zu verschiednen männlichen Verrichtungen? Und leistet er nicht schon oft so gut und besser, als der Mann, was man von ihm verlangt? Wer steht gewöhnlich an dem Maaße unserer fünf — Kreuzermänner? Wer wagt sich muthiger, und oft glücklicher an die Wegräumung von Lasten und körperlichen Hindernissen? Wer steht unverletzter — Strapatzen und Gefahren aus? Der Jüngling kann für einen jungen Mann gelten, wenn man zum Mann weiter nichts, als einen brauchbaren Körper fodert. Er gilt ja in den meisten unsrer itzigen Verhältnisse wirklich dafür. Er steht Schildwache. Er arbeitet im Felde und in der Werkstatt. Er heurathet. — Wäre doch dieses — Alles, was er unter uns zu thun berechtigt wäre! *)

*) Er thut aber unter uns, leider! noch mehr. Er führt auch an, — versteht sich — wenn sein Körper Ahnen zählt. — Und er arbeitet in Kollegien und im Kabinet. Er lehrt, richtet, regiert.

Allein der Jüngling ist nicht nur von Seite seines Körpers, sondern auch von Seite seines Geistes schon sehr bestimmt. Er zeigt schon eine sehr genaue Bekanntschaft, und oft sogar Vertraulichkeit mit der Wahrheit oder mit dem Irrthum, und eine sehr große Ergebenheit für Ordnung und Schönheit, oder für Verwirrung und Häßlichkeit. Er entdeckt schon sehr geläufig Einheiten, oder er ist schon im Stande, Widersprüche miteinander aussöhnen zu wollen. Er giebt sich den Berührungen reiner Verhältnisse hin, oder er reibt sich ohne Empfindung, und manchmal gar mit Wohlbehagen an den Ecken und Scharten der Misverhältnisse, Urtheile oder Vorurtheile, die sich im vorigen Zeitraum erst ansiedelten, sitzen in diesem schon wirklich auf ihrem Eigenthum da, und müßen nun, da sie zuvor blos abgewehrt zu werden brauchten, nun vertrieben werden. Empfindungsarten, die im vorigen Zeitraum erst in Gang zu kommen trachteten, sind nun wirklich im Gange, und müßen, da sie zuvor nur blos bewacht werden durften, itzt bestritten werden. Der Jüngling weis, glaubt, denkt, meynt, lobt, tadelt, wünscht und verabscheut schon auf eine sehr eigenthümliche Art, und mit einem sehr entschiednen Nachdruck. Er ist von seinen hierinn einmal genommenen Richtungen nur sehr schwer, manchmal gar nicht mehr, wenigst nicht mehr ganz abzubringen. Er bleibt gewöhnlich dasjenige auch hierinn im Wesentlichen immer, was er schon ist. Er ändert sich auch hierinn nur wieder im Zufälligen. Liebt er das Licht der Sonne und den Hauch der Natur, so biethen wir ihm gewöhnlich vergebens unsre Laternen an, und laden ihn gewöhnlich vergebens in unsre Stuben ein. Er hat sich schon so sehr an die reinen Strahlen

des Tages, und an die leichten Odemzüge der Freyheit gewöhnt, daß er den gelben Schein unsrer Nachtlichter, und die unlautern Dünste unsrer Kammern und Säle äußerst widrig findet.

Wir haben itzt ungleich mehr Anstrengung, als jemals zuvor, nöthig, ihn so sehen und lieben zu machen, wie wir es gewohnt sind. Und wir bringen es dann nur höchstens dahin, daß er einige neue bisher noch nicht vermuthete Gegenstände mit der Laterne beguckt, und bey einigen neuen bisher noch nicht geahndeten Gefühlen sich in dem schweren Dunstkreis der Willkühr niederläßt. — Liebt er aber selbst schon den langweiligen und trügenden Fackelschein, und die drückende Zimmerluft unserer Kunststuben, so wird er gleichfalls nicht mehr, oder nur sehr mühsam dahin zu bringen seyn, das Licht und die Wärme des Tagsgestirns schön und natürlich zu finden.

Wie richtig oder wie entschieden unrichtig ist der Blick des Jünglings schon? Wie scharf oder wie unheilbar abgestumpft ist sein Auge? Wie gesund oder wie mächtig angesteckt sein Gefühl? Wie gerade oder wie fest verschoben — seine Neigung? Wie groß, wie kraftvoll ist überhaupt seine Selbstständigkeit der einen oder der andern Art? Pope war noch nicht volle zwölf Jahre, als er seine Hirtengedichte schrieb. Im zwanzigsten Jahre gab er seinen Versuch über die Kritik heraus. — Tasso war in seinem siebenzehnten — schon mit seinem Rinalda fertig, und im zwey und zwanzigsten fieng er das befreyte Jerusalem an. — Vandyk schlich sich eines Tags mit einigen andern sei-

ner Mitschüler in das Kabinet des Rubens, ihres Meisters, um diesem die Manier seiner Entwürfe abzustehlen. Indem sie näher an ein noch unvollendetes Stück hintreten, fällt einer von ihnen auf das Gemälde, und wischt einen Arm der Magdalena, und die Wange und das Kinn der Maria aus. Was war nun zu thun? Das Ausgelöschte mußte schnell wieder hergestellt werden. Allein keiner wollte sich an die Ausbesserung wagen. Man schritt zur Wahl, und diese fiel einstimmig auf den Vandyk. Vandyk machte sich sogleich an die Arbeit, und als Rubens den folgenden Tag sein Gemälde betrachtete, sagte er: „Der Arm und der Kopf sind doch wahrlich nicht das schlechteste, was ich gestern machte.“ — Händel komponirte seine erste Oper, Almeria, welche zu Hamburg dreyßig Tage nacheinander aufgeführt wurde, in einem Alter von fünfzehn Jahren. — Was Mozart in seiner Jugend schon leistete, ist bekannt. — Gassendi, Descartes, Baile, u. a. m. betraten schon frühzeitig diejenige eigne Bahn, auf welcher sie sich später so merkwürdig zeigten. Newton hatte seine große Entdeckungen in der Geometrie schon im vier und zwanzigsten Jahre seines Alters vollendet. — Die Geschichte zeigt uns gleich große Bestimmtheiten des Jünglings von der Seite seines Herzens, wie von der Seite seines Verstandes. — Kato war erst vierzehn Jahre alt, als er die bekannte starke Aeußerung seines Abscheues gegen Syllas Tyranney von sich gab. — *Scipio Africanus* hatte noch nicht achtzehn Jahre, als er seinem Vater in der Schlacht am Tessino durch einen außerordentlichen kühnen Streich das Leben rettete, und die Bürgerkrone, welche die Gesetze dem Erretter eines Bürgers bestimmten, mit der Entschuldi-

gung ausschlug, daß der Bürger und General, den er gerettet habe, sein Vater gewesen sey, welchen zu retten ihm ja seine ohnehin unausweichliche Pflicht geboten habe. Man weis, was *Mucius Scævola*, *Koriolan*, die beyden Grachen u. s. f. schon frühzeitig waren. — Man weis, was der größte Theil der griechischen und römischen Jugend in den schönen Zeiten dieser Staaten, man weis, was der größte Theil der Jugend jedes Volks in seinen bessern Zeiträumen war. Man weis aber auch, was derselbe in verdorbnern Zeiträumen wurde. Der Jüngling war und ist fast immer von Seite seines Geistes schon so viel, daß man bisher immer der Meynung gewesen zu seyn scheint, der Mensch könne der Regel nach gar nicht einmal mehr werden. Man machte daher gewöhnlich — außer einigen kleinen Zusätzen von etwas mehr Kaltblütigkeit, und einem paar Erfahrungen — auch an den Mann nicht mehrere Foderungen, als man an den Jüngling machte, und der Mann befriedigte auch gewöhnlich nicht mehrere, als der Jüngling. Verlangte man vom Menschen überhaupt meist mehr, als Schulkenntnisse und Schultugenden, — mehr, als Kompendienverstand und Kompendienneigungen, — oder wenigst mehr, als Verstand und Neigungen überhaupt? Und erhielt man gewöhnlich mehr? Verlangte man auch noch Vernunft und Willen? Und erhielt man sie? Man fühlte wohl ihr Bedürfniß. Aber man glaubte dieses gewöhnlich damit schon befriedigt, daß man die Aeußerungen der ersten Kräfte mit den Benennungen der letzten belegte. Gewöhnlich kam also der Mensch während seiner Jugend bis zum Verstehen, Lieben und Hassen. Dabey blieb er dann, und wähnte, bis zum

Schließen, Wollen und nicht Wollen gekommen zu seyn. — Glücklich, wenn er nur dabey blieb, und nicht gar wieder zurückgieng!

So bestimmt aber der Jüngling im Gebiethe seines Verstandes schon ist, so unbestimmt ist er noch im Gebiethe seiner Vernunft. Außer einigen mittelbaren Anlagen zur Bestimmtheit der einen oder der andern Art trifft man hier anfangs noch keine bestimmte Richtung an. Der Verstand mag noch so sehr bereichert oder verarmt, und noch so richtig oder schief gerichtet seyn, so zeigt sich in der Vernunft vor der Hand, doch noch keine Spur von Reichthum, oder erworbner Armuth, und von bestimmter Geradheit oder Schiefheit. Es ist zwar im ersten Falle auch für die Vernunft mittelbar schon viel gewonnen, und im zweyten mittelbar schon viel verloren, aber nur mittelbar. Es ist nämlich nur der Stoff, und der Anfangspunkt der wahren Richtung gewonnen oder verloren. An die Bearbeitung des Stoffs und an die Fortsetzung der Richtung ist aber noch nicht Hand angelegt. Ein brauchbarer Verstand ist eine gute Vorbereitung zu einer brauchbaren Vernunft, und ein unbrauchbarer zu einer unbrauchbaren. Diese hebt sich leicht selbst empor, oder legt sich selbst nieder, wenn jener steht oder liegt. Sie braucht nur nicht gehindert oder nicht unterstützt zu werden. Der Verstand ist aber nicht Bürge für die Vernunft. Er kann stehen, und diese kann doch liegen. Man kann diese noch niederwerfen, wenn jener schon steht. Er kann liegen, und diese kann doch stehen. Man kann diese noch aufrichten, wenn jener schon liegt. Sind wir nicht — leider! nur zu oft genöthigt, an dem nämli-

chen Menschen, dessen Verstand wir in seiner vollen Stärke bewundern müßen, die Vernunft in einer unbegreiflichen Schwäche zu bedauern? Worüber erstaunen wir bey unsern bisherigen Kraftgenies nicht selten mehr, über die Größe ihrer Gedanken und Fertigkeiten, oder über die Größe ihrer Thorheiten? Und — um zu den Leuten vom gewöhnlichem Maaße zurück zu kehren, giebt es so viele eben so vollkommne Nachbarn, Freunde, Gatten, Aeltern, Menschen, als es Arbeiter, Künstler, Gelehrte und Bürger giebt? Geschehen die Geschäffte, wozu auch Vernunft gehört, im Ganzen so befriedigend, als jene, wozu der Verstand schon hinreicht? — Sehen wir uns aber nicht auch im Gegentheil oft genöthigt, dem nämlichen Menschen, dessen Verstand wir sehr eingeschränkt und schwach finden, eine unerwartet starke Vernunft zuzugestehen? Welche richtige und scharfe Folgerungen überraschen uns nicht oft in Leuten, welche manche leichte Erklärung nicht fassen? Welcher gesunde, weitsehende Blick in die Zukunft macht uns nicht oft auf ein Auge aufmerksam, welches manchen deutlichen Gegenstand in seiner Nähe nicht sieht? Wie oft beschämt nicht eine anspruchlose ungelernte Weisheit im Küttel die glanzvolle studirte Thorheit im Staatskleide? — Und müßen wir nicht selbst im Irrthum, den die Vernunft itzt so gewöhnlich auf einen andern Irrthum hinauf baut, noch ihre Stärke erkennen? Es wird ihr itzt sehr oft größtentheils nur ein fehlervoller Stoff zu ihren Verrichtungen dargereicht. Die Arbeiten, die sie daraus verfertiget, taugen also freylich nichts. Die Schuld liegt aber nicht an ihr. Sie geht ihren folgerechten Gang fort, und zeigt dadurch, daß sie gehen kann.

Daß sie anfangs misgeleitet wurde, ist ihr Unglück, aber nicht ihre Schwäche.

Die Vernunft des Menschen ist also von seinem Verstande so unabhängig, als es eine seiner Kräfte nur immer von einer andern seyn kann. Die Vernunft des Jünglings ist daher auch so unbestimmt, als es eine seiner Kräfte nur immer seyn kann, wenn die andern schon sehr bestimmt sind. Sie ist also zwar schon rings-um mit einer Menge von Vorrichtungen umgeben, welche gleich ihre ersten Aeußerungen zu ergreifen und zu richten streben. Sie selbst aber ist noch nicht bestimmt gerichtet. Sie selbst kann ungeachtet aller Vorbereitungen außer ihr im Ganzen noch nach jeder Gegend gerichtet werden. Man kann sie noch emporrichten oder niederdrücken. Man kann sie ganz senkrecht oder halb schief emporrichten, und ganz oder nur in einigen Haupttheilen zu Boden drücken. Man kann sie dem innern Streben ihrer Natur folgen, oder dem äußern manchfaltiger Künste nachgeben machen. Sie ist hierinn noch unbestimmt. Sie erwartet darüber erst irgend eine Bestimmung von Außen. So sehr sich die Jünglinge in allen andern Rücksichten schon unterscheiden, so wenig unterscheiden sie sich noch in dieser. Hier sind sie sich noch alle sehr gleich; denn sie sind hier alle noch — Nichts. Der Verständige berechnet seine Ueberzeugungen und Unternehmungen so wenig, oder doch so unsicher auf die Zukunft, als der Unverständige seine Meynungen und Albernheiten. Der Geschickte entzieht sich der Oberherrschaft der Jugendthorheiten so wenig, oder doch so ungerne, als der Ungeschickte. Der erste sucht sich nur aufgewecktere Gebietherinnen

dieser Klasse auf, als der zweyte. Der Gutartige fühlt die geheimen Reize blos geistiger Schönheiten so wenig, oder doch so undeutlich, als der Bösartige. Der erste fühlt nur die geheimen Reize einer veredelten Sinnlichkeit schon mehr, als der zweyte. Beyde sind also von dieser Seite das noch nicht, was sie einst seyn sollen oder nicht sollen. Beyde werden es erst. Beyde können es noch ganz oder halb, und in unzählig verschiednen Graden werden. Beyde können hierinn noch alles werden, was man verlangt, der eine leichter, der andere schwerer. Vor der Hand sind beyde von dieser Seite noch nichts, als leere Platten, welche irgend einen Griffel erwarten. Wir fühlen dieses. Deswegen sind unsere Erwartungen, so fest sie in Rücksicht der übrigen Seiten schon sind, in Rücksicht dieser immer noch zweifelhaft, und unsre Neigungen und Abneigungen, so gemischt sie für die Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten ihrer übrigen Kräfte sind, — für diese immer noch sehr einfach. Wir hoffen hier nur im allgemeinen, und verzeihen gerne.

So wie die Bestimmtheit zunimmt, nimmt die Empfänglichkeit ab. Die Empfänglichkeit des Jünglings ist also die kleinste, die während der Jugend statt hat; denn seine Bestimmtheit ist die während diesem Zeitraum möglichst größte. Indeß ist doch selbst diese kleine Empfänglichkeit noch groß. Sie ist sogar in Rücksicht des Körpers, der doch schon die meiste Bestimmtheit zeigt, noch groß. Wie vieler Gestalten und Einflüsse ist der Jüngling selbst von dieser Seite noch fähig? Wie viel und wie leicht kann er auch hierinn noch gewinnen oder verlieren? Kann er nicht in seiner Län-

ge noch beträchtlich vorrücken, oder ungeachtet des Dranges der Natur doch auf seinem vorhin schon erreichtem Maaße stehen bleiben? Kann er nicht seine Kräfte noch ungemein vermehren, oder ungeachtet des sich immer von selbst darbiethenden Reichthums doch unglaublich verarmen? Kann er nicht seine Gesundheit noch außerordentlich stählen, oder ungeachtet ihrer immer noch unbegreiflichen innern und äußern Heilkraft unheilbar vergiften? Und wie leicht kann er dieses alles noch? Wie viele kleine Ereignisse sind noch im Stande, für ihn Veranlassungen zu großen Gewinsten oder Verlüsten zu werden? Man erinnere sich, wie oft man von unerwarteten Körpereigenschaften lange nicht mehr gesehener Jünglinge überrascht wird! — Wie verlassen selbe meist das väterliche Haus? und wie kehren sie gewöhnlich wieder dahin zurück? „Ist der mein Sohn, mein Bruder, mein Neffe?“ wird ihnen sehr oft beym ersten Empfang entgegen gerufen. Leider! ist dieses Erstaunen gewöhnlicher traurig, als angenehm.“ Was fehlt dir? — Welches Unglück ist dir begegnet? — Warum ließest du mich von der Krankheit nichts wissen, die du ausgestanden haben mußt?“ — Der Ankommende schweigt, stammelt, ist beschämt, oder erstaunet selbst. Er will nicht sagen, was vorfiel, oder er weis es selbst nicht. Gewinnt sein Zutrauen, und ihr werdet finden, daß vielleicht ein einziger unvorsichtiger Genuß die unglückliche Verwandlung bewirkte.

Größer ist aber die geistige Empfänglichkeit des Jünglings. Es können ihm bey weitem nicht mehr so vielerley Körpergestalten angebildet werden, als geistige. Und die Anbildung der ersten geht bey weitem

nicht mehr so leicht und glücklich von statten, als die Anbildung der letzten. Zu jenen wird meist ungleich mehr Anstrengung erfodert, als zu diesen, und es zeigen sich dann im ersten Falle zuletzt doch in den spätern Anbildungen meist noch manchfaltigere, und kennbarere Spuren der frühern, als im zweyten. Wie gewöhnlich ist am Jüngling nicht noch der Wechsel mit den Gestalten seines Geistes? und wie schnell, bey welchen kleinen Anlässen geschieht er nicht noch oft? — Unser Zögling ist wisbegierig, unermüdet. Einer seiner lockeren Gespielen findet ihn öfter unter den Wissenschaften. — „Seht da den Gelehrten!“ ruft dieser aus. — Unser Zögling erröthet. Wer erröthet gerne? Er wirft das nächstemal, wenn er den Spötter wieder kommen sieht, das Buch zu, und läßt sich von ihm zu einem Spiel außer der gehörigen Zeit bereden. Kommen wir oder ein Zufall dem Wankenden nicht bald zu Hilfe, so fällt er. Er giebt anfangs ungerne seine Zeit, bald aber gerne auch seine Neigung hin. — Unser Zögling denkt selbst, glaubt ungerne, will immer wissen, begreifen. Ein Betrüger gewinnt sein Zutrauen. Er lobt seinen Verstand, läßt sich scherzend mit ihm in einen Wettkampf von Gedanken ein. Sie streiten über den nächsten besten Gegenstand. Der Betrüger giebt sich gefangen, schließt aber mit einer stechenden Anmerkung von der Schwäche des menschlichen Verstandes, u. dgl. — Der Zögling stutzt über die neue Bemerkung, denkt nach, und sieht etwas, das einem Labyrinthe gleich sieht. Der Betrüger erzählt ein andermal ein Märchen, das in seinen Kram paßt, als eine Geschichte, oder spielt mit unserm Zögling etwa gar selbst eine kleine Geschichte, welche den Unerfahrnen täuscht. Und nun ist

dieser da, wo ihn jener haben wollte. Er zweifelt, weis nichts, begreift nichts, will verzweifeln, und glaubt. Er denkt nicht mehr, denn dieses sättigt nicht. Glauben kann man mehr, als denken. — Unser Zögling ist ein feuriger Verehrer des Schönen und Erhabenen. Er sieht geistige Gestalten, und ahndet die geheime Verhältnisse höherer Welten. Es fällt ihm eine Stelle in einem Buche auf, welche zu sinnlichen Genüßen einlädt. Er empfindet eine Erschütterung. Seine Einbildungskraft wird unruhig. Ein Gemälde verwirrt das gestörte Gleichgewicht seines hohen Dunstkreises noch mehr. Nun kömmt etwa gar noch ein Blick aus einem lebendigen Auge dazu, und der Sturm ist vollendet. Das überirdische Wesen ist von seiner Höhe unter unsre gewöhnliche Erdhaufen hingeweht. Der Verehrer des Geistes opfert nun den Sinnen. Die reinen Genüsse besserer Welten haben nun den gröbsten unserer Alletagswelt Platz gemacht. — Dergleichen Beyspiele lassen sich zu Hunderten aufstellen. Heute ist der Jüngling ein fleißiger Arbeiter, morgen ein fleißiger Spieler; — heute ein Selbstdenker, morgen ein Nachbether; — heute ein Schwärmer, morgen ein Schwelger. Er ist itzt ein Stoiker, und kann, wenn du willst, in einer Stunde ein Epikurder seyn. Er ist itzt ein Rechtgläubiger, und kann, wenn du willst, in einer Stunde ein Atheist seyn. Er ist itzt so fest an den gegenwärtigen Zustand seines Daseyns angeklammert, daß es ihm auch nicht im Traume möglich scheint, jemals wieder davon loszukommen. Aber er hangt, wenn du deine Kunst recht verstehst, in einer Stunde eben so fest, und eben so überzeugt an dem entgegengesetzten. Du mußt freylich, wie gesagt, deine

Kunst itzt besser verstehen, als zuvor, da du es nur mit einem Knaben zu thun hattest. Aber du brauchst doch immer noch — nur kleine Kunstgriffe zu kennen, um zu deinem Zweck zu gelangen. Auch erreichst du diesen Zweck itzt nie mehr so ganz, als wenn du schon früher an dein Werk gegangen wärest, du kannst itzt nicht mehr so ganz für die Abwesenheit alles Guten, oder für alle Rückfälle in selbes bürge stehen. Aber die Hauptsache kannst du doch noch bewirken.

Es ist vorzüglich eine Seite am Jüngling, welche noch ganz besonders empfänglich ist, — die Vernunft. Diese ist itzt erst noch im Aufwachen. Sie ist also noch nicht zur Selbstständigkeit eines ganz nüchternen Bewußtseyns gelangt. Sie befindet sich noch in der Undeutlichkeit und Unbehilflichkeit des ersten Taumels, welcher jedes Wachwerden begleitet. Man kann ihr alles vorspiegeln, was man will. Sie bemerkt die Täuschung nicht leicht. Man kann sie gängeln, wie man will. Sie widersteht dem Spiele nicht hinlänglich. Sie weis noch nichts, und lernt — alles. Sie will — alles, also nichts, und gewöhnt sich an Alles. Sie fühlt nur überhaupt ein Bedürfniß, zu wissen, und zu wollen, und befriedigt dasselbe im Nothfalle mit allem, was vorkömmt. Ob dieses immer befriedigen, oder später vielleicht mehr reizen, als befriedigen werde, das untersucht sie noch nicht, das kann sie noch nicht untersuchen. Es liegt ihr vor allem nur daran, daß sie für den gegenwärtigen Augenblick nicht ganz unbefriedigt bleibe.

Das Jünglingsalter ist daher dasjenige, in welchem alle größern Wahrheiten, und größern Irrthümer, und alle eigentlichen Tugenden, und eigentlichen Laster gepflanzt werden können. Im Knabenalter ist nur für richtige und unrichtige Begriffe, für richtige und unrichtige Urtheile, für gutartige und bösartige Gewohnheiten — eigentliche Saatzeit. Im Jünglingsalter aber ist es Saatzeit für richtige und unrichtige Ideen, für richtige und unrichtige Schlüsse, für gute und böse Handlungsarten. Itzt ist der Zeitraum der Hypothesen, der Lehrgebäude, der Charaktere. Itzt ist also der Zeitraum der Spekulationen und Grübeleyen, der Gelehrsamkeit und des Pedantismi, der Sittlichkeit und der Unsittlichkeit. — Zuvor ward nur gegangen, gesprungen, gestiegen. Itzt wird geklettert, geritten, geschwebt. Es biethet sich ein fruchtbarer oder unfruchtbarer Bergrücken dar, das ändert in der Hauptsache nichts. Der Geist des Jünglings klimmt hinan. — Es steht ein Gaul, oder eine Mähre vor ihm. Er besteigt das Thier. — Es ist ein Wagen, oder eine Wolke bereit, ihn aufzunehmen. Er schwingt sich hinein. — Willst du, daß er das eine vor dem andern wähle, so biethe ihm nur jenes zuerst, und allein an! Ihm gilt beydes im Wesentlichen gleichviel. Wenn ihn auch eines mehr Anstrengung, als das andere kostet, so kostet ihn doch keines so viel, daß er nicht Kraft, und Muth genug dazu hätte.

Giebt es irgend ein Gebieth der Wahrheit oder des Irrthums, in welches der Jüngling nicht vordringen, und irgend einen Dienst einer wahren, oder eingebilde-

ten Gottheit, einer würdigen, oder unwürdigen Oberherrschaft, in welchen er nicht eingeweiht werden kann? Er überzeugte sich in Persien aus dem Zend-Avesta von seinem Ormuzd und Ariman, *) — in Aegypten aus den Hieroglyphen von der Güte seines Thier- und Pflanzendienstes, — in Indien aus dem Vedam von der Wirklichkeit seines Brama. Er verehrte unter den Chinesen den Konfuzius, unter den Scythen die unsterblichen Nachkommen des Zamolxis, unter den Celten die Druiden und Barden. Er war in Griechenland, oder in Rom ein Anhänger der jonischen, pythagorischen, eleatischen Schule, ein Sophist, ein Schüler des Sokrates, des Aristipps, des Phädo, des Menedemus, des Euklid, des Antisthenes, des Plato, der Akademie, des Aristoteles, des Zeno, des Demokrit, des Pyrrho. Er war in spätern Zeiten ein Eiferer für die kabalistische, gnostische, neuplatonische Philosophie. Er verstieg sich noch später in die dürren und steilen Abgründe der Scholastik, Theosophie, Rosenkreuzerey. Er fand sich endlich wieder auf gangbareren Wegen ein. Er folgte einem Baco, Descartes, Leibnitz. Er folgt itzt noch einem Kant, einem Antikant, einem Fichte und Antifichte. Er war und ist immer bereit, jedem zu folgen, der ihm zu winken versteht. Er fand und findet immer alles, was man ihn suchen lehrt. Jeder denke nur über

*) Die Schüler des Zoroasters glaubten an ein erstes und höchstes Urwesen, und an die Erschaffung einer Geisterwelt durch dieses Urwesen, worinn die zween ersten erschaffnen Geister Ormuzd und Ariman waren, der erste ein gutes, der andre ein böses Wesen.

sich selbst nach! Er frage sich selbst, warum er itzt über den Dala-Lama, über die Quidlitäten, und die Unsterblichkeitselixire lache, und ob er es auch eben so gewiß, und überzeugt thun würde, wenn er in Tibet, oder auch in Europa, aber um zwey oder drey Jahrhunderte früher gebohren worden wäre! Nur wenigen Auserwählten öffnet ihre durch einen glücklichen Zufall unverfälscht bewahrte Natur eine eigne Bahn. Die meisten werden von der Fluth der Umstände nach den zahllosen Richtungen fortgeschwemmt, welche von der Menge und dem Gewirre unzertrennlich sind. Nur wenige Auserwählte sind gleichsam nur für ihre eignen Ueberzeugungen und Handlungsarten empfänglich. Die Meisten sind es für alle, sowohl eigne als fremde, und sind es, wenn diese in das Große gehen sollen, dafür nie mehr, als in ihrem Jünglingsalter. Die Schwärmer fühlen dieses, und die Betrüger wissen es. Deswegen suchen und finden sie hier den meisten und feurigsten Anhang.

Die Empfänglichkeit des Jünglings ist aber nicht blos wegen der Menge der noch möglichen Anbildungen, sondern auch wegen der Dauer der daraus entstehenden Folgen wichtig. Selbst jene Gestalten, die sich erst an dem Jüngling anlegen, vergehen nie mehr ganz. Erhebt sich sein gehemmter Körperwuchs jemals wieder? Zeigt seine geschwächte Nerve nicht immer einige Spuren ihrer Kraftverschwendung? Erholt sich seine Gesundheit noch einmal ganz von ihrer Vergiftung? Man untersuche genau! Man erwarte die Folge nicht immer in der nämlichen Hülle, in welcher man ihre Ursache fand! Jene versteckt sich gar oft

unter eine sehr veränderte Masque. Man greife ihr aber nur auf ihre Wesenheit! Man forsche ihren sie zunächst erzeugenden Ursachen nach, gehe von diesen zu den entferntern fort, und man wird bald zu den willkommnen oder unwillkommnen Enkel die ersten unvermutheten Ahnen entdecken.

Man wird zu einem bisher unbegriffnen Misgewächs, zu einer sich unerwartet offenbarenden Nervenschwäche, zu einer vom Zufall hergeschleudert scheinenden Krankheit des Manns sehr oft in einer übermäßigen Anstrengung, in einer unnatürlichen Ausschweifung, in einem unvorsichtigen Genuße des Jünglings den Schlüssel finden. Man wird selbst oft zu mancher unerklärten Erscheinung des männlichen Geists die Aufklärung in der Geschichte des Jünglings-Körpers finden. Das Jünglingsalter hat überhaupt das Eigenthümliche, daß es mit einer schon sehr großen Bestimmtheit auch eine noch sehr große Empfänglichkeit verbindet. Nicht genug, daß hier immer noch neue Gestalten anfangen können. Es können auch die schon angefangenen noch sehr viel abgeändert, verwischt oder vollendet werden. Mit diesem Zeitraum schließt sich dann aber auch die ganze Jugend, und mit der Jugend die Anlage zu leichten, gewißen und wesentlichen Aenderungen, Vertilgungen und Vollendungen. Was versäumt wurde, bleibt mehr oder weniger immer versäumt, — was gewonnen ist, bleibt wenigst in einigen Rücksichten immer gewonnen. Im Jünglingsalter findet sich also — der Regel nach — wenn gleich nicht der erste Urgrund, doch der erste vollständige Grund der spätern Erscheinungen. Es gilt dieses vom Körper des

Menschen um so mehr, weil dieser seine erste jugendliche Empfänglichkeit mit der Jugend so sichtbar ganz verliert. Aber auch vom Geiste, den die Jugend und mit ihr die Empfänglichkeit für neue Gestalten nie ganz zu verlassen scheint, gilt dieses. Auch der Geist zeigt bey allen seinen spätern noch sehr großen Verwandlungen immer noch einige sehr kennbare Spuren seiner ersten vollendeten Jugendgestalten. Schwingt sich die im Jüngling niedergedrückte **Vernunft** im Mann jemals noch so leicht und hoch empor, als die nie gelähmte? Sieht der im Jüngling geblendete **Scharfsinn** im Mann jemals noch so fein und deutlich, als der nie beschädigte? Geht der im Jüngling gefesselte **Wille** im Mann jemals noch so festen, selbstständigen Trittes einher, als der stäts freye? Bleibt von dem Drucke — keine erstorbne Faser, — von der Blendung kein schwarzer, das Auge täuschender Punkt — von den Fesseln keine Lähmung zurück? — Wir wollen wieder denjenigen Schaden nicht in Rechnung bringen, der an Zeit und Kraft entsteht, wenn die Kraft der Natur, welche sonst auf Erwerbungen angewandt worden wäre, itzt auf Schadenersatz angewandt werden muß. Gewiß! die Schicksale der **Jugend** überhaupt, vorzüglich aber die Schicksale des **letzten Zeitraums** derselben bleiben im Menschen immer sichtbar. Kannst du noch daran zweifeln? Nun! so frage die ganze Geschichte, und höre, ob sie dir nicht allenthalben in den **Männern** — die **Jünglinge** wieder zeige, nur mit einigen neuen Umhängseln. Erkennst du in den spartanischen **Helden** nicht mehr die spartanischen Jünglinge, welche Schmerzen und Lüste gering achteten, um Ehre einzuärndten? Erkennst du in den römischen Bürgern nicht mehr die römischen Jünglin-

ge, welche die Ausländer nur unter dem Namen Barbaren — kennen, und die Könige derselben nur unter dem Titel römischer Bürger ehren lehrten? Erkennst du in den Barbaren der eisernen Jahrhunderte nicht mehr die Schüler geharnischter Bischöfe und Priester, welche weiter nichts lehrten, als daß man 43 Schillinge an den Richter, und eine Messe an den Geistlichen zahlen müße, wenn man seinem Feinde die Hirnschale einschlagen wolle? Erkennst du unter uns in dem Bauern, in dem Handwerker, in dem Künstler, in dem Gelehrten — nicht mehr den Schüler unsrer Zeiten und seiner Schule? Ich will die auffallendern Unterschiede übergehen, will nichts vom Neufranken und vom Schüler des Schicksals und der Revolution, nichts vom Ausgewanderten, und vom Schüler des Luxus und der Sorbonne sagen. Ich will nur die gewöhnlichern Unterschiede berühren. Wer findet nicht im Spanier, im Italiener, im Britten, im Deutschen immer wenigst etwas von den Abweichungen ihrer Schulen? Wer findet nicht selbst in den verschiednen Nationen und Nationchen der Deutschen immer noch einige Verschiedenheiten ihrer Kongregationen, Gymnasien, Lyceen und Universitäten? Wer findet nicht sogar in einigen Einzelnen, die aus der Mitte ihres Volks oder Völkchens ausgehoben, und (noch frühzeitig genug) versetzt wurden, immer noch Spuren von einem Göttingen, Jena, Ingolstadt oder Wien? —

Neunzehntes Kapitel.

Lebensfülle und Reizbarkeit des Jünglingsalters.

Drittes allgemeines Gesetz des Jünglingsalters. Das Jünglingsalter besitzt die vollständigsten Vorräthe von körperlichen und geistigen Leben, welche, wenn sie nun gleich die jedesmaligen kleinern Bedürfnisse der Jugend nicht mehr so überreich befriedigen, wie früher, doch nun schon den größern des menschlichen Lebens überhaupt mehr gewachsen sind.

Viertes allgemeines Gesetz des Jünglingsalters. Das Jünglingsalter ist von den körperlichen Gegenständen überhaupt unter allen Zeiträumen der Jugend am wenigsten reizbar, von den geistigen aber mehr, und zwar nun unmittelbar von allen, am meisten von den Gegenständen der Vernunft, übrigens immer noch auf die der Jugend überhaupt eigenthümliche Art. —

Wenn die Natur den Hauch des Frühlings fühlt, so regen sich tausend Leben. Es sprossen Keime hervor. Es thauen Quellen auf. Es durchstreifen Freudentöne die lauern Lüfte. Allein mancher Keim treibt doch noch nicht. Manche Quelle stockt noch. Mancher Ton verstummt wieder — vor dem zurückkehrenden Schneesturm. Der Frühling haucht nochmal. Itzt flieht die Kälte nach den Polen, und in die Eingeweide der Erde. Schnell grünen die Wiesen. Schnell belauben sich die

Bäume, und die Quellen versehen sich reichlicher mit flüßigem Segen für die Flur. Die Freude in den Lüften wird lauter. Nur hie und da hält noch ein verspäteter Feind irgend eine Kraft, und sich gefesselt. Allein der Frühling haucht zum letztenmal, und sein Sieg ist vollkommen. Nun lebt alles, was leben kann. Die Wiesen schmücken sich mit Blumen. Die Bäume kleiden sich in Blüthe. Die Quellen schwellen von der allgemeinen Flut zur nöthigen Völle für den vielfachen Segen an, den sie nun austheilen müßen. Die Lüfte erschallen ununterbrochen von der vollstimmigen Freude neubeglückter Wesen.

Das letzte Bild, — der Frühling in seiner vollen Blüthe — ist das eigentliche Sinnbild des Jünglingsalters. Im Jüngling sind alle Kräfte wach. In ihm lebt jede Faser seines Körpers, und seines Geistes. Seine ganze Natur steht in der Blüthe. Sein Leben ist nun vollständig geweckt. Es übertrifft zwar itzt seine neuen größern Bedürfnisse nicht mehr so sehr, als einst seine kleinern. Aber es übertrifft sie doch noch, und quillt nun aus allen Quellen, aus welchen es quellen kann. Wenn also der Jüngling gleich nicht mehr das für die Knabenverhältnisse außerordentlich reiche Leben des Knaben zeigt, welches bey der Kleinheit seiner Bedürfnisse so gerne zur Verschwendung reizt, so zeigt er doch noch ein für seine Jünglingsverhältnisse überreiches und dabey vollständiges Leben, welches nun zwar nicht mehr so sehr zur Verschwendung, aber immer noch zu einer Freygebigkeit geneigt ist, die an sich mehrere Vorräthe, als die Verschwendung voraussetzt. Wir bemerken also zwar an dem Jüngling nicht mehr

das rastlose lärmende Gedränge immer angeschwollner Fluten. Aber wir bemerken an ihm ein noch immer übervolles, nun aber regelmäßigers Dahinströmen manchfaltigerer Vorräthe. Der Gebirgbach überschwemmt öfter und stärker. Aber der volle Bach, der einst zum Fluß wird, führt in seinem tiefern Bette einen an sich grössern Reichthum mit sich.

Es ist ein herrlicher Anblick um einen ganzen — unverdorbnen Jüngling. Man sieht in ihm das Edelste der Natur, was wir kennen, in seinem angenehmsten Zustande. Man sieht den Menschen in seiner vollständigen Blüthe. Die Alten stellten diese Erscheinung in den schönsten ihrer Gottheiten zur Bewunderung und Anbethung auf. Sie wollten, daß man das große Schauspiel der sich eben ganz entwickelnden Menschennatur mit gottesdienstlichen Gefühlen betrachte. War ihr Entzücken, war ihre Ehrfurcht nicht gegründet? Die Wiese in ihrem vollen Frühlingsschmuck stimmt uns zu einem frohen Erstaunen, zu hohen, feyerlichen Empfindungen. Soll es die Natur des Menschen in diesem schönen Zustande nicht auch thun? Sie thut es, wenn wir uns ihr hingeben. Sie war es, die schon jenen Dichtungen ihre Reize lieh, und so viel Glaube, Liebe und Ehrfurcht gewann.

Schon der Körper des Jünglings — fesselt den Blick des Zuschauers durch einen vollseitigen Reichthum des Lebens. Seine Wange glüht. Sein Auge blitzt. Sein Nacken hebt sich gerade und mächtig empor. Seine Hand ergreift kraftvoll. Sein Fuß tritt fest auf. Seine Stimme wird tiefer, gewaltiger, tonreicher. Er

strozt nicht mehr so sehr, wie früher von Fülle. Aber er füllt die nun grösern Behältnisse mit unentreisbaren Vorräthen, und immer noch überreich aus. Er wird nicht mehr von einer so ganz rastlosen Unruhe umhergetrieben. Aber er treibt sich nun selbst unter einer bedeutendtern Thätigkeit herum. Er hüpft und springt nicht mehr so viel. Aber er tritt Märsche an. Er jagt seine Glieder nicht mehr in so ununterbrochnen Spielen untereinander. Aber er strengt sie zu Arbeiten und mächtigern Spielen an. Er ruft, schreyt und lärmt nicht mehr so unbändig. Aber er redet abwechselnder und angestrengter. Er deklamirt und peroriret. Er wird öfter ermüdet. Aber er verrichtet auch Geschäffte, welche grösere Kräfte fodern, und er gewinnt durch eine kurze Erholung immer bald wieder mehr, als er durch eine lange Arbeit verloren hat. Die Zahl und die Stärke seiner Kräfte nähert sich schon sehr der Zahl und der Grösse der menschlichen Bedürfnisse. Es ist schon etwas von männlicher Selbstständigkeit und männlicher Hinlänglichkeit in ihm. Und es ist ein unnennbarer, einziger Anblick, diese eintretende Männlichkeit in einem wunderbar schönen Ebermaaß mit der sich zum Abtreten rüstenden Jugend verschlungen zu sehen. Man sieht so etwas von den unzähligen und mehr fühlbaren, als auszudrückenden Abstufungen des Lichts und Schattens, die sich bey dem Wechsel des Morgens mit dem Mittage ergeben. Alle Stellen sind schon beleuchtet. Das Licht wird aber immer glänzender. Die leichten Schatten treten immer noch mehr zur Deutlichkeit hervor. Die verschiednen Stellen unterscheiden sich nun nur mehr durch schwache Farbenmischungen. Es wechseln nicht mehr Glanz und Dunkelheit miteinander

ab, sondern Glanz und Deutlichkeit. Man sieht überall, und man sieht nur Leben, Leben, welches schon da ist, und Leben, welches eben ankömmt. Man sieht gewordne und werdende Kräfte, und man sieht sie alle, die da sind, und es sind alle da, die da seyn sollen.

Einen gleich vollständigen, aber noch mehr erhebenden Anblick gewährt uns das geistige Leben des Jünglings. Auch hier sind schon alle Quellen offen. Das Leben fließt auch hier schon von so vielen Hauptseiten, als es im Menschen fließen kann. Die Sinne empfinden. Der Verstand denkt. Das Gefühl fühlt. Die Vernunft schließt. Der Wille gebiethet und verbiethet. Die ersten Kräfte verrichten itzt ihre Geschäffte mit mehr Gewißheit und Nachdruck, als zuvor. Die letzten zwo beginnen die ihrigen itzt erst, erheben sich dabey aber auch bald zu einem hohen Grad von Zuverläßigkeit und Macht. Außer diesen Hauptkräften sind nun auch noch unzählige Nebenkräfte in Thätigkeit. Das Gedächtniß füllt ihre Speicher immer mehr. Die Einbildungskraft schwingt sich immer höher. Der Witz schärft immer mehrere und spitzigere Pfeile. Die Beobachtung geht immer neuen und größern Wesen zu Leibe. Die Urtheilskraft zieht immer wichtigere Entscheidungen vor ihren Richterstuhl. Der Scharfsinn verlängert seinen Blick durch immer künstlichere Bewaffnungen. Es drängen sich neue Kräfte in die allgemeine Geschäfftigkeit. Der Tiefsinn erscheint, und schließt verborgnere Geheimnisse auf. Die Beurtheilungskraft*)

*) Die Urtheilskraft entscheidet über die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der Vorstellungen. — Die Be-

tritt auf, und giebt neue Schätzungen der Dinge an. Das Vorhersagungsvermögen meldet sich, und zeigt die Keime der Zukunft in der Gegenwart und Vergangenheit. — So viele veränderte und neue Erkenntniß-Arten wecken auch veränderte und neue Gefühle. Die sinnlichen Gefühle vervielfältigen und verfeinern sich. Die körperlichen Vergnügen und Schmerzen werden zahlreicher. Es gesellen sich die halbgeistigen Empfindungen des Schönen und des Häßlichen immer häufiger dazu. Bisher unbekannte Gefühle bilden einen neuen Kreis von Zufriedenheit oder Unzufriedenheit. Alle Kräfte sind wach, sind thätig. Alle Punkte leuchten. Alle Feuertheile bewegen sich. Der Schimmer des Lichts ist rein und glänzend. Die Wärme der sich reibenden Theile nähert sich leicht der Hitze. Welch ein Anblick! Es ist, — man muß hier immer wieder zu dem nämlichen Gleichniß zurückkehren, — es ist die reine glänzende Helle des höchsten Frühlings, welche jeden Schatten mit einem milden Licht bestrahlt, und jede Vertiefung mit einer angenehmen Deutlichkeit umgießt. Es ist die alles belebende Wärme des höchsten Frühlings, welche immer hervorbringt, und dadurch selbst immer wieder vorzüglicher hervorgebracht wird, welche jedem Wesen Leben und Thätigkeit anhaucht, und von jedem Wesen wieder Leben und Thätigkeit vermehrt — zurück erhält.

Der Reichthum des geistigen Lebens im Jünglinge zeigt sich vorzüglich von derjenigen Seite seines Geistes, urtheilungskraft aber — über die Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit dieser Vorstellungen zu irgend einer Absicht.

welche sich erst in diesem Zeitraum öffnet. Seine Vernunft kündigt sich, wenn sie nicht frühzeitig mit vieler Anstrengung mittelbar oder unmittelbar geschwächt worden ist, gewöhnlich bald als — sehr kraftvoll an. Man braucht sie nur nicht niederzudrücken, um sie sich mächtig erheben zu machen. Man braucht sie nur nicht aufzuhalten, um sie Riesenschritte machen zu sehen. Mit welcher Eile und Leichtigkeit rückt der nicht schief gerichtete Jüngling in dem Gebiethe höherer Wissenschaften vor? Mit welcher Zuversicht ergreift er selbst die Fußeisen der Spekulation, um die Höhen übersinnlicher Wahrheiten hinanzuklimmen, und mit welcher Behändigkeit folgt er seinem Führer? Mit welcher Kraft bändigt er die Leidenschaften, welche für die Bedürfnisse seines Körpers sprechen, wenn ihn Leidenschaften für die Bedürfnisse seines Geistes rufen? Und wie geschickt weis er oft schon jede auch höhere Leidenschaft zu bändigen, wenn er einmal den Ruf der Pflicht recht vernommen hat? Der Jüngling erwirbt sich hierinn gewöhnlich in wenigen Jahren mehrere Kenntnisse und Fertigkeiten, als er das ganze künftige Leben hindurch anwendet, und manchmal sogar mehrere, als er dort nach unsern itzigen Verhältnissen einst nöthig hat. Wie viel weis und wie kraftvoll handelt — der Jüngling nicht sehr oft? — Weis der Mann auch oft so viel, und handelt er auch so oft so kraftvoll? Befindet sich der Mann nur so oft in einer solchen Lage, daß er das ganze Wissen und die ganze Kraft anwenden kann, die er sich als Jüngling erwarb? Ist es etwas seltnes, den nun zum Mann gewordnen Jüngling — zu groß für die Stelle zu finden, die ihm zu Theil wird?

Der Jüngling zeigt von der Seite seiner Vernunft — Vorräthe, die er in diesem Verhältnisse nie wieder zeigt. Er ist hierinn nicht nur einer schnellen und leichten Entwicklung seiner Kräfte, sondern sogar schon bald einer oft wiederholten und leichten Erhöhung (Exaltation) derselben fähig. Sein Auge sieht nicht nur bald, und leicht jede Erscheinung — in der gewöhnlichen Ferne. Es schärft sich auch leicht zum Blicke in eine ungewohnte Entfernung. Sein Herz antwortet nicht nur bald und leicht jeder gewöhnlichen Berührung. Es stimmt sich auch leicht zu den Tönen eines ungewohnten Wohlklangs. Wer schwingt sich schneller und leichter zur Höhe eines neuen großen Gedanken hinan, als der Jüngling? Wem blitzt der Lichtstrahl einer sonst gefürchteten Wahrheit reiner und allmächtiger in das Auge, als dem Jünglinge? Wem theilt sich der elektrische Funke eines hohen Gefühls unmittelbarer und vollständiger mit, als dem Jüngling? In wem entzündet so ein überirdischer Funke eine hellere Flamme, als im Jüngling? Indeß der Mann oft nur mühsam die steile Bahn der Neuheit hinanklimmt, schwingt sich der Jüngling mit anstrengungsloser Eile hinauf. Indeß jener oft nur einen Blitz aus einer Gewitterwolke gewahr zu werden glaubt, erblickt dieser die Sonne selbst, wie sie hinter dem Gewölke steht, und durch die vorübereilenden Lücken desselben schnelle Strahlen herabschießt. Indeß jener das elektrische Feuer nur durch leitende Zwischenwesen erhält, und in den ihn umgebenden immer stark leitenden Dunstkreis stäts wieder großentheils abgiebt, empfängt es dieser von dem elektrischen Wesen selbst, und behält es bey der größern Reinheit des nicht so sehr leitenden Mittels, in welchem

er lebt, in größerer Menge beysam. Indeß endlich in jenem selbst bey einer wirklich geglückten Entzündung gewöhnlich wenigst auch eine Nebenabsicht mit entbrennt, und die Flamme färbt, lodert in diesem nur die Hauptbegierde in ein Feuer auf, und giebt eine reine, ungemischte Flamme. Man weis ja, von wem große Wahrheiten am leichtesten und schnellsten nachbegriffen, und hohe Gefühle am feurigsten und reinsten nachempfunden, von wem sogar jene oft voraus erblickt, und diese vorempfunden, und beyde andern am eifrigsten mitgetheilt werden. Man weis, welche Zuhörer von jeher die Hallen neuer Weisheit am meisten füllten, und welche Anbether vor den Altären hoher Schönheiten von jeher am eifrigsten lagen, welche Schüler bald selbst neue Wahrheiten ahndeten, und welche Begeisterte ihre Begeisterung bald selbst — auf andere übergossen. Man weis, wer von jeher für große Ansichten und Plane am geschwindesten geworben ward, und gleich selbst wieder warb, und wer von jeher für die gute Sache am gewöhnlichsten uneigennützig focht, starb, und siegte. Freylich ward der Jüngling auch von jeher beynahe eben so leicht für große Irrthümer, wie für große Wahrheiten geworben, und zum Zerstören, wie zum Aufbauen, in Feuer gesetzt. Aber auch dadurch zeigte er nur wieder den Ueberfluß seiner Kräfte. Er wollte sich an große Gegenstände hinanschlingen, und traf nur Wolkengestalten an. Der Neuling kannte sie nicht. Er fühlte aber seine Kräfte, und schwang sich hinan. Er wollte Leben austheilen und einsammeln. Man gab ihm nur Zerstörungswerkzeuge in die Hand, und häufte nur lockende Gifte um ihn herum auf. Er kannte nur sein Bedürfniß, und theilte Tod aus, und

sammelte Tod ein. Ihr wußtet eure trügenden Nachtgestalten mit einem schnellen Schimmer zu bekleiden. Er huldigte dem einzigen Glanze in der künstlich bewirkten Nacht. Ihr sprühtet von den Amboßen eurer Thorheiten und Laster gefährliche Funken. Einer davon fiel unter die gährenden Säfte der Frühlingsflur, und das zur Entzündung geneigte Leben fieng Feuer, zerstörte, und ward zerstört.

Ein sehr reiches Leben ist, wie wir wissen, auch ein sehr reizbares. Der Druck von innen erleichtert dem Eindruck von Außen das Geschäfft der Versetzung des Lebens in Thätigkeit. Der Jüngling ist also noch sehr reizbar, sowohl an seinem Körper, als an seinem Geist. Indeß hat doch die körperliche Reizbarkeit in ihm schon sehr abgenommen. Er ist an dieser Seite schon von zu vielen Eindrücken berührt worden, als daß sich an derselben nicht eine Bedeckung gebildet haben sollte, welche ihn gegen die Rückkehr ähnlicher Einwirkungen mehr oder weniger unempfindlich machte. Es ist eben nicht nöthig, daß ihn schon eine Rinde von fester Gewohnheit bedeckt hat, ob dieses gleich sehr oft schon der Fall ist. Es ist genug, daß ihn die ursprüngliche Blöße der ersten Neuheit verlassen hat. Er ist itzt wenigst für die Eindrücke auf seinen Körper kein solcher Fremdling mehr, wie einst. Wenn er also auch immerhin noch durch keine bestimmte Angewöhnung eingepanzert ist, so ist er wenigst durch die Fertigkeit, die Einwirkungen jeder Angewöhnung zu ertragen, geschützt. Einst hatte er nur die Fähigkeit, keine Gewohnheit zu bekommen. Itzt hat er, wenn er glücklich gewesen ist, den Vorzug, wirklich keine zu haben.

Wir

Wir haben diesen Vorzug schon einmal selbst wieder eine Gewohnheit, aber eine allgemeine genennt. Er ist es auch. Der Jüngling ist an Alles gewöhnt, wenn er an Nichts gewöhnt ist. Er mag also entweder durch gewiße Abhängigkeiten geschwächt, oder durch eine glückliche Freyheit von aller solcher Knechtschaft gestärkt seyn, so ist er immer für viele Reize verschlossen, für welche er sonst offen war. Er hält ihnen nämlich immer etwas entgegen, daß sie nicht mehr so leicht — oder so ganz durchdringen können. Er hält ihnen entweder seinen Schild, oder seinen Muth, seine Unempfindlichkeit, oder seine Unverletzlichkeit entgegen.

Seine Nerve ist unangreifbar, oder zum Sieg gerüstet. — Sie ist gelähmt oder gestählt. Deswegen ist der Körper des Jünglings nicht mehr das Spiel aller der tausend Kleinigkeiten, die ihn umgeben, wie es der Körper des Kindes und des Knaben — mehr, oder weniger — ist. Er ist nicht mehr so sehr jeder kleinen Gefahr preisgegeben. Nicht mehr jede kleine Macht kann ihn so leicht verwandeln. Nicht mehr jeder kleine Einfluß ist so sehr im Stande, sein Gleichgewicht zu stören. Der Jüngling ist nicht mehr allen geringen Anläßen zu Krankheiten und Erholungen unterworfen. Er läßt sich nicht mehr von jeder unbedeutenden Ursache alle seine Gestalten rauben. Er ist nicht mehr so ununterbrochen unruhig. Er behauptet seine Gesundheit oder Kränklichkeit, seine Schönheiten oder Häßlichkeiten, seine körperliche Selbstständigkeit oder Selbstlosigkeit schon gegen viele kleine, und oft auch gegen größere Angriffe. Den Jüngling können mehrere Krankheiten befallen, als den Knaben, oder das Kind, und doch zeigen uns die

Sterbelisten — vom Jüngling eine kleinere Sterblichkeit. Wir geben uns mehrere Mühe, dem Jüngling die Gestalten zu geben, die wir an ihm wünschen, als dem Kinde und dem Knaben; denn wir bemerken es gewöhnlich erst am Jüngling, daß er sie nicht hat, und nicht zu bekommen scheint, — und doch bewirken an ihm sehr oft alle unsre viele stechenden, brennenden und beissenden Mittel die Verwandlungen nicht mehr, die sich früher oft von selbst zu begeben scheinen.

Wir sehen den Jüngling unter ungleich mehrern und gewaltigern körperlichen und solchen geistigen Einflüssen, welche auch auf den Körper wirken, und sehen ihn doch zugleich nicht mehr in dem immer außerordentlich gespannten Zustande von stätem Steigen und Fallen seiner körperlichen Wagschaalen, in welchem wir das Kind und den Knaben sehen.

Allein wenn die körperliche Reizbarkeit des Jünglings gleich abgenommen hat, so ist sie doch noch groß. Die Bedeckung von Gewohnheit, die ihn etwa umgiebt, hat sich noch nicht ganz geschlossen. Die Unabhängigkeit von Angewöhnungen, die er sich vielleicht schon erworben hat, ist noch nicht ganz befestigt. Seine Nerve hat sich noch nicht zur männlichen Festigkeit der einen oder der andern Art gestärkt. Es finden also immer noch auch einige kleine Reize durch die Lücken in seiner Hülle, oder durch die unbeschützten Plätze in seiner Freyheit einen Weg zu ihm. Es überwältigen manchmal noch kleine Angriffe seine Nerve, wenn sie gerade ihre noch schwachen Seiten treffen. Wir sehen den Jüngling noch manchmal bey geringen Vorfällen

seine Erholung oder neue Wunden finden. Wir sehen ihn manchmal da unvermuthet, und unbegreiflich gestärkt oder geschwächt, wo wir ihm unberührt glauben, — sehen ihn manchmal siegen oder unterliegen, wo wir ihn nicht oder kaum angegriffen sehen. Wir sehen, ihn wenigst manchmal von solchen Dingen schon sehr heftig angegriffen, von welchen wir uns kaum berührt fühlen.

Vorzüglich groß ist aber die körperliche Reizbarkeit des Jünglings von einer Seite, von welcher sie sich in ihm erst das erstemal zeigt. Die Zeit der Blüthe nähert sich in ihm schon sehr der Zeit der Reife. Der Jüngling wird bald Mann. Sein Körper ist nun schon im Stande, seines Gleichen hervorzubringen. Es ist das Fortpflanzungsvermögen eingetreten. Jede neu eintretende Kraft zeichnet sich durch eine ungemein große Reizbarkeit aus. Die Kraft der Fortpflanzung, diese wichtige, von der Natur vielleicht am sorgfältigsten ausgestattete Kraft, welche jede ihrer Eigenschaften gewöhnlich in höchsten Grad besitzt, besitzt also auch ihre ursprüngliche Reizbarkeit in einem Grade, in welchem wir dieselbe bey keiner andern antreffen.

Es ist außerordentlich, wie leicht die unbedeutendsten, entferntesten Ursachen in ihr nicht nur einige Versuche zu ihren Aeußerungen, sondern schon ihre ganze Anstrengung wecken. Wer wollte alle die tausend und tausend Anlässe aufzählen, welche diese Kraft im Jüngling zur Aufruhr spornen. Eine Speise, ein Trunk, ein leerer Augenblick, eine unvorsichtige Stellung, mancher leichte Druck eines Kleides, manche zufällige kleine Bewegung, eine oft unbedeutende

Berührung, ein Ton, ein Wort, ein Blick, schnellt einen Blutstropfen aus seinem Gleichgewicht. Dieser stößt auf seine nächsten Nachbarn. Es entsteht unter ihnen eine kleine Unordnung. Die entferntern würden die leichte Ruhe bald wieder herstellen. Aber mit dem ersten Bluttheil ist auch ein in ihm vorhandner neuer Feuertheil aus seiner bald zu unterbrechenden Ruhe aufgestört. Seine allenthalben auf Thätigkeit lauernden Gefährten benützen die Gelegenheit, und jagen die nun einmal in schnellere Bewegung gesetzte Masse zur vollen Verwirrung untereinander. Der Jüngling wird lebhafter, als gewöhnlich. Er fühlt eine neue Unruhe, die ihm unerklärbar angenehm, die ihm angenehmer, als seine angenehmste Ruhe ist. Er fühlt sich angegriffen, und dabey glücklicher, als frey, — fühlt sich bekämpft, und wider seine Gewohnheit zum Gegenkampf so unaufgelegt an Kraft und Willen, fühlt sich besiegt, und bey seiner Niederlage — wenigst auf einige Augenblicke — so wunderbar beglückt, wie er es sonst bey keinem Siege war, — und ist dann, leider! verloren, ist oft — auf immer — verloren. Er gleichet hierinn einem Pulvergewölbe, welches der kleinste Funke entzündet.

Die Reizbarkeit des Geschlechtstriebs im Jüngling ist so groß, daß sie sich zum Theil auch noch andern Seiten seines Körpers mittheilet, welche ohne dieser geborgten Empfindlichkeit ungleich unempfindlicher seyn würden. Die Oekonomie des menschlichen Körpers ist überhaupt schon so eingerichtet, daß kein Theil des Ganzen irgend eine Veränderung leiden kann, ohne etwas von seinem Schicksale auch auf alle andere überzutragen. Alle nehmen an den Beschaffenheiten aller — Antheil.

Von dem Geschlechtstrieb gilt dieses in einem vorzüglichen Grade. Auf ihn ist die Natur des Menschen vorzüglich berechnet. Er nimmt vorzüglich viel von seinen Miteigenschaften an, giebt aber auch vorzüglich noch ungleich mehr an dieselben ab. Dieses geschieht ganz besonders im Jüngling. Es muß in ihm geschehen. Denn so stark, und selbstständig in ihm auch die übrigen Körperkräfte schon sind, so sind sie doch noch immer nicht ganz zuverläßig, und sind noch weich. Sie fügen sich also noch leicht in die Obermacht einer Mitkraft, die schon bey ihrem Erwachen solche Stärke zeigt, und täglich noch mehr gewinnt. Sie nehmen Einrichtungen an, über welche sie durch ihr Alter erhaben wären. Sie werden mit ihr gleichsam wieder jünger. Oder, weil die eigentliche erste kindische oder Knabenempfindlichkeit nicht wieder in sie zurückkehren kann, so legt sich wenigst eine kranke Empfindlichkeit über sie her, welche sie wieder solchen Einflüssen öffnet, für die sie schon verschlossen waren. Daher werden manche Eindrücke für den Jüngling wieder wichtig, welche es für den Knaben zu seyn schon aufgehört hatten. Eine oft unbedeutende Art von Nahrung, von Kleidung, von Bewegung, von Erholung, von Heilung, von Verwundung wird für den Jüngling wohlthätig oder gefährlich, welche für den Knaben schon gleichgiltig geworden war. Sie wird es nicht gerade deswegen, weil sie näher, oder entfernter endlich die Seite des Geschlechtstriebs trifft, sondern schon deswegen, weil die andern Seiten des Jünglings durch diesen Trieb an sich wieder empfindlicher geworden sind. Dieser Trieb hüllt, um mich so auszudrücken, alle übrigen Kräfte manchmal beynahe in ihre vorige wunde Haut, in der sie bey ihrem Aufwachen alles fühlten,

wie er selbst itzt noch darein gehüllt ist, weil er erst erwacht ist.

Größer im Ganzen, als die körperliche Reizbarkeit, oder wenigst vielseitiger ist die geistige. Der Geist des Jünglings ist noch an allen jenen Seiten sehr reizbar, an welchen er es früher ganz vorzüglich war. Er ist es itzt daran wenigst vielfacher, wenn er es auch an sich nicht mehr so sehr ist. Seine Sinne stellen ihm noch lauter lebhafte Erscheinungen vor. Sein Verstand stößt noch auf lauter ausgezeichnete Begriffe. Sein Gefühl wird noch von lauter sehr angenehmen oder sehr unangenehmen Eindrücken ergriffen. Er befindet sich immer noch sehr selten in dem ruhigen Gleichgewicht der Unpartheylichkeit. Er ist fast immer stark für oder wider eine Sache eingenommen, und beschäfftigt. Er ist größtentheils heftig — heftig im Sehen, wie im Gesicht abwenden, im Reden, wie im Hören, im Denken, wie im Essen, im Lieben, wie im Hassen. Er ist noch immer fast stäts stark ergriffen. Treffen ihn gleich alle die ersten kleinen Eindrücke, welche sein ursprüngliches Erwachen weckten, und ihn endlich zur Deutlichkeit des Bewustseyns und Gefühls seiner Selbst, und der nächsten Dinge um ihn herum — fortführten, itzt nicht mehr fühlbar, so treffen ihn doch unzählige neue große und kleine der nämlichen Art. Die Welt ist ihm immer noch oft neu, wenn es schon er der Welt nicht mehr ist. Diese zeigt ihm immer auch in schon bekannten Gegenden noch unbekannte Erscheinungen, und er hält ihr immer noch — mehr unerfahrne, als erfahrne Sinne, Denkkräfte und Gefühle entgegen. Neuheit zieht an sich. Für Neuheit ist der Mann noch sehr

reizbar. Um wie viel mehr muß es der Jüngling seyn, in welchem sich mit dieser äußern Macht auch noch eine innere Ursache zur Vergrößerung der Wirkung verbindet, — nämlich eine noch sehr merkliche Feinheit der Werkzeuge des Empfindens, Denkens und Fühlens. Es ist aber auch bekannt, wie nahe der Zustand des Jünglings fast durchgängig an Begeisterung gränzt, und wie leicht er in dieselbe in der That übergeht. Ein glänzender Firniß oder ein grauer Nebelschleyer überzieht in seinen Augen abwechselnd sehr leicht die Gegenstände seiner Blicke. Melodiereiche Wohlklänge oder ganz verstimmte Mistöne schweben ihm sehr oft aus den schallenden Lüften entgegen. Entzückende Wohlgerüche oder tödtende Auedünstungen hauchen oder eckeln ihn an. Weiche, wohllustweckende oder rauhe, auf Zerstörung zielende Eindrücke kützeln oder verwunden ihn. Erscheinen ihm Wahrheiten, so erscheinen sie ihm in Glanzgestalten gehüllt, von welchen er nicht begreift, wie sie nicht jeden Sterblichen in das Auge blitzen sollen. Stößt er auf Irrthümer, so bebt er vor den Nachtgestalten zurück, in welchen er sie findet, und staunt, daß nicht jeder sie so findet, und nicht jeder so vor ihnen erschrickt. Begegnet er Gefühlen, so erfährt er immer bald, wessen Abkömmlinge sie sind, des Himmels oder der Hölle. Sie sind für ihn fast immer eines aus diesen beyden. Irdische trifft er nur selten an.

Eben so ausgebreitet, und dabey noch an sich größer ist die Reizbarkeit seiner höhern Seelenkräfte. Diese treten itzt erst auf. Sie haben also die den erst eintretenden Kräften überhaupt ursprünglich eigenthüm-

liche Empfindlichkeit noch ganz. Sie gelangen aber durch die ganze Menge ihrer schon sehr brauchbaren Mitkräfte, immer bald zu sehr bedeutenden Besitzungen. Sie verbinden also mit der großen Feinheit ihrer Reizbarkeit auch bald eine große Ausgedehntheit derselben. Es ist im Gebiethe der Vernunft, und der damit zunächst verwandten Kräfte nichts so klein, und bald auch nichts so groß, nichts so nahe, und bald auch nichts so entfernt, daß es nicht im Stande wäre, den Jüngling zu beschäfftigen, und zwar sehr wichtig zu beschäfftigen. Es hält ihn zwar vor der Hand nichts sehr lange fest. Wie sollte dieses auch geschehen können, da sich in dem ersten Gedränge immer tausend neue Wesen um ihn streiten, und er dadurch natürlich veranlaßt wird, auch wieder für oder wider alle diese tausend zu streiten! Genug aber! daß er immer bestritten wird, und immer streitet. Im Kampf ist keine Ruhe. Im Kampf ist nur Anstrengung. Der Jüngling ist also hier immer in Spannung, er mag nun immer von einer Macht, oder abwechselnd von tausend darinn erhalten werden. Zieht ihn eine an sich, und hält ihn eine Weile fest, so geschieht es mit Nachdruck, sie mag an sich groß oder klein seyn. Für ihn ist itzt noch sehr leicht eine groß. — Läßt sie ihn wieder los, so geschieht es nur, weil ihn ihr eine andere loswindet, welche ihm eben so mitspielt, und welcher bald selbst auch wieder eben so mitgespielt wird. Er ist also hier immer ergriffen, eine Weile festgehalten, und nur dazu losgelassen, um wieder ergriffen zu werden. Er ist immer angezogen, oder zurückgestoßen, immer angenehm oder unangenehm, glücklich oder unglücklich überwunden, — also immer stark gereizt. Daher seine immer heftigen Hoffnungen

und Verzweiflungen, — seine Luftschlösser und Lufthöhlen, — seine Vorsätze und Unterlassungen, — daher sein beständiges Planmachen und Planändern, — sein beständiges Anfangen und Nichtvollenden, — seine in das Große strebende Thätigkeit, und seine im Kleinen sehr oft zurückbleibende Wirksamkeit. Er bemerkt die leisesten Winke einer neuen Wahrheit, oder eines neuen Irrthums dieser Gegend. Aber er bemerkt auch von tausend anderen solche Winke. Er kennt noch keinen genau, folgt jedem, und folgt auf diese Art — vor der Hand — keinem. Er fühlt die sanfteste Berührung einer neuen Schönheit oder einer neuen Häßlichkeit dieser neuen Welt. Aber er fühlt auch von tausend anderen solche Berührungen. Jede lockt oder schreckt ihn. Er giebt sich jeder hin. Jede erhält ihn, und keine besitzt ihn. — Es erscheint ihm eine große Wahrheit. Er huldigt ihr. Aber in ihrem Gefolge befinden sich mehrere solche Göttinnen. Er verläßt jene, und huldigt einer aus diesen. Er weis noch nicht, daß man allen zugleich opfern könne. — Es ergreift ihn ein hohes Gefühl. Er giebt sich hin. Aber die Schwingungen desselben rufen ein neues hervor. Er reißt sich vom ersten los, und wirft sich dem zweyten in die Arme. Das letzte ist für ihn beseligender, denn es ist neuer. Die Wirkung des Ganzen wird durch den Umstand noch vergrößert, daß sich die Einbildungskraft, die auch überirdische Kräfte fühlt, gleichfalls in diese hohen Gegenden emporschwingt, und mit ihrem Zauberpinsel die ohnehin schon lebhaften Farben der Gegenstände noch schreyender, und die ohnehin schon lockenden Truggestalten noch täuschender malt.

Die Reizbarkeit des Jünglings erhält daher durch seine Unerfahrenheit noch einen neuen Zuwachs. Der Jüngling sieht, und fühlt also hier gewöhnlich nichts — als Lichtgestalten oder Ungeheuer — sowohl im Embrio, als in Lebensgröße. Ist dieß nicht so? Sehe den Jüngling an! Findest du ihn nicht fast immer mit einer großen oder kleinen fernen Erscheinung mehr oder weniger lebhaft beschäfftigt? Lebt er nicht — wenigst zween Drittheile seines Daseyns in einer andern, als seiner ihm gerade gegenwärtigen Welt, — in einem beständigen Fluge nach immer neuen Zielen? Du weißt ja, wie schnell er von der Ahndung zur Kunst und Wissenschaft, und wie unruhig von einer Kunst und Wissenschaft zu hundert andern schwebt. Du weißt, wie leicht er vom Gefühl zur Tugend und zum Laster vorspringt, aber auch da wieder nicht lange verweilt, sondern immer wieder Tugenden gegen Tugenden, oder Tugenden gegen Laster vertauscht, oder wenigst jene immer reichlich mit Fehlern, diese mit Liebenswürdigkeiten vermischt. Er hört oder liest ein bedeutendes Wort, ahndet das Kunst- oder das Lehrgebäude, welches darinn verborgen liegt, und spürt ihm nach. Bald weckt ein anders die nämliche Ahndung und Begierde. Er ist itzt mit einem Mathematiker bekannt geworden. Er legt sich auf die Mathematik. Nun lernt er einen Historiker kennen, und die Geschichte ist sein Lieblingsfach. Er kömmt mit einem Philosophen zusamm. Itzt giebt es außer der Philosophie nichts Wissenswürdiges. Die Wissenschaft, der er jedesmal in die Hände läuft, ist die wichtigste. — Ein Gefühl schlägt an eine Saite seines Herzens. Die berührte sinnliche Saite desselben klingt, und die damit verbundne geistige klingt mit.

Seinem schönen oder häßlichen Gefühl springt ein edler oder unedler Vorsatz nach. Aber neue Berührungen wecken bald neue Töne, neue Gefühle und neue Vorsätze, die eben wieder bald von noch neuern verdrängt werden. Er liest Großthaten, und dürstet nach Größe. Er kömmt darauf in lustige Gesellschaften, und vergessen sind die Muster des Großen. Er opfert den Gottheiten des Muthwillens und der Lüste. — Er studirt die Geschichte. Er will abwechslungsweise ein Feldherr, ein König, ein Künstler, ein Gelehrter, ein Weiser seyn. — Es fällt ihm ein Roman in die Hände. Er wünscht das zwölfte Jahrhundert zurück, um seine Reisige gegen eine Bergfeste anführen, und den Raub der Unschuld rächen zu können, — oder er sucht sich wenigst eine Geliebte, um mit ihr nach Siberien zu fliehen, und dort unter Russen, Schnee und Zobeln eine Glückseligkeit zu finden, die er in seinem mildern Vaterland vergebens sucht.

So ausgezeichnet auf diese Art die Reizbarkeit des Jünglings in mancher Rücksicht vor jener des Knaben und des Kindes ist, so ähnlich ist die erste der letzten doch noch in Rücksicht auf die der Jugend überhaupt eigenthümliche Voranlage für kleine Reize, und auf die ihr eben so sehr eigenthümliche Naturgemäßheit des Gereiztwerdens. Was die erste Eigenthümlichkeit anbetrifft, so liegen die Beweise dafür schon in dem bisher Angeführten. Wir wollen also nur noch einen Blick auf die zweyte werfen.

Die Naturgemäßheit der Reizbarkeit kann zwar bis zum Jünglingsalter schon sehr viel, aber doch noch nie

ganz verdrängt werden. Man kann den jungen Menschen bis dahin, wo er Jüngling wird, schon auf vielen Seiten mit einer ziemlich dichten künstlichen Bedeckung umgeben. Aber, wie ich schon anmerkte, die Bedeckung ist dann doch noch nicht ganz geschlossen, ist doch noch nicht ganz gehärtet. Die Vollendung muß eben itzt erst geschehen. Es kann also nicht fehlen, daß ihn nicht immer — ungeachtet der ihn umgebenden Kunst — doch noch manchmal auch die Natur erreiche. An seinem Körper, welcher von der Kunst schon früher bearbeitet werden konnte, also auch schon mehr bearbeitet worden ist, geschieht dieses gewöhnlich seltner, als an seinen Geist. Es geschieht aber doch auch an jenem noch oft, und immer ungleich leichter, als später. Der Jüngling fühlt, selbst, wenn er schon sehr verwöhnt worden ist, noch oft den natürlichen Eindruck eines körperlichen Reizes. Er fühlt noch oft den Druck einer modischen Kleidung, den Zwang einer galanten Stellung, das Gift einer kunstreichen Nahrung. Er fühlt noch oft das Lästige in unsern Bequemlichkeiten, und das Bequeme in unsern Arbeiten, — das Fesselnde in unsern Freyheiten, und das Freye in unsern Einschränkungen, das Bittere in unsern Süßigkeiten, und das Süße in unsern Bitterkeiten, oder wenigst in den für uns ganz geschmacklosen Naturgütern. Er fühlt alles dieses wenigst itzt noch leichter, als jemals wieder. Er ist noch kein ganz zuverläßiger, ganz schulgerechter Gast der Künste für seinen Körper.

Er ist aber ein noch unzuverläßigerer Gast der Künste für seinen Geist. Neben dem, daß am Geiste das Auge seines Verstandes noch nicht ganz geblendet

seyn kann; weil überhaupt am Jüngling noch keine Hauptkraft des Menschen in ihrer Entwicklung — wie immer ganz vollendet ist; — so öffnet sich itzt erst noch ein zweytes, das Auge seiner **Vernunft.** Die Nerven dieser beyden Sehwerkzeuge sind freylich sehr genau miteinander verbunden, und die Verdorbenheit des einen theilt immer auch dem andern etwas von ihrem Uebel mit. Allein auch die Unverdorbenheit theilt sich mit. Nicht genug also, daß die wichtigste Hauptseite des jungen Geistes vor der Hand noch nicht unmittelbar bekünstelt ist, so wird vielmehr durch diese auch noch manche Stelle der übrigen schon mehr oder weniger verwandelten Seiten wieder berichtigt. Der Jüngling fühlt vor der Hand nicht nur im Gebiethe seiner **Vernunft** blos für den Dienst der Natur eine Neigung. Er fängt sie auch in manchen Gegenden des Gebiethes seines Verstandes wieder blos für diesen schönen Dienst zu fühlen an. Es erwacht in ihm ein neues, also ein reines, unverdorbnes Leben. Aber auch das schon vorhandne kränkelnde erholt sich bey dieser Gelegenheit wenigst in einigen Fasern wieder. Die neue Quelle frischt die ganze benachbarte Gegend auf. Der Hand der Natur entfällt nie eine einzige Hauptgabe allein. Oeffnet sie sich zu einer, so strömen immer tausend Segen zugleich aus ihrer Fülle herab.

Daher ist der Mensch, der das Unglück gehabt hat, als Kind und Knabe an Geist verdorben zu werden, — als Jüngling, wenn gleich freylich, leider! nicht mehr ganz, doch noch größtentheils zu retten. Er ist noch zu retten von der Seite seiner Vernunft, und zwar da am meisten, indem diese nur nicht auch unmit-

telbar verdorben zu werden braucht, um noch sehr brauchbar zu werden. Und er ist überdieß auch noch zu retten, aber freylich nicht mehr so sehr — von der Seite seines Verstandes, indem dieser nur nicht mehr ferner verdorben, übrigens aber den Einflüssen der verschwisterten und noch sehr unverdorbnen Vernunft überlassen zu werden braucht, um auch noch brauchbar zu werden. In diesem Zeitraum ist es noch Zeit zur Hilfe. Hier greifen die nöthigen Reizmittel noch an. Die Gewohnheit ist noch im Streit mit der Natur. Bald siegt jene ganz, und dann ist Tod — das Loos, das diese erwartet, und den Tod verscheucht kein Reiz mehr.

Will man über die Naturgemäßheit der geistigen Reizbarkeit des Jünglings auch die Erfahrung zu Rathe ziehen, so wird man das durch die Begebenheiten bestättigt finden, was man durch die bloßen Begriffe schon angezeigt findet. Wie wirkt die Wahrheit auf den Jüngling, wenn er sie sieht? Sie reißt ihn unwiderstehlich an sich, wenn er noch unverdorben ist, — und selbst wenn er schon verdorben worden ist, erschüttert sie ihn noch, und bedarf oft nur noch eines kleinen erborgten Schimmers, um ihn auch an sich zu ziehen. — Wie wirkt der Irrthum auf ihn, wenn er ihn sieht? — Er verscheucht ihn, oder er macht ihn im schlimmsten Falle wenigst stutzen, und einen Nebenweg aufsuchen, um nicht dicht daran vorbey zu seinem Ziele gehen zu müßen, und es bedarf eines kleinen Lichts, um ihn auch noch ganz zu verscheuchen. — Wie wirkt die Tugend auf ihn, wenn er sie sieht? Sie weckt in seinem Herzen vollstimmige Melodien, oder sie ruft wenigst hie und da noch zahlreiche Wohlklänge hervor, und sie

darf ihre Berührungen nur noch einigemal wiederholen, um die Musik endlich sogar auch wieder beynahe vollstimmig zu machen. — Wie wirkt das Laster auf ihn, wenn er es sieht? — Es starrt ihn an. Er bebt, und flieht. Oder es betäubt ihn wenigst. Er bebt, und bleibt, weil ihn der Taumel lähmt. Einen einzigen — Strahl vom Altar der Tugend, und er hebt seinen Fuß zur Flucht. — Noch einen, und er flieht. — Wie wirkt selbst die Täuschung, welche Wahrheit oder Irrthum, Tugend oder Laster lügt, wie wirkt selbst diese auf ihn? — Wenn sie sehr glücklich geräth, so gewinnt sie ihm Worte und Glauben — aber keine, oder widersprechende Empfindungen — und nur, wenn er selbst schon sehr dafür vorgerichtet worden ist, eine Art von Ueberzeugung mit einigen Neigungen oder Abneigungen ab. Misräth sie aber nur einigermassen, so reizt ihn nur die Sache, die hinter der Lüge steckt. Er ergreift jene zur Liebkosung und zum Haß — und wirft diese der Verachtung hin, — oder es reizen ihn wenigst beyde. Er zweifelt, begreift nicht, und bleibt im Ganzen unbewegt. — So wirkt also das Geistige immer noch sehr einfach, also sehr naturgemäß auf ihn. Es wirkt gewöhnlich nur eine Sache auf ihn, und sehr oft nur die Hauptsache. Das verwickelte Spiel von tausend Sächelchen, das nur zu oft mit dem Erwachsenen sehr glücklich getrieben wird, geräth am Jüngling oft alle Augenblicke in das Stocken. Die widersprechenden Stöße von einer Hauptabsicht und tausend Nebenabsichten, die in jenem so oft ununterbrochen ein immer unbegreiflich anhaltendes Gewirre hervorzubringen im Stande sind, lösen sich in diesem noch sehr leicht in die Bewegung nach der Richtung des Hauptstoßes, also in

Ordnung und Deutlichkeit auf. Deswegen sind alle jene Stellen in unserm bürgerlichen Leben, in welchen eine feste Naturwidrigkeit der Reizbarkeit unumgänglich erfodert wird, für den Jüngling verschlossen, und nur dem Manne offen. Deswegen kann der Jüngling zwar Künstler, Gelehrter, Regent, Held, aber er kann nicht Oberpriester eines Irrthums, oder eines Lasters, kann nicht geheimer Minister der Willkühr, nicht Großinquisitor des Staats, oder der Kirche werden. In diesen letzten Posten könnte ihn einmal seine Natur übereilen. Er könnte einmal, wie ein Mensch, sehen und fühlen.

Diese Naturgemäßheit der geistigen Reizbarkeit des Jünglings ist es, welche den Ursachen, mit den wir auf den Jüngling wirken wollen, so oft unvermuthete Wirkungen unterschiebt. Wir fühlen, wie ein Reiz auf uns wirkt, und erwarten dann gewöhnlich, daß der nämliche Reiz auf den Jüngling eben so — nur mit einem kleinen Mehr oder Weniger — wirken werde. Allein wir finden uns am Ende meist getäuscht. Der Reiz trifft unsern Zögling gar nicht, oder es trifft ihn in ihm ein ganz anderer. Dieses muß so geschehen. Uns berührt die Kunst, die darinn steckt, — den Jüngling die Natur — oder wenigst — uns jene Natur, welche uns durch unser Bedürfniß — und den Zögling jene Natur, welche ihm durch sein Bedürfniß nothwendig gemacht wird. — Der Vater des Arioste ward eines Tags auf seinen Sohn sehr zornig, und schalt ihn heftig aus. Der Sohn hörte aufmerksam zu, und sagte nicht das Geringste zu seiner Vertheidigung. Beyde giengen auseinander, ohne daß der junge Arioste ein

einzi-

einziges Wort vorgebracht hatte. Als sich der Vater entfernt hatte, fragte den Arioſto sein Bruder, warum er sich denn gar nicht gerechtfertigt habe. — Arioſt antwortete: „Ich arbeite itzt eben an einer Komedie, und bin gerade bis zu der Scene gekommen, wo ein Vater seinem Sohne Verweise giebt. Da nun unser Vater zu reden anfieng, fiel mir ein, daß ich auf ihn Acht geben müße, um nach der Natur zu malen. Ich war also auf den Ton seiner Stimme, auf seine Gebärden und Ausdrücke aufmerksam, ohne an meine Rechtfertigung zu denken.“ — Wenn man dieser Begebenheit das Glänzende benimmt, das in ihr aus Zufall liegt, und nur das Jugendliche läßt, das von Natur darinn liegen muß, so ist jeder Jüngling ein Arioſt. Jeden Jüngling rührt nur sehr oft das, was überhaupt Natur, oder wenigst gerade für den gegenwärtigen Augenblick für ihn aus Bedürfniß Natur ist.

Zwanzigstes Kapitel.

Naturgemäßheit und Drang nach Freyheit während dem Jünglingsalter.

Fünftes allgemeines Gesetz des Jünglingsalters. Das Jünglingsalter zeigt die unter allen Zeiträumen der Jugend eingeschränkteste, aber auch am schwersten zu überwindende, und immer noch größtentheils zu rettende Naturgemäßheit, besonders in Rücksicht der Vernunft.

Sechstes allgemeines Gesetz des Jünglingsalters. Das Jünglingsalter strebt mit der überhaupt unter allen Jugendzeiträumen verhältnißmäßig kleinsten Reinheit und Schnellkraft, aber doch mit einem nun schon gegen äußere Hindernisse mächtigen Nachdruck nach Freyheit.

Die noch sehr große Naturgemäßheit oder Reizbarkeit des Jünglings bürgt auch für eine in seinen übrigen Rücksichten noch sehr große Naturgemäßheit. Ueberhaupt steht der Mensch, so lange — mehr oder weniger — noch unter der Natur, so lange er unter der Erziehung steht. Er wird erst durch die Erziehung den verschiednen andern Mächten ganz übergeben, unter welchen wir ihn zuletzt finden. Diese Uebergabe ist aber nicht leicht, und nicht schnell zu bewerkstelligen. Sie kann nur stückweise und nach langwierigen Debatten geschehen, und nie früher, als die Erziehung selbst, vollendet werden. Die Natur ist im Besitze des Menschen, wenn dieser sein Daseyn antritt. Sie bleibt darinn, wenn man sie nicht heraustreibt. Sie kann aber nicht auf einmal aus allen Besitzungen herausgetrieben, sie kann nur von Provinz zur Provinz verdrängt werden. Und selbst wenn sie — eine ihren Feinden überläßt, so überläßt sie ihnen nur den Besitz derselben, den sie nicht länger mehr behaupten, aber nicht ihre Ansprüche darauf, die sie vielleicht bey noch möglichem Glückswechsel wieder geltend machen kann. Sie ist hierinn unsern politischen Mächten gleich. Sie begiebt sich ihrer Rechte nicht eher, als bis sie ganz überwunden ist. Erst nach der ganzen Erziehung also gehört der Mensch

ganz und unwiderruflich irgend einer fremden Macht an.

Allein wenn der Jüngling gleich — selbst im schlimmsten Falle — wenigst zum Theil — noch unter dem besondern Schutz der Natur steht, so steht er doch auch im besten Falle nicht mehr unter ihrem Schutze allein. Es steht ja schon der Knabe nicht mehr einzig unter dieser Macht. Es ist ja schon der Knabe wenigst in einigen kleinen Theilen auch andern Mächten abgetreten. Es muß ja der Mensch überhaupt wenigst ein wenig auch andern Mächten abgetreten werden. Er kann nicht im Dienste der Natur allein bleiben. Er hat zwar nicht nöthig, in feindliche Dienste zu treten. Aber er muß sich mitunter wenigst manchmal auch in die Dienste verbündeter Mächte begeben, um im Dienste seiner Hauptmacht hinlänglich erfahren, also nicht blos durch Zufall darinn glücklich, sondern durch feste Begründung sicher zu seyn. Er muß nicht nothwendig durch verderbliche Künste von der Natur entfernt, aber er kann nur durch wohlthätige bey ihr gewiß erhalten werden. Er muß also von der Natur immer an fremde Mächte ganz, oder zum Theil, wieder, oder mit ihrer Neigung abgetreten werden. Er muß es, wenn er verschlimmert wird, an irgend eine siegende feindliche, oder, wenn er veredelt wird, an irgend eine mitstreitende verbündete, — und er muß es im ersten Falle mehr, im zweyten weniger werden. Der Feind begnügt sich nicht mit dem kleinen Antheil, mit welchem sich der Freund begnügt.

Die Wirkungen der Kunst häufen sich nun bis zum Jünglingsalter natürlich ungleich mehr, als bis zu jedem vorgehenden. Der Jüngling ist also, so nahe er auch immer noch bey der Natur seyn mag, doch stäts schon weiter davon entfernt, als das Kind, oder der Knab. Er fühlt nicht mehr jeden Einfluß der bloßen Natur so rein, als er ihn einst fühlte. Er fügt sich nicht mehr in jede ihrer Anbildung so leicht, als er sich einst hineinfügte. Er giebt nun schon ungleich öfter einem Einfluß oder einer Anbildung der Kunst den Vorzug vor den Wirkungen und Wünschen der Natur. Er huldigt schon bey vielen gewöhnlichen Gelegenheiten — dem Herkommen, der Mode, der Gewohnheit. Einst opferte er diesen Gottheiten nur, wenn er dazu von aussen gezwungen ward. Er gab nur äußerer Gewalt — mehr oder weniger leicht — nach. Itzt opfert er schon oft aus eignem Antrieb. Er zwingt sich itzt schon auch selbst dazu. Er besitzt itzt schon in einer größern — oder kleinern Fertigkeit oft eine innere Gewalt, welcher er nachgiebt. Schmiegt sich der Jüngling noch so leicht in jede natürliche körperliche Gestalt und Fertigkeit, wie der Knabe und das Kind? Stählt er sich noch so leicht gegen jede natürliche oder künstliche Beschwerde? Gewöhnt er sich noch so leicht an jede natürliche Freyheit von Angewöhnung? Giebt er sich noch so leicht jeder blos natürlichen Wahrheit hin? Oeffnet er sich noch so leicht jedem blos natürlichen Gefühl? Besitzt er nicht itzt schon mehr, als jemals zuvor gewiße Anbildungen einer verdorbnen oder veredelten Kunst, welche entweder der Natur überhaupt, oder wenigst der bloßen Natur ihr Geschäfft mit ihm mehr oder weniger erschweren? Besitzt er nicht schon

mehr, als jemals, bestimmte Körpergestalten, bestimmte Fertigkeiten, bestimmte Nervenbeschaffenheiten, bestimmte, wenn auch nur kleine Gewohnheiten, bestimmte Meynungen, bestimmte Gefühle? Vertragen sich also diese mehrere Bestimmtheiten in ihm auch noch immer so gut und leicht mit jeder neuen Bestimmtheit? Müßen sie sich nicht ungleich öfter, wenn auch nicht mit den neuen Sachen, wenigst mit den neuen Methoden entzweyen? Weis man nicht, um wie viel künstlicher überhaupt der Jüngling, als der Knabe und das Kind, behandelt werden muß? Ich will zwar glauben, daß es mehrere Erzieher giebt, welche geschickter sind, jenen, als diese zu behandeln. Aber es ist ja dieses nicht der einzige Fall, in welchem wir Menschen bisher immer das Schwerere leichter, als das Leichtere lernten. —

Wenn nun aber die Naturgemäßheit des Jünglings auch die kleinste ist, die der Mensch während seiner Jugend zeigt, so ist sie zugleich die stärkste, die er in diesem ersten Zeitraume seines Lebens zeigt. Der Jüngling besitzt nicht mehr so viel Natürliches, als der Knabe und das Kind. Aber er verliert auch das, was er noch davon besitzt, nicht mehr so leicht, als diese. Er ist nun schon stärker und klüger, als jemals. Er ist schon bald jeder gewöhnlichen Gewalt und jeder gewöhnlichen List gewachsen. Seine Verhältnisse zu den äußern ihn umgebenden Kräften sind schon sehr bedeutend geworden. Kannst du das Bein des Jünglings noch so leicht krümmen, wie das Bein des Knaben? Kannst du die Muskel des ersten noch so leicht entnerven, als die Muskel des letzten? Zwingt jener seinen Gedan-

ken noch so bald nachgiebig in deine Denkform, wie dieser? Legt sich das Gefühl von jenem noch so ganz auf dein Gängelband, wie das Gefühl von diesem? Der Jüngling giebt zwar den Anpressungen deiner Willkühr öfter als der Knabe, und das Kind gleich anfangs — ohne allem Widerstand — nach. Aber er thut dieses nur da, wo er als Knabe und Kind schon dazu vorgerichtet worden ist. Da aber, wo er dieses noch nicht ist, wo er also in seiner Natur noch unverfälscht ist, da widersteht er ungleich nachdrücklicher, als jemals zuvor. Wir erhalten darüber gerade in unsern Zeiten täglich eine Menge Beweise — vorzüglich in Rücksicht des jugendlichen Verstandes *). Bekanntlich war der Streit zwischen Licht und Finsterniß nie so groß, als itzt. Die Trabanten der Nachtköniginn geben sich alle erdenkliche Mühe, das verfallende Reich ihrer geliebten Beherrscherinn wieder in ihrer alten dauerhaften Schwärze herzustellen. Sie hoffen dieses vorzüglich dadurch zu bewirken, daß sie die Dunstkreise der Jünglinge verdunkeln. Sie rüsten sich daher mit allen ihren Hellebarten, Lichtputzen und Lichtschirmen zur Verfinsterung der

*) Die Beweise — in Rücksicht des jugendlichen Körpers lagen von jeher so zahlreich und offen da, daß man an dem durch sie zu Beweisenden ohnehin nie so sehr zweifelte, wie an dem ähnlichen in Rücksicht des Geistes. Es fiel selten irgend einem Menschenfeind ein, den schon schlanken Jüngling noch bucklicht machen zu wollen. Aber es fiel, und fällt, leider! manchen solchen Nachtgeschöpf ein, den schon helldenkenden Jüngling wieder schiefdenkend zu machen.

Schulen. Sie stoßen jeden Jüngling zurück, den sie mit einem Flämmchen ankommen sehen. Sie löschen einem andern, der sich erst nach dem Eintritt in das Haus ein Licht schlägt, dasselbe wieder aus. Sie verstopfen einem dritten die Ritzen, durch die er nach einen lockenden Strahl blickt. Was bewirken sie denn aber? Daß der erste sich künftig eine verborgnere Laterne anschafft, daß der zweyte künftig sein Feuerzeug nur zu Hause versucht, und daß der dritte künftig seinen Kopf nicht eher an die Ritze hinhält, als bis er sich unbemerkt fühlt. Wird einem davon sein Licht wirklich entzogen? Es wird ihm höchstens mit trügenden Farben vermischt oder matter gemacht. Gewöhnlich aber wird ihm nur der Gebrauch desselben geheimer, unentbehrlicher, und oft eben darum reiner gemacht, weil er ihm sorgfältiger gemacht wird. Sehen wir uns um uns herum! Wie sehr sehen wir nicht täglich die besagten Trabanten zürnen, wüthen, und sich wieder neu anstrengen, und die Jünglinge lachen, und immer heller sehen!

Diese schon sehr große Selbstständigkeit des Jünglings schränkt sich aber größtentheils nur auf das Gebieth seines Körpers, und seines Verstandes ein. In das Gebieth der Vernunft erstreckt sie sich vor der Hand noch nicht. Die Vernunft, als eine erst erwachende Kraft ist den äußern Angriffen noch nicht so sehr gewachsen. Ihr Gebieth ist also vor der Hand, die kleinen Diversionen ausgenommen, welche die schon länger wachen Verstandeskräfte machen, anfangs ohne aller wichtigen Vertheidigung, und, die Lieferungen an Zehrungs- und Waffenvorräthen abgerechnet, welche von den Verstandeskräften geschehen, sogar ohne allen wich-

tigen Anstalten zur Vertheidigung. Hieraus ist daher die Natur noch leichter zu vertreiben. Der Kampf ist hier noch zu ungleich. Auf der angreifenden Seite Erfahrung, und lange Uebung, — auf der angegriffnen noch fast gänzliche Unkunde und Ungeübtheit; — auf der ersten eine durch mancherley Künste unterstützte Stärke, — auf der zwoten die bloße unverdorbne, aber auch erst wachwerdende Naturkraft; — auf jener — mühsam verfertigte Panzer, — auf dieser noch die ursprüngliche, jede Verwundung fühlende Nacktheit, — welcher Kampf! Kann da der Sieg — der Regel nach — zweifelhaft seyn? Er müßte immer der ersten Parthey zu Theil werden, wenn sich diese nicht, auch hier wieder sehr oft selbst bestreiten, und dadurch die Vortheile, die sie für sich erringen will, ihrer Gegnerinn in die Hände spielen müßte. Dieser Umstand führt auch hier den Sieg oft wieder in die Arme des Jünglings. Seine Kräften allein würden es nicht thun, wenn sie früh angefallen werden. Diese sind noch zu unverhältnißmäßig. Wir sehen deswegen den Jüngling, wenn er auch von allen übrigen Seiten noch so unüberwunden geblieben ist, von der Seite seiner Vernunft immer noch unterliegen, sobald der Angriff, der darauf gleich anfangs geschieht, mit sich selbst übereinstimmend ist, und übereinstimmend bleibt. Wir sehen oft, wie der nämliche Jüngling, dem man im Gebiethe seines Verstandes ungeachtet aller Anstrengung das Licht und die Wärme der Sonne nicht mehr verdächtig machen konnte, sich im Gebiethe der Vernunft sehr leicht eine Laterne und eine Glutpfanne aufdringen läßt. Wir sehen oft, wie der nämliche Jüngling, der so eifersüchtig über die natürlichen Gestalten seiner schon länger eingetretenen

Kräfte wacht, seine erst eintretenden immer bald der Unnatur hingiebt, wenn diese zu fodern nicht nachläßt. Wir sehen nämlich oft, wie der nämliche Jüngling, der über die Gegenstände des Verstandes sehr richtig und selbstständig denkt, und fühlt, über die Angelegenheiten der Vernunft noch sehr leicht, und schnell unrichtig, und selbstlos schließen und handeln lernt. Man kann den Jüngling, der verständig geworden ist, in der Regel nicht mehr dumm machen. — Man kann ihn, wenn er weich geworden ist, in der Regel nicht mehr härten. Aber man kann ihn noch unvernünftig machen. Man kann ihn seine Weisheit mit einer harten Hülle — manchmal bedecken — lehren. Er wird, wenn er einmal weis, daß auf der Erde zweymal zwey — viere macht, nie mehr zu bereden seyn, daß es da fünfe mache. Er wird aber noch zu glauben im Stande seyn, daß es im Himmel fünfe machen könne. — Er wird, wenn er einmal gefühlt hat, daß die irdische Wärme wohlthut, und hervorbringt, nie mehr dahin zu bringen seyn, daß er sie für schmerzlich und zerstörend halte. Er wird aber noch zu bereden seyn, daß die überirdische Wärme weh thun und zerstören müße. — Er wird, wenn er es schon angefangen hat, nie mehr aufhören, geschickt und überhaupt gutartig zu seyn. Aber er wird noch anfangen können, bey aller seiner Geschicklichkeit thöricht, und bey aller seiner Gutartigkeit lasterhaft zu seyn. Es wird sein Verstand, wenn er einmal richtig entwickelt ist, nicht mehr schief entwickelt werden können. Aber seine Vernunft, die sich eben zu entwickeln anfängt, wird noch nach Belieben verschoben werden können. Woher entstünde denn sonst die, leider! unter uns so gewöhnliche Verbindung des

naturgemäßesten Verstandes und Gefühls mit der naturwidrigsten Vernunft und Handlungsweise? Du hältst deinem Nachbarn von Ferne einen sehr feinen Vordersatz vor. Er sieht ihn gleich und deutlich. Nun trittst du mit der Schlußfolge nahe an ihn hin. Und nun ist er blind. Er sieht deine Schlußfolge nicht, du magst sie beleuchten, wie du willst, und kannst. — Oder du zeigst deinem Nachbarn von Ferne eine Geschichte vor. Er nimmt Antheil daran. Die fremde Tugend erwärmt ihn. Das fremde Laster starrt ihn an. Nun trittst du mit ihm in nähere Verhältnisse, und giebst ihm Gelegenheit zu Handlungen, — und nun ist er wie die Wetterfahne, die warm und kalt wird, je nachdem ein Wind geht. Nun magst du anfeuern, wie du willst, und kannst, du erwärmst ihn nicht, wenn nicht der laue West seiner Laune bläßt. Woher diese Widersprüche, als daher, daß der **Vernunft** ihre **Natur** noch leicht geraubt werden kann, wenn dem **Verstand** die seinige schon gesichert ist?

Was aber der Naturgemäßheit der Vernunft des Jünglings noch an Stärke fehlt, das ist ihr zum Theil an der **Reinheit** ihres Gefühls wieder ersetzt. Die Vernunft kann sich also zwar hier noch nicht gegen jeden Angriff der Willkühr hinreichend vertheidigen. Aber sie fühlt doch noch jeden solchen Angriff, und will sich dagegen vertheidigen. Und da giebt ihr dann ihre mit sich selbst sehr oft uneinige Feindinn, wie schon oft gesagt, manche Blöße, die sie zu ihren Vortheil benützt, besonders, wenn sie von einem schon glücklich entwickelten Verstand unterstützt wird. Deswegen treffen wir selbst die anfangs noch schwache, und doch oft schon sehr

stark angegriffne Vernunft noch so oft ganz oder wenigst grösstentheils gerettet an. Wo sie nicht siegen kann, kann sie wenigst entwischen. Zum letzten braucht sie nur Lücken, wo sie durchkommen kann, und den Wunsch durchkommen zu wollen. Jene verschafft ihr der Widerspruch ihrer Gegner, und diesen ihre eigne Natur, die ihr bey jedem offnen oder versteckten, unmittelbaren oder mittelbaren Angriff durch ein Misbehagen zeigt, daß sie sich nicht an der rechten Stelle befindet. Wie bald bemerkt der Jüngling nicht das erborgte Licht in unzureichenden Beweisen? Wie bald sieht er nicht den verkleideten Irrthum in unzuverläßigen Lehrgebäuden? Wie bald fühlt er nicht die erkünstelte Wärme in widernatürlichen Empfindungen? Wie bald ahndet er nicht die versteckten Laster in willkührlichen Tugenden? — Er sieht in dem ganzen Kunstschein, mit dem man ihm das Dunkel der Widersprüche aufzuhellen sucht, nichts als eine mit gelben Licht besprengte Finsterniß, die ihn ihr halbes Vorzeigen der Dinge noch mehr verwirrt, als die Nacht selbst durch ihr ganzes Verborgenhalten. Er fühlt in der ganzen Kunstwärme, mit der man ihn in den erstarrten Wüsten der Unnatur leben machen will, nur den durch Ofenhitze abgehaltnen Winterfrost, der ihn bey der kleinsten Entfernung vom Feuerheerde desto empfindlicher packt. Er sieht sehr scharf, und fühlt sehr fein. Ein einziger Blick in den Tempel höherer Wahrheiten, ein einziger Hauch höherer Gefühle nimmt ihn oft, indeß ihr euch umseht, aus euern Kunststuben in die lichten und überall lebenswarmen Gefilde der Natur weg. Wie häufig sind nicht auch hierüber wieder die Klagen der Freunde der Finsterniß? Wir hören sie ja täglich

jammern, daß ihnen nun schon wieder einer oft sogar der hoffnungsvollsten Novitzen ihres dunkeln Ordens durch irgend ein Buch, durch irgend eine Gesellschaft, durch irgend ein einziges bedeutendes Wort entwendet worden sey. Wir sehen sie täglich ihre Aufmerksamkeit vermehren, und ihre Gebothe und Verbothe auf die dem Scheine nach gleichgiltigsten Dinge immer mehr ausdehnen. Würden sie dieses thun, wenn nicht der geringste Umstand im Stande wäre, ihnen ihre neuen Rekruten wieder zu entziehen?

Das Freyheitsgefühl des Menschen hat, wie ich oben schon anmerkte, mit seiner Naturgemäßheit gleiches Schicksal. Beyde sind größtentheils unzertrennlich. Beyde gewinnen und verlieren also durch die nämlichen Ereignisse. Es zeigt daher auch das Freyheitsgefühl des Jünglings im Ganzen nicht mehr die vorige Reinheit und Schnellkraft. Auch diese Grundanlage des Menschen hat bis zum Jünglingsalter durch die bis dahin schon am meisten gehäuften Einflüsse feindlicher oder freundlicher Mächte immer mehr, als jemals zuvor, von ihrer Ureinrichtung verloren. Der Jüngling fühlt wenigst einige der feinsten Berührungen der Willkühr immer noch weniger, als der Knabe. Er wagt sich immer noch weniger wenigst an einige der allgemeinsten Schranken derselben. Er hat schon mehr, als jemals, Willkühr gefühlt. Er hat schon mehr, als jemals Schranken wegräumen wollen, und sie nicht wegräumen können. Seine Empfindung ist durch die größere Zahl von Wiederholungen der Eindrücke mehr als jemals gehärtet. Sein Muth ist durch die größere Zahl mislungener Versuche mehr, als jemals, an die Mes-

sung seiner Kräfte gewöhnt. Es haben sich seine Erfahrungen, seine Gewohnheiten und seine Rücksichten gehäuft.

Allein wenn das Freyheitsgefühl bis zum Jünglingsalter keinen andern Verlust leidet, als diesen unvermeidlichen, so hat es immer ohne Vergleichung mehr gewonnen, als verloren. Es ist nämlich nur die feine Empfindlichkeit für kleine Berührungen, die ohnehin weder schmerzen, noch hindern, und der oft ganz unüberlegte Muth gegen allgemeine Schranken, die ohnehin mehr beschützen, als beschränken, verloren. Es ist aber dafür eine Kraft gewonnen, welche nun nicht mehr blos jedes Hinderniß zu entfernen sucht, sondern meist auch jedes, das sie entfernen will, wirklich entfernt. Die Kraft mißt sich zwar nun öfter, ehe sie anpackt. Dieses that sie sonst nicht oder seltner. Sie unterlag aber sonst auch öfter. Itzt unterliegt sie seltner, und sie mißt doch oft wieder, da sie sich selbst mehr fühlt, als kennt, mehr nur ihren Wunsch, als ihre Macht. Sie hat so sehr zu genommen, daß sie selbst darinn zugenommen zu haben scheint, worinn sie abgenommen hat. Sie fühlt itzt mehrere Beschränkungen, als zuvor, da sie auch noch alle kleinsten fühlte; denn sie fühlt itzt mit mehrern Organen. Sie wagt sich itzt an mehrere Angriffe, als zuvor, da sie sich auch noch an alle entferntesten machte; denn sie streitet itzt mit mehrern Waffen. Ihre Empfindung hat also an Ausgedehntheit so zugenommen, daß man ihre kleine Abnahme an Feinheit gewöhnlich nicht nur nicht bemerkt, sondern diese Feinheit vermehrt glaubt, weil man die Ausgedehntheit vermehrt findet. Ihr Muth

hat an Kraft nach Außen so zugenommen, daß man seine kleine Abnahme an innerer Schnellkraft nicht nur nicht bemerkt, sondern dieselbe auch vermehrt glaubt, weil man die Kraft nach Außen vermehrt findet. Wirklich haben sich am Freyheitsgefühl des Jünglings nur diejenigen offen gelegnen Fasern der Empfindung mit einer feinen Haut bedeckt, die ohne selber für die unvermeidlichen rauhern Anstöße der Willkühr unsrer Welt ohnehin immer zu nackt wären, — und es haben sich nur einige derjenigen unentbehrlichen Zügel des Muths angesponnen, ohne welchen dieser bey den unter Menschen unvermeidlichen Schranken einiger kleiner Willkühr ohnehin in Tollkühnheit ausarten würden. Uebrigens steht aber dieses Gefühl im Jüngling da, groß und kraftvoll, wie ein Halbgott, der gekommen ist, Segen und Freude in die Gegend zu bringen, in der er sich niederläßt, — und gerüstet zum Kampfe und zum Siege gegen jeden Angriff, der den Segen und die Freude, die er austheilt, hindern will. Welch ein Schauspiel, den Jüngling im Streit um seine Freyheit zu sehen! Welche Flamme blitzt aus seinem Auge? Welches Feuer schwellt seine Ader? Welche Kraft erhebt seine Muskel? Welcher Glanz umstrahlt seinen Gedanken? Welcher Himmel begeistert sein Herz? Widersteht eine Fessel seiner Anstrengung? Hält eine Schranke seinen Angriff aus? Ringt ihm eine Kraft den Sieg ab, wenn er ihn will? Wer kämpfte von jeher glühender und glücklicher gegen die Willkühr, als der Jüngling? Soll ich an die schönen Zeiten Griechenlands und Roms, — soll ich überhaupt an alle jene bessere Zeiten erinnern, in welchen irgend eine Freyheit mit irgend einer Sklaverey um die Oberherrschaft

rang? Wem dringt sich nicht von selbst das Andenken jener Heldenjugend auf, welche die unübersehbaren Heere der Perser und der Welt schlug? Wem dringt sich nicht von selbst aus der ganzen Geschichte die stäts wiederholte Bestättigung der Wahrheit auf, daß die Jugend, wenn sie einmal zum Kampf gegen die Willkühr gelangte, dann immer nicht blos mit gleichen Waffen, sondern meist mit Blitzen gegen Pfeile focht. Der Jüngling besitzt seine Menschheit beynahe schon ganz, und immer noch nicht vollends verfälscht. Trifft also eine Funke das entzündbarste Feuer, welches im Menschen brennt, — den Trieb nach Freyheit im Jüngling, so flammt der unwiderstehlichste Brennstoff auf, und die Strahlen, welche auf hindernde Gegenstände ausströmen, sind Strahlen aus Ungewittern.

Indeß erstreckt sich diese große Kraft des Jünglings auch wieder vor der Hand nur auf die Bezirke seines Körpers und seines Verstandes. Im Gebiethe der Vernunft zeigt er auch hier — wenigst anfangs — noch keinen nachdrücklichen Widerstand gegen die Willkühr. Wenn man ihn daher unter irgend ein Joch beugen will, so muß man ihn von dieser Seite angreifen. Einzelne noch so fürchterlich gerüstete Irrthümer bekämpfen ihn sehr oft vergebens. Aber ein Lehrgebäude von Irrthümern darf sich oft nur zeigen, um ihn zum Weichen zu bringen. Starke Ketten von Belohnungen und Strafen fesseln ihn oft vergebens. Aber ein leichtes Gewinde von neuen Leidenschaften, noch zart und fein, wie es die dünnen Fasern der erst aufsprossenden Keime zulassen, umwickelt ihn bald fest und rettungslos. — Er liebt allenthalben, wo er schon be-

kannt ist, die wohlthätige Freyheit der Natur, und vertheidigt seine Liebe, und ihre Genüße mächtig und glücklich. Aber da, wo er itzt erst bekannt wird, kann er immer noch leicht an die Umzäunung der Kunst gewöhnt werden. Er untersucht und befühlt die Gegenstände seiner Sinnenwelt und seines Verstandes nach seiner eignen Denkungs- und Empfindungsart, und sträubt sich gegen jede Brille und gegen jeden Harnisch, wodurch die Unabhängigkeit seines Gesichts und Gefühls beschränkt würde. Aber bey den Gegenständen der neuen Geisterwelt, die sich itzt seiner Vernunft öffnet, läßt er sich immer noch bald bewegen, sich auf eine fremde Denkungs- und Empfindungsart hinzulegen. Hier läßt er sich immer noch bald einschränkende Gläser und Panzer aufdringen. Er ist hier noch ein Neuling. Er besitzt also in seiner Unerfahrenheit noch jene Schwäche, welche allein der Kunst so oft das Uebergewicht über die Natur giebt. Die glänzenden Waffen der in Reihe und Schlachtordnung gestellten Irrthümer des Lehrgebäudes betäuben ihn, der auf diesem neuen Schauplatz ohnehin noch zu keinem deutlichen Bewußtseyn der vielen neuen Gegenstände gekommen ist. Er bemerkt also vor der Hand die Kraftlosigkeit und Widersprüche nicht, welche unter den Waffen und unter der äußern Ordnung seiner Gegner versteckt sind. Ein einziges Manoeuvre, und er giebt sich, oder vielmehr, man nimmt ihn — gefangen. — Die lockenden Kränze der künstlich und schön verflochtnen neuen Leidenschaften ziehen ihn an sich, da er von Blumen und Freude ohnehin nie Arges vermuthet. Er sieht die Stricke nicht, die unter dem täuschenden Gewande verborgen sind. Einen Zug an der Schlinge, — und er ist gebunden, ohne es zu fühlen.

fühlen. — Der Jüngling vermuthet vor der Hand in einer solchen Höhe, als diejenige ist, wohin ihn itzt die Vernunft führt, keine fruchtbaren, oft überhaupt gar keine Ebnen mehr. Er erstaunt also, wenn er in dies ses neue Vaterland eintritt, und noch unwissend, daß das ganze Land auch ihm, wie jedem andern, angehö re, nimmt er, zufrieden, etwas zu haben, mit eis nem kleinen Bezirk vorlieb, den ihm die gefällige Kunst überdieß auch schon angebaut hat. Er läßt sich also hier bald eine Umzäunung gefallen, die ihm nur ein neues unerwartetes Eigenthum zu sichern scheint. Er sieht in den Sätzen eines systematischen Irrthums nur Stufen, welche zu seinem Glück in die steilen Bergwege gehauen sind. Er sieht in den Fesseln widernatürlicher Leidenschaften nur Ket: ten, an welchen zu seinem Vortheil Brücken über die sonst unübersteiglichen Tiefen hangen. Er sieht in allen Anstalten, welche das Vorurtheil und das Laster zu seiner Sklaverey machen, nur zuvor: kommende Bemühungen der Klugheit und des Wohlwollens, seine Rechte und seine Glückselig: keit auch in diesen hohen Gegenden zu sichern.

Die Region der Vernunft ist ja überhaupt von der Art, daß sie selbst ihren schon erfahrnern Bewohnern oft noch gefährlich wird. Selbst diesen wurde da bisher oft noch ihre Freyheit entwendet, ohne daß sie eigent: lich recht wußten, wie es zugieng. Die Dinge, die da einheimisch sind, sind gegen die Dinge der übrigen tiefer liegenden Gegenden gehalten, von so ganz verschiedner Natur, daß man sich ungeachtet aller Be: kanntschaft mit diesen doch noch nicht in die Bekannt:

schaft mit jenen zu schicken weis, und sogar bey schon erlangter Bekanntschaft mit denselben doch noch wegen den immer anklebenden Gewohnheiten von unten wenigst nicht gleich in den Umgang damit fügen kann.

Lauter neue Gegenstände einer neuen Welt, und dazu ein neuer Maaßstab, auf welchen nicht so gewöhnlich, wie auf dem sonst gebräuchlichen gemessen wird! Wie bald ist fehlgemessen! wie bald selbst sogar ein Maaßstab mit dem andern verwechselt! Die Vorstellungen und Empfindungen dieser Gegenden sind alle blos geistiger Natur. Wie leicht ist es möglich, daß die Einbildungskraft, diese mächtige Fee, vor dessen Zauberruthe keine Gegend gesichert ist, statt den geistigen Gestalten — Luftgestalten hingezaubert, welche durch eine täuschende Aehnlichkeit hintergehen. Dazu kömmt noch, daß die natürliche Leichtigkeit des Irrthums nirgends mehr, als hier, von boshaften Betrügern, noch durch eine künstliche vermehrt wird, weil nirgends mehr, als hier, dabey zu gewinnen ist. Ist es da nun anders möglich, als daß der neue Ankömmling seine Freyheit, wenn man sie ihm ein wenig geschickt ablockt, oder ein wenig ungestümm abfodert, auch bald abgiebt. Er glaubt sie dadurch zu erhalten, oder da gar nicht nöthig zu haben. Daher sehen wir so oft, wie sich der nämliche Mensch, der als Knabe frey und muthig im Felde des Verstandes und der Empfindung herumsprang, als Jüngling im Gebiethe der Vernunft bald und willig an das Joch irgend eines künstlichen Vorurtheils oder einer tyrannischen Leidenschaft spannen läßt, — und dann gewöhnlich lebenslänglich am Joche fortzieht, obwohl er mitunter auch lebens-

länglich, so oft er das Gebieth des Verstandes betritt, wieder frey, und selbstständig einhergeht. Daher sehen wir, daß oft sogar derjenige Mensch, der selbst in einem Bezirke der Vernunft aufrecht, und bandenlos fortschreitet, in einem andern seinen Nacken unter eine Fessel der Willkühr beugt. Daher konnte Descartes, der große Wiederhersteller der bessern Philosophie, auf einer Seite neuen Wahrheiten neue Tempel bauen, und auf der andern doch noch selbst irgend einem alten Irrthum huldigen. Er konnte eine Wallfahrt nach Loretto geloben, wenn ihm zu einem neuen System in der Philosophie verholfen würde. Daher konnte Alexander, der große Verwüster friedlicher Länder, auf einer Seite die ganze Nichtigkeit des bloßen äußern Ruhms einsehen, und auf der andern doch noch demselben nachjagen. Er konnte nach solchen Wagestücken, wie jenes war, das er im Kampfe mit den Malliern bestand, wo er allein von der feindlichen Stadtmauer in die Stadt selbst hinabsprang, — ausrufen: O! ihr Athenienser! Was kostet es mich, von euch gelobt zu werden! — Er konnte dieß ausrufen, und dann doch wieder zu neuen Wagestücken fortstürzen. Daher konnten überhaupt die sonst so unerschrocknen Griechen und Römer vor dem Fluge der Vögel, vor den Eingeweiden der Thiere, und tausend ähnlichen Kleinigkeiten erschrecken. Daher konnten endlich überhaupt von jeher selbst die sonst klugen Leute die Zauberlaternen herrschender Meynungen anbethen, und die Schatten bloßer Phantasiekörper fürchten.

Die Gefahr, unterjocht zu werden, ist im Gebiethe der Vernunft am größten. Der Mensch ist da an-

fangs, wie bey jedem Anfange einer Kraftentwicklung, schwach, der Angriff auf ihn ist hier allgemeiner und stärker, als sonst irgendwo, und überdieß tritt hier auch seine Einbildungskraft selbst — leichter, als sonst jemals auf die Seite der Feinde. Es wirken also alsdann Verrätherey von Innen, und verstärkte Angriffe von Außen auf einen Zweck zusamm. — Indeß wird diese Gefahr, die aus der ursprünglichen Schwäche der aufwachenden Kräfte entsteht, durch die auch noch ursprüngliche Reinheit des Gefühls wieder gemindert. Der Jüngling kann also zwar noch nicht jeden Angriff auf seine Vernunft abwehren. Aber er fühlt doch wieder noch jeden, und kann ihm also, bey den bekanntlich zahlreichen Nachläßigkeiten des Feindes, entwischen. Man erinnere sich nur an seine eigne Jünglingsjahre! Wie viel Unbegreifliches und Hinderndes fand man nicht in mancher von Außen deutlich begriffenen, und von allen äußern Hindernissen sehr gereinigten Lehrmeynung, — und wie viel Unbehagliches in mancher nachdrücklich empfohlnen, und sehnlich gesuchten Empfindung? Man fühlte sich in manchem weitläufigen Lehrgebäude eingeengt, und durch manche dem Scheine nach hochstrebende Empfindung niedergedrückt. Man fühlte den Blick durch manche vorgebliche Bewaffnung des Auges mehr beschränkt, als geschärft, und das Gefühl durch manchen angelegten Flügel mehr beschwert, als erleichtert. Man fühlte sich durch manche Hilfe mehr zurückgehalten, als unterstützt. Man wußte nicht, wo etwas fehle. Aber man empfand, daß irgendwo etwas anders seyn solle. Man sah eine Menge Lichter, und sah dann doch

nichts anders als eine Reihe dadurch sichtbar gewordner Schatten. Man fühlte eine Menge schnell auflodernder Feuer, und fühlte dann doch nichts anders, als eine Abwechslung geschwinder Hitze, und dadurch desto empfindlicher gewordner Schauer. Man sah immer nur die nächsten kleinen Bezirke der Leuchter, worauf die Kerzen standen, erleuchtet. Man fühlte nur die engen Heerde, worauf die Feuer brannten, erwärmt. Breitete man Blick und Hand weiter aus, so wards wieder dunkel und kalt, — und nahm man gleich ein Licht und eine Kohle mit sich fort, so konnte man sich doch nie ganz von der Dunkelheit und Kälte retten, die einen auf diesen Wegen allenthalben umfloß. Es war immer nur eine durch Lichter bekämpfte Nacht, ein durch Feuer bekämpfter Winter, worin man sich befand. Es war nie der von selbst helle Tag, nie die allenthalben rege Wärme der Natur. Woher diese vielen nächtlichen Schatten in einem für das Licht sonst so empfänglichem Alter? Woher die vielen Winterfröste in den der Wärme sonst so ergebnen Jahren? Woher die Aufmerksamkeit auf diese Schatten und Fröste in der sonst so leichtsinnigen Jugend? — Woher die vielen Unbegreiflichkeiten bey ihrer sonst so leicht begreifenden Fassungskraft, — die vielen Unbehaglichkeiten bey ihrer sonst so leicht zum Wohlbehagen sich stimmenden Empfindung, — die vielen Hindernisse bey ihrem sonst so ebnen Pfaden und Sinn? — Woher anders, als daher, daß die Kraft, die erst aufwacht, noch die ursprüngliche Feinheit ihres Gefühls besitzt, also jeden, auch noch so leisen Eindruck, bemerkt. Der Irrthum mag sein Gewebe noch so fein spinnen. Der Jüngling fühlt sich doch wenigst von einigen Fäden umwun-

den. — Die Meynung mag ihren Nebel noch so dünn über den Dunstkreis der Wahrheit hinschütten. Der Jüngling fühlt sich doch — wenigst in einigen Richtungen zu beschränkt. — Die Willkühr mag ihre Kunstwärme noch so vorsichtig vertheilen. — Der Jüngling fühlt sich doch wenigst von einigen Seiten rauh angeweht. Der Knabe fühlt zwar auch so fein. Aber der Jüngling fühlt in einer Gegend so fein, in welcher der Knabe unmittelbar noch nichts fühlt, nämlich in einer höhern, von der Kunst mehr besuchten, und bisher von ihr mehr verdorbnen Gegend, in der Gegend der Vernunft.

Und so ist dann auch das Heiligste, und am meisten Bestrittne, was der Mensch hat, die Freyheit seiner Vernunft, vor den Klauen der Willkühr so sehr, als es ihre Natur zuläßt, selbst da schon geschützt, wo sie in ihrer beynahe noch gänzlichen Wehrlosigkeit auch beynahe noch ganz ungeschützt scheint. Auch sie ist da durch die Feinheit ihres Gefühls, und durch die Widersprüche ihrer Gegnerinn geschützt, wo sie es durch ihre Waffen und durch ihre Klugheit noch nicht ist. Auch sie fühlt diejenigen Angriffe schon, die sie noch nicht sehen kann, und erhält von ihrer Gegenpartey selbst diejenigen Lücken, die sie zum Entwischen nöthig hat, und die sie sich noch nicht durch ihre eigne Kräfte verschaffen kann. Wie wäre es sonst möglich, daß sie bey der von jeher fast immer ungeheuren Anstrengung ihrer zahlreichen und mächtigen Feinde doch noch so oft ganz oder wenigst zum Theil gerettet wurde, und noch täglich gerettet wird? Man kennt das Alter, die Ausgedehntheit und die zahllosen

Künſte der Verſchwörung der Dummheit und des Laſters gegen die Menſchheit, und man weis, daß ihre Angriffe von jeher gegen keinen Poſten mehr und eifriger gerichtet waren, als gegen die Poſten der Vernunft. Sollte man nicht erwarten, daß ſich der Streit ſchon lange zum Vortheile der Verſchwornen — beſonders in Rückſicht der Vernunft — geendigt habe? Man ſollte ja nicht nur glauben, daß kein großer Gedanke, ſondern man ſollte überhaupt ſchon glauben, daß auch nicht einmal ein erträglicher, ein gewöhnlich brauchbarer mehr unter den Menſchen anzutreffen ſey.

Wie ſteht es aber gegenwärtig mit dieſem Kampfe? Iſt er, anſtatt geendigt zu ſeyn, nicht vielmehr heftiger, als jemals? Neigt ſich der Sieg, den man ſo wahrſcheinlich auf der Seite der Verfolger vermuthen ſollte, nicht vielmehr immer ſtärker auf die Seite der Verfolgten? Wie ſteht es mit den Gedanken? Sind nicht ſehr viele gewöhnlich brauchbare — ſind nicht ſelbſt mehrere große im Umlaufe? Kommen nicht täglich immer noch mehrere darein? Kommen ſie nicht gerade am meiſten durch die Jünglinge darein? Der Kampf dauert nun ſchon einige Jahrtauſende, und die Bekämpften werden dadurch nur immer mächtiger. Wenn ſie auch manchmal ein Jahrtauſend hindurch unterlagen, ſo richteten ſie ſich von ihrer Niederlage nur deſto kraftvoller wieder auf, und nie ward eine Niederlage ſo allgemein, als es die Verfolger wünſchten. Woher dieſe Unvollſtändigkeit des Siegs? Die Verfolgten kamen doch immer ſchon als

noch neugebohrne, also als noch ganz unselbstständige Wesen in die Hände ihrer Verfolger. Sie standen daher immer fast ganz in der Macht ihrer Willkühr. — Sie standen aber auch immer unter dem Schutze der Natur und ihrer Wesenheiten. Es liegt in der Natur der Jugend, empfindlich und geneigt zur Unabhängigkeit, — und in der Wesenheit der Willkühr, widersprechend zu seyn.

Druckfehler.

Seite 7	Zeile 5	v. O.	statt sehn	— sehe
— 8	— 12		— angesehen	— anzusehen
— 12	— 5		— bestimmtbar	— bestimmbar
— 17	— 11	v. U.	— andern	— andere
— 18	— 6	v. O.	— größere	— größern
— 20	— 14		— nehmen	— nehme
— 26	— 4		— der Regel	— der Regel nach
— 32	— 6	v. U.	— schweren	— schwerern
— 39	— 5		— (.)	— (!) —
— 49	— 2	v. O.	— verschwendenden	-verschwindenden
— 55	— 3 u. 4.		— erkünsteln	— überkünsteln
— 57	— 2 u. 3.		— erstes	— ernstes
— 65	— 3		— Säuen	— Sehnen
— 69	— 15		— nicht	— auch
— 81	— 14		— wird	— wieder
— 97	— 12	v. U.	— seinen	— seinen letzten
— 106	— 15	v. O.	— zweyte	— Zwecke
— 109	— 5	v. U.	— ihr	— ihn
— 122	— 12		— weniger	— wenigen
	— 5		— in	— an
— 134	— 2		— stritten	— streiten
— 136	— 7	v. O.	— Wen	— Jemanden
— 138	— 6		— nur	— nun
	— 7		— niemal	— einmal
— 149	— 8		— ihn in seiner	— ihn seiner
— 150	— 9		— als sie	— sie als
— 155	— 10		— Abendteuer	— Abentheuer
— 159	— 12		— als	— also
	— 18		— weil die	— weil sie die
— 161	— 18		— gewöhnlicher	— gewöhnlich
— 165	— 4		— sahen	— sehen
	— 1	v. U.	— Menschenwerden	— Menschwerden
	— 10		— den Begriffen	— dem Begriffe
— 168	— 15	v. O.	— (;)	— (.)
— 175	— 14		— herhätze	— hersetze
— 187	— 1		— Thoren	— Thore
— 190	— 13	v. U.	— Kleinigkeit	— Kleinheit
— 191	— 7		— es fürchten	— es sich fürchten

Seite 191	Zeile 5		ſtatt gehet — gähnet
— 200	— 12	v. O.	— nach — auch
— 213	— 14	v. U.	— Siegers — Sieges
— 216	— 12		— ihnen — mit ihnen
— 227	— 8	v. O.	— wahre — wache
— 228	— 10	v. U.	— um — nun
— 256	— 6		— nun — nie
— 257	— 3	v. O.	— bebt — lebt
— 259	— 5		— Hauchen — Hauch
— 265	— 6		— des zufälligern — das zufälligere
— 270	— 12	v. U.	— Nachgefühl — Nachtgefühl
— 274	— 8	v. O.	— ißt — iſt
— 276	— 12	v. U.	— auch er — er auch
— 301	— 10		— oder — der
— 305	— 4		— im — am
— 309	— 12	v. O.	— Komma — Punkt
— 321	— 12	v. U.	— Märe — Mähre
— 323	— 2	v. O.	— Dala — Dalai
— 330	— 11	v. U.	— Ebermaaß — Ebenmaaß
— 363	— 14		— ihr — durch ihr
— 368	— 2		— Gewande — Gewinde

Anmerkung. Einige andere Fehler z. B. einen Buchſtab zuviel oder zu wenig, einen großen ſtatt einem kleinen u. ſ. f. Beſonders aber Ahndung ſtatt Ahnung beliebe der Leſer in ſeinen Gedanken ſelbſt zu verbeſſern. Die Entfernung des Druckorts wird den Mangel einer größern Genauigkeit entſchuldigen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weiller, Kajetan <<von>>,

Versuch einer Jugendkunde

München 1800
Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Ig (b) 2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11341468-7
VD18 11372761-003